2

Von Aloys Wilhelm
Schreiber

JWr

16250.

8

# Kleine
# Aufsätze
## zur Erholung
## für
## allerlei Leser.

Frankfurt,
Im Verlag der Keßlerschen Buchhandlung
1787.

# Wie wird das ablaufen?

## Eine historische Anekdote.

---

Der Kalif Montasser, Muhameds dreisigster Nachfolger, hatte sich durch Vatermord den Weg zum Throne gebahnt. Dies zeugt gnugsam, daß die damaligen Freunde und Anhänger dieses Prinzen eben solche Bösewichter wie er gewesen seyn müssen. In der Folge schenkte er einen Theil seines Zutrauens einem tugendhaften und braven Offizier von einer, besonders an einem asiatischen Hofe, höchst seltenen Uneigennützigkeit. Daher, so hieß dieser Offizier, nahm nie Theil an den Lastern und Verbrechen seines Herrn; da er sich als seinen Unterthan und nicht als seinen Richter betrachtete, so diente er ihm jederzeit mit der vollkommensten Treue. Von dem Kalifen mit den wichtigsten Aufträgen nach Egypten verschickt, richtete er solche mit eben so vielem Eifer als Glück aus.

Auf seiner Reise dahin blieb Taher eine Zeitlang in Alexandrien. Eben war er beschäftigt den Hafen dieser Stadt zu besichtigen, als ein tunesisches Schiff in denselben einlief. Unter den vielen kostbaren Waaren, womit es beladen war, befand sich auch eine von unschätzbarem Werth, nämlich eine junge Sklavin, die ihrer himmlischen Reize wegen, den Rang und Titel einer Königin zu verdienen schien. Mit dieser auserordentlichen Schönheit vereinigten sich zugleich alle nur mögliche Talente, die den Werth derselben nur irgend zu erhöhen vermochten. Vor allen aber bewunderte man ihre reizende Stimme und ihren künstlichen und geschmackvollen Gesang.

Taher sahe sie, und ward nicht wenig bestürzt über den Eindruck, den sie auf sein Herz machte. Er war bereits fünf und dreisig Jahr alt. Jede andere Leidenschaft, bis auf die nach Ruhm, war ihm unbekannt. Er hofte sogar nie eine andere kennen zu lernen. Der Anblick dieser jungen Sklavin zog ihn aus diesem Irrthum. Er liebte sie, so wie man zum erstenmal liebt, das heißt bis zur Ausschweifung.

Sie war aus Marseille gebürtig, und sprach sehr fertig die arabische Sprache; eine natürliche Folge des grosen Handels, den diese Stadt mit den Morgenländern treibt. All die Fragen, die Taher in groser Menge an sie that, und die blos auf ihre Person zweckten, beantwortete sie ihm.

Auf

Auf diese Weise erfuhr er ihr Herkommen, ihren Namen und die Geschichte ihrer Gefangenschaft. Sie hieß Isaura. Ihre Familie hatte vordem die ersten Ehrenstellen der Republick bekleidet; aber durch verschiedene Zufälle ihrer Reichthümer beraubt, hatte sie einen Theil ihres Glanzes verloren. Isaura selbst war eine Waise. Ihre Eltern starben frühzeitig und liesen sie unter der Vormundschaft eines alten Anverwandten. Um ihr Unglück und Mißvergnügen vollkommen zu machen, mußte sich dieser in sie verlieben. Er gestand ihr seine Leidenschaft, und das ganz in dem Ton und mit der Mine eines Vormunds. Ihr Betragen war gegentheils so beschaffen, wie's sich für ein Mündel ziemt, die es zwar nicht wagt ihren Abscheu merken zu lassen, ihn aber auch schwerlich zu verbergen vermag. Von diesem Augenblick sann sie auf Mittel, dem Unglück, das ihr drohte, zu entfliehen. Ein Theil ihrer Familie hatte sich in Italien nieder gelassen. Sie beschloß ihrem Beispiel zu folgen, und sich zu Anverwandten zu begeben, die nicht die nämlichen Absichten wie ihr Vormund auf sie haben konnten, oder wenns ja auch geschähe, wenigstens eher es verdienten von ihr günstiger angesehen zu werden. Ein nach Venedig segelfertiges Schiff verschafte ihr Gelegenheit dazu, die sie auch benutzte. Unglücklicherweise aber wurd' es von einem tunesischen Korsaren aufgebracht und genommen. Es war hinlänglich genug mit alle demjeni-

gen beladen, was die Raubgier eines Seeräubers nur immer reizen konnte. Isaura insonderheit fürchtete ein Opfer seiner viehischen Geilheit zu werden. Der Afrikaner aber war mehr zum Geiz, dann zur Unzucht geneigt. Er glaubte die Entehrung Isaurens würde natürlicherweise ihren Werth vermindern, und dieser Gedanke rettete sie von der bevorstehenden Gefahr. Sie wurde für irgend einen mächtigen Herrn in den Staaten des Kalifen aufbehalten, wenn der Seeräuber nämlich keine Gelegenheit finden sollte, sie persönlich dem Befehlshaber der Gläubigen zuzustellen.

Taher gedachte diese Umstände zu nutzen. Es stand ihm frei, die junge Sklavin in jeder Stunde des Tages zu sehen und sich mit ihr zu unterhalten, so wie's einem jeden erlaubt ist, einen Diamant oder irgend ein ander Kleinod, das ein Kaufmann zum Verkauf bietet, zu wiederholtenmalen zu besehen. Er glaubte sogar zu bemerken, daß die liebenswürdige Isaura in seinen Besuchen eine Art von Beruhigung bei ihren Widerwärtigkeiten fände. Er betrog sich nicht, und wäre er weniger bescheiden gewesen, so würde er in der That mehr haben bemerken können, als er selbst zu vermuthen wagte. Mit der anziehendsten und edelsten Bildung des Körpers vereinigte Taher jene Mine von Rechtschaffenheit und sanfter Anmuth, die Jeden, selbst den Bösewicht, einnimmt. Isaura, der keine von diesen Vollkommenheiten fehlte, mußte sie

also auch natürlicherweise in unserm Asiaten schätzen. Selten pflegt das menschliche Herz sich kalten Vernunftschlüssen zu unterwerfen, wenn sie aber einmal Eindruck auf dasselbe gemacht haben, und mit seinen Empfindungen übereinstimmen, so ist es noch weit seltner sie verworfen zu sehen. Die schöne Marsilianerin, aller Hoffnung beraubt, ihr Vaterland je wieder zu sehen, wünschte natürlich nichts sehnlicher, als aus den Händen ihres Räubers befreit zu werden. Daß dieses nicht geschehen könnte, ohne in die Hände eines zweiten zu fallen, sahe sie voraus, und Taher schien ihr vollkommen den Vorzug vor andern zu verdienen. Sie würde ihn sogar dem Kalifen selbst vorgezogen haben.

Während nun ihre Wünsche so gut die Wünsche des verliebten Tahers unterstützten, wurde dieser in den schmerzvollsten Zustand versetzt. Der Preis, den der Seeräuber für die junge Sklavin forderte, war so ungeheuer, daß er sein Vermögen bei weitem überstieg. Taher war, wie bereits gesagt, ein uneigennütziger Hofmann, in diesem Augenblick aber fehlte nicht viel, daß er nicht bereut hätte, diese Tugend so weit getrieben zu haben. Ohne Zweifel geschah es hier zum erstenmal, daß der Günstling eines grosen Monarchen, aus Mangel einer Geldsumme, sich auser Stand gesetzt sahe, seine Wünsche zu befriedigen. Man wird leicht vermuthen, daß der Korsar eben diese Bemerkung machte. Der arme Taher mußte, so schloß er,

von seinem Monarchen nothwendigerweise wenig geschätzt werden, und noch weniger würdig schien er ihm Isauren zu besitzen, da er den Preis, den er forderte, nicht zu bezahlen vermochte.

Man denke sich nun selbst den trostlosen Zustand dieses unglücklichen Günstlings des Kalifen. „O Tugend! rief er aus, wie hart sind deine Proben! die grausamsten von allen aber ist sicher die, die ich jetzt ausstehen muß.“ Er kehrte zu der schönen Sklavin zurück. Ein Theil seiner Unruhe war ihr noch unbekannt. Die Erzählung seines Unglücks machte sie eben so betrübt als er es bereits war. „Ja, schönste Isaura, setzte er hinzu, ich fange endlich an zu glauben, daß das Gold in der That kostbar ist, weil dein Besitz nur blos von demselben abhängt: nicht weniger als dieses war von nöthen, mich von seinem Werthe zu überzeugen.“ — Ach erwiederte die Schöne, indem sie in Thränen zerfloß, alles dieses häuft nun noch die Grausamkeit meines Geschickes; ich darf nicht mehr der Neigung meines Herzens folgen, meine ganze Person wird feil geboten, und nur demjenigen überlassen werden, der das meiste Geld für meinen Besitz zahlen wird. — O Gott! rief Taher von neuem aus, so muß ich mich also entschließen dich zu verlieren, dich in die Hände eines andern gerathen zu sehen, der vielleicht nicht würdig ist, dich zu besitzen; und wäre er's auch, würde wohl mein Schmerz dadurch weniger

niger groß, mein Verlust weniger unersetzlich seyn? — —

Isaura erwiederte nichts, aber ihre Thränen flossen noch immer: sicher eine Art von Ausdruck, die jede andre aufwiegt. Länger konnte Taher diese Thränen nicht fliesen sehen. Er faßte einen Entschluß, der ihm äuserst schwer fiel, weil er dadurch seinen Karakter mit einmal in einem ganz andern Lichte wie bisher zeigen mußte, nämlich, zum Statthalter von Egypten sich zu begeben, nicht ihn um einen Machtspruch in dieser Sache zu bewegen, sondern nur so viel Geld von ihm zu entlehnen, als ihm an der Summe fehlte, die der Räuber begehrte. Ein reicher alexandrinischer Bürger, der Tahern seiner Tugend wegen hochschätzte, und von ungefähr von seiner Verlegenheit benachrichtiget ward, that ihm Anerbiethungen, die er gewiß in jedem andern Fall nicht angenommen haben würde. Aber seine gegenwärtige Lage war zu dringend, um sie zu verwerfen. Schon glaubte Taher das Ziel seiner Wünsche zu sehen; schon theilte Isaura mit ihm die Zufriedenheit, die sie in jeder seiner Minen las, als ein unvermutheter Zufall sie in neue Unruhen stürzte.

Der Ruf von der auserordentlichen Schönheit der jungen Sklavin hatte sich durch ganz Alexandrien verbreitet. Ahmed, der Statthalter von Ober- und Niederegypten, war einer der ersten, der diese Nachricht erfuhr; er wollte sich aber von

ihrer Wahrheit augenscheinlich überzeugen. Zu dem Ende ließ er dem Korsaren befehlen, dieses so gerühmte Wunder zu ihm zu führen. Dieser Befehl kam in den nämlichen Augenblicke an, da Taber alle Hindernisse überwunden zu haben glaubte, und eben im Begrif war, dem Seeräuber das geforderte Geld für Isauren auszuzahlen. Der Afrikaner aber fand es für nöthig, zuvor die Neugier des Statthalters zu befriedigen. Freilich bewog ihn mehr Gewinnsucht als Gehorsam hiezu. Er zweifelte nicht im geringsten, daß die Reize der jungen Französin nicht den lebhaftesten Eindruck auf die Seele des Statthalters machen würden, und hofte von einem Manne, der nach Gefallen mit einem grosen Reichthume schalten und walten konnte, einen ungleich grösern Vortheil zu ziehen, als von dem zu gewissenhaften Günstling des Beherrschers der Gläubigen.

Umsonst widersetzte sich Taber diesem Entschluß. Endlich beschloß er, den Ahmed von allem, was vorgegangen war, mündlich zu unterrichten. Sein Zweck war, ihm die Begierde, Isauren zu sehn, zu benehmen. Er überzeugte sich nun gar zu sehr, der Statthalter würde sich unmöglich entbrechen können, sein Nebenbuhler zu werden, wenn er sie nur einmal sähe. Ungeachtet ihn der Statthalter im Grunde anfeindete, so konnte er dennoch ihm seine Hochachtung nicht versagen, und dieses um so weniger, da er ihm, als Günstling des Kalifen,

immer

immer Achtung schuldig war. Er schien sogar bereit, aller seiner Ansprüche auf Isauren sich zu begeben. Unglücklicherweise wurde diese Gesinnung durch die Ankunft des Seeräubers unterbrochen, der die junge Sklavin, obgleich wider ihren Willen, nach dem Pallast des Statthalters brachte. Kaum sahe sie Ahmed, als er schon die Sprache änderte, oder vielmehr den Gebrauch derselben zu verlieren schien; aber sein Stillschweigen war sehr ausdrucksvoll. Tahers Stillschweigen war es noch mehr. Endlich unterbrach er es. Er forderte daß ihm Isaura ohne Verzug zurück gegeben werden möchte; Ahmed aber fand eine so geschwinde Entscheidung nicht nach seinem Geschmack. Er fand ein unendliches Vergnügen in ihrer Betrachtung; Isaura hingegen betrachtete nichts, und sahe nichts, als ihren Taher. Dieser letztere wurde durch die Unentschlossenheit des Statthalters, oder vielmehr durch die nur zu sichtbare Veränderung seiner Gesinnungen, fast bis zur Verzweiflung gebracht. Diese vermehrte sich noch, da sein Nebenbuhler, indem er die junge Sklavin über ihre verschiedene Talente befragte, unter andern von ihr begehrte, daß sie singen sollte. Aber anstatt zu singen, waren Seufzer, Schluchzen und Thränen alles, was man von Isauren erpressen konnte. Außer sich selbst rief Taher aus, daß Isaura ihm zugehöre und von Niemanden sonst Befehle annehmen dürfte. „Braver Taher, antwortete ihm der Statthalter, Isau-

es gehört einem afrikanischen Korsaren, und kann nur demjenigen von uns beiden zu Theil werden, der das meiste Geld für sie erlegen wird. Dieses ist eine Art von Kampf, in dem man hoffen kann, dich zu besiegen. Du hast ja schon oft genug gesiegt, um diesen Verlust geruhig ertragen zu können." — Zugleich that Ahmed ein so hohes Gebot für die Schöne, daß dadurch alle Anerbietungen seines Nebenbuhlers weit übertroffen wurden. Man kann leicht denken, daß der Korsar es nicht verwarf. Isaura wurde immer betrübter, ihre Thränen flossen immer heftiger. Tahers Wuth übertraf allen Ausdruck. „Erröthest du nicht," rief er aus, indem er sich zum Statthalter kehrte, „über den Mißbrauch der Reichthümer, die dir Schande machen, indem du sie anwendest, eine Armuth zu beschimpfen, die mir Ehre bringt? Ueber die Aufführung dieses Korsaren erstaune ich nicht im geringsten, indem sie vollkommen dem Begrif entspricht, den man sich von seinem Gewerbe zu machen pflegt; dein Betragen aber ist tausendmal schändlicher, als das seinige." —

Ahmed schien einen Augenblick nachzudenken; bald aber nahm er wieder seinen spöttelnden Ton an: „Was begehrst du, weiser Abgesandter des Befehlshabers der Gläubigen! rief er aus, gnügt es dir nicht für den uneigennützigsten Menschen in dem weitläuftigen Reiche unsers erhabenen Kalifen gehalten zu werden? Hat denn dieser Ruhm

nichts

nichts Reizendes mehr für dich? und wäre es wohl natürlich, mit diesem erhabenen Ruf zugleich die Vortheile zu verbinden, die nur der Reichthum gewähren kann? —

Eben wollte Taher antworten, aber zu seinem, des Statthalters und des Korsaren, größten Erstaunen kam ihm Isaura zuvor. „Deine Reichthümer, sagte sie zu dem Statthalter, vermögen nur den Barbaren zu blenden, der sich für den Herrn meines Schicksals hält, denjenigen, der dadurch, daß er mich meiner Familie entriß, ein Recht zu haben glaubt, mich an den Meistbiethenden zu verkaufen. Eine asiatische Sklavin würde ohne Murren gehorchen, ja nicht einmal die geringste Betrachtung sich darüber erlauben. Aber die Luft, die man in meinem Vaterlande einathmet, flößet den Personen meines Geschlechts ganz andere Gesinnungen ein. Der Huldigung der Deinigen gewohnt, mäßigt es eure Vergnügungen, theilt freiwillig mit euch eure Beschwerden, ja manchmal sogar Gefahr und Tod; mit einem Wort, wir sind die Gefährtinnen eures Lebens, aber nicht eure Sklavinnen. Gib nur immer die Hofnung auf, setzte sie mit standhaftem Ton hinzu, jemals über mich, als unumschränkter Herr, gebieten zu können. Dieser Korsar, der mich unter fremde Himmelsgegend führte, vermag nicht die Gesinnungen meines Herzens zu ändern; selbst unter Ketten und Banden werd' ich frei athmen. Meinen Leib kann

man verkaufen, aber mein Herz zu verschenken, das hängt nur von mir ab."

„Das Glück, das ich für dich bestimmt habe, erwiederte Ahmed, wird schon die Unbiegsamkeit deiner Seele besiegen; diese Fesseln, die dir jetzt so verhaßt dünken, wirst du sicher noch lieben. Ich will also wider deinen Willen dein Glück machen." — „Es ist zu späth!" fiel ihm Isaura ein, und heftete ihren Blick auf Tahern. — „Ich verstehe dich, erwiederte der Statthalter, mir ist bereits ein anderer zuvor gekommen; aber was ich vermag, und meinen unerschütterlichen Vorsatz weißt du nicht." — Zittere, rief Taher wütend, zittere, wo du den geringsten Frevel, die geringste Gewaltthätigkeit gegen Isauren wagst. Sterben will ich eher, als Beleidigungen gegen die Holde von dir verübt sehen. Der Thron des Kalifen, meines Herrn, sei jetzt meine Zuflucht; und sein Spruch entscheide. Bei allem aber, was dir lieb ist, wag' es nicht, seiner Entscheidung zuvor zu kommen." — Es sei darum, versetzte der Statthalter, ich unterwerfe mich dem Urtheil des Kalifen; Isaura bleib' indessen in meinem Pallast, und erwarte ihr Schicksal in Ruhe. Dieses Versprechen beruhigte Tahern nicht gänzlich. Der Gedanke, seine Geliebte in den Händen seines Nebenbuhlers zu wissen, war schrecklich für ihn. Indeß ergab er sich. Isaura selbst suchte ihn aufzurichten.

Ihre Trennung war schmerzhaft. Umsonst würde man versuchen, dasjenige mit Worten auszudrücken, was sie empfanden. Isaura fürchtete ein ungerechtes Urtheil des Kalifen; Taher die Zudringlichkeit des Statthalters und Isaurens endliche Ermüdung, seinem Anhalten länger zu widerstehen. Glücklicherweise hielten ihn keine Staatsgeschäfte ferner in Egypten zurück. Er eilte daher mit der auserordentlichsten Geschwindigkeit nach Bagdad, wo der Kalif seinen Sitz hatte. Die Aufnahme dieses Monarchen schien günstige Vorbedeutung für ihn. Taher gab ihm von seinen Geschäften umständlichen Bericht. Montasser überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und erkundigte sich nach allen Merkwürdigkeiten, die er auf seinen Reisen gesehen hatte. Diese Gelegenheit war für Tahern zu günstig, als daß er sich über einen Gegenstand nicht hätte erklären sollen, der ihn unendlich mehr interessirte, als die Obelisken, Pyramiden und alle übrige Alterthümer Egyptens. — „Beherrscher der Gläubigen!" sagte er, „dasjenige, so ich in diesem, an bewundernswürdigen Denkmälern, so reichen Lande am meisten bewundert habe, ist ein Wunderwerk, das alle übrige verdunkelt, und dessen Verlust eben so sehr mein Unglück, als sein Besitz mein Glück ausmachen würde." —

Diese Worte machten den Kalifen aufmerksam. Er begehrte ihre Enträthselung, und dieses eben wünschte Taher. Er begann darauf ihm sein Abentheuer

theuer mit allen Umständen zu erzählen, und das so warm, so theilnehmend, daß man's leicht abmerken konnte, wie die Liebe über seine ganze Philosophie gesiegt hatte. Montasser schien aufmerksam, schwieg hierauf einige Zeit. Dies war hinreichend genug, unsern Taher aufs äuserste zu beunruhigen. Aber wie ward ihm, als er, statt gnügender Antwort, den Befehl erhielt, unverzüglich mit neuen Aufträgen in ein entferntes Land zu reisen, das unter einem ganz andern Himmelsstrich, als Egypten lag.

Es hatte nämlich der Kalif Nachricht erhalten, wie ein griechisches Kriegsheer unvermuthet in sein Land gedrungen sei. Tahers Auftrag war, sich an die Spitze des muselmännischen Heeres zu stellen und den eingefallenen Feind zurück zu treiben. Ein Geschäfte dieser Art läßt sich schicklicherweise nicht von sich ablehnen. Taher konnte dieses noch weniger, als ein anderer. Er nahm den Auftrag an, aber mit dem augenscheinlichsten Widerwillen. Selbst das Gefühl fürs Vaterland und seinen Herrn vermochte nicht ihn zu beruhigen. „Herr, sagte er, ich eile mit deinen Feinden zu streiten, und hoffentlich sie zu bekämpfen; dürfte ich aber nur glauben, indeß vom Statthalter von Egypten nicht selbst besiegt zu werden!" — Ists möglich, rief der Monarch, daß der Gedanke an eine Sklavin so mächtig auf die Seele eines Kriegers wirken kann, der sich nur einzig und allein mit der Be-

gierde

gierde nach Ruhm beschäftigen soll? Eile nach Griechenland, verwüste die Provinzen dieses weitläuftigen Reichs, und glaube, daß du daselbst Sklavinnen genug finden wirst, unter denen du wählen kannst.

Taber ahndete wohl, daß er ohne Widerrede gehorchen müßte, indessen war ihm die Deutung dieser Worte des Kalifen doch immer noch räthselhaft. Bald dünkte ihm, die natürliche Hartherzigkeit dieses Monarchen, mit der er sogar seine Lieblinge oft zu kränken suchte, sei Schuld an diesem Betragen; mehr aber quälte ihn der Verdacht, es möchte der Kalif, laut seiner Schilderung von der Schönheit der Marsilianerin, selbst um sie buhlen. „Wehe mir, rief Taber, wenn er sie persönlich kennen sollte!“ Und so war immerwährende Furcht seine Begleiterin, und nirgend günstige Aussicht für ihn, nirgends Linderung seines nagenden Kummers.

Mit einem Herzen voll Eifersucht, Furcht und Verzweifelung gieng er den Griechen entgegen, und sein unnennbarer Kummer fand Nahrung in der Rache, die er an ihnen nahm. Er schlug den Feind und verfolgte ihn bis ins Herz seiner Lande. Hier hätte Taber sich, nach dem Rathe seines Herrn, wegen des glaublichen Verlusts seiner Isaura, schadlos halten können. Sklavinnen von eindrucksvoller Schönheit fielen ihm zur Beute; allein sein Herz war zu sehr für Isauren bestimmt.

Ueber=

Ueberall verfolgte ihn das Bild dieser Holden. Sein glorreicher Sieg selbst vermogte nicht, ihn zu erheitern.

Keinen Wunsch hatte er mehr, als eine für seine Liebschaft vortheilhafte Entscheidung des Kalifen. In dieser Ungewißheit schwebend, erblickte er Bagdad. Montasser empfieng ihn gnädig. All diese Gnade aber frommte ihm wenig; Isaura beschäftigte seine Seele. „Wird man mir sie wiedergeben? oder ist mein Richter bereits mein Nebenbuhler?“ So dachte er, und es unterbrach ihn der Kalif: „Denkst du noch immer an deine schöne Sklavin?“ — „O Himmel! rief Taher, ob ich noch an sie denke? Immer verfolgt mich ihr Bild, und nur im Grabe wirds mich verlassen. — O dulde es nicht, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, daß Isaura länger in dem Gewahrsam des ungerechten Ahmeds bleibe; der Kalif schwieg, und hieß Tahern diesen Abend mit ihm speisen. Nun zweifelte er fast nicht mehr, daß seine Geliebte entweder seinem Nebenbuhler wäre zu Theil geworden, oder der Kalif sie für sich selbst behalten hätte. Beide Fälle waren gleich schrecklich für ihn. Ueber der Tafel unterhielt Montasser ihn nochmals mit der jungen Sklavin, und fragte ihn unter andern: ob Isaurens Stimme in der That so bezaubernd wäre, als er behauptet hätte. Taher bezeugte es von neuem. „Und dennoch glaube, sprach der Kalif, daß unter meinen Sklavinnen

eine

eine Sängerin ist, die sicher den deinigen den Vorzug streitig machen wird. Auf ein Zeichen, welches er bei diesen Worten gab, erklang eine seelenschmelzende, harmonische Stimme. Taher gerieth außer sich, zitterte, wurde blaß, und der Athem entgieng ihm. Kurz, die Töne der jungen Sklavin schienen so sehr mit den Tönen Isaurens zu stimmen, daß er sie, die er auf immer für sich verloren hielt, zu hören glaubte.

Die Weise der unsichtbaren Sängerin war klagend; sie verrieth eine Seele, die ganz zur Schwermuth geschaffen schien. Ueberdem war ihr Gesang in der Sprache der provenzalischen Troubadours abgefaßt, die weder der Kalif noch Taher kannte. Der letzte aber erinnerte sich leicht, daß dieses die nämliche Sprache wäre, in welcher Isaura zu singen pflegte. Ein neuer Beweis von der Gewißheit seines Unglücks. Keine seiner Bewegungen entwischte dem Kalifen. Er erkundigte sich nach der Ursache seiner Zerstreuung. „Verzeihe, gnädiger Herr! rief der verliebte Muselmann, meine erhitzte Einbildungskraft versetzt mich entweder nach Egypten, oder Isaura befindet sich in deinem Pallast.“

Montasser, ohne zu antworten, gab ein anderes Zeichen, und es öfnete sich ein Vorhang, und Isaura selbst erschien im prächtigsten Schmucke. Man glaubte in diesem Aufzuge eher die Königin des Orients, als eine arme Sklavin zu erblicken. Taher, erstaunt und bestürzt, stieß einen lauten Schrei

aus; seine Zweifel verschwanden, und sein Unglück dünkte ihm nur gar zu gewiß. Das Stillschweigen der schönen Sklavin war vollkommene Ueberzeugung für ihn. Sie sah ihn starr an und blieb unbeweglich. Dies brachte ihn vollends ausser Fassung. *) „Gnädigster Herr! rief er aus, und umfaßte die Knie des Kalifen, gnädigster Herr! erlaube, daß ich mich entferne, diese Probe macht mich erliegen. Isaura hat dich mir vorziehen müssen. Verlange nicht, daß ich Zeuge deines Glücks seyn soll. Ich diente dir mit einem Eifer, den nichts zu beugen vermochte. Erlaube, daß meine Entfernung von hier der Lohn meiner Treue sei. Ferne von dir will ich den Gegenstand meiner Liebe zu vergessen streben, oder wenigstens im Stillen es beweinen, daß eine Isaura mich vergessen konnte."

Isaurens Seufzer und ihre Thränen unterbrachen ihn. Es war für Tahern schwer, den Bewegungsgrund derselben zu entziffern. War es Reue? — War es Zärtlichkeit? — Endlich glaubte der Kalif, daß es Zeit sei, diese schreckliche Ungewißheit zu endigen. „Erhole dich, sagte er zu seinem Günstling, ich will dich deinem Irrthum ent-

*) Diese Antwort ist aus des Abt Marigny Geschichte der Araber gezogen, wo sogar die ganze Anekdote selbst, obgleich mit wenig Worten erzählt wird.

entreisen. Isaura ist dein. Für mich hatte sie Ahmed bestimmt, und ich übergebe sie dir so, wie ich sie empfieng. Deine Verwirrung sollte mich belustigen. Ich war es, der Isauren ein Betragen anzunehmen gebot, das sie nur zu genau beobachtet hat. Ich glaubte Fug zu haben, die kleine Gefälligkeit von einer Person zu begehren, der ich nie grösere anzumuthen willens war.

Daher vergaß all den erlittenen Schmerz. Seine Freude war unaussprechlich. Er fand in Isauren Ersatz seines vorigen Jammers. Er war weit entfernt, auch nur den geringsten Verdacht gegen sie zu hegen. Sie lebten vollkommen vergnügt, und gaben ganz Bagdad ein Beispiel zärtlicher Liebe.

# Azakia

## Eine Kanadische Geschichte.

Die alten Bewohner von Kanada waren, genau zu reden, alle Wilde. Nichts beweist dies besser, als das Schicksal einiger Franzosen, die zuerst in diesem Theil der Welt ankamen. Sie wurden von den Leuten, die sie, wie sie sagten, menschlich und gesittet machen wollten, gefressen.

Neue Versuche gelangen besser. Die Wilden wurden in die innern Theile des Landes zurückgetrieben; Friedenstraktaten, die man immer schlecht beobachtete, wurden mit ihnen geschlossen; aber die Franzosen fanden Mittel, Bedürfnisse bei ihnen hervorzubringen, die ihnen ihr Joch nothwendig machten. Ihr Brantewein und ihr Tabak bewirkten das leicht, was ihre Waffen mit größrer Mühe bewirkt haben würden. Es entstand bald gegenseitiges Zutrauen, und die Kanadischen Wälder wurden nun eben so ungescheut von den neuen Einwohnern, als von den Eingebohrnen, besucht. Auch die Weiber und Mädchen der Wilden begaben sich oft in diese Wälder, und erschracken nicht, wenn sie auf einen Franzosen trafen. Alle diese Weiber sind meistentheils schön, und gewiß ver-

dankt

dankt ihre Schönheit nichts den Verzierungen der Kunst; noch viel weniger hat sie irgend einen Einfluß auf ihr Verhalten. Sie haben von Natur einen sanften, geschmeidigen Karakter, und eine immer frohe Laune; ihr Lachen ist äußerst angenehm und einnehmend. Sie haben einen starken Hang zur Liebe; ein Hang, dem die Mädchen in diesem Lande sich frei überlassen dürfen, und den sie auch immer ohne Bedenken, und ohne den geringsten Vorwurf zu fürchten, befriedigen. Nicht so verhält sich's mit einer Verheiratheten; ihre ganze Liebe darf nur ihrem Manne gewidmet seyn; und was nicht weniger merkwürdig ist, sie erfüllt diese Pflicht aufs pünktlichste.

Eine Heldinn von dieser Art, die unter den Huronen geboren war, wurde einst in einem der Wälder an der Gränze ihrer Wohnpläze, von einem französischen Soldaten überfallen, der sich nicht die Mühe gab, sie erst zu fragen, ob sie verheirathet oder ein Mädchen sei. Zudem hatt' er eben nicht Lust, die Rechte eines Huronischen Ehemanns zu respektiren. Das Geschrei der jungen Wildin bei ihrer Selbstvertheidigung zog den Baron von St. Castins, einen Offizier unter den Kanadischen Truppen herbei. Er nöthigte den Soldaten bald, seinen Raub fahren zu lassen; aber die Wilde die ihm ihre Rettung dankte, besaß so viel einnehmende Reize, daß das Vergehen des Soldaten ihm sehr verzeihlich schien. Er konnte der Versuchung nicht

widerstehn, jetzt selbst um Belohnung seines so eben geleisteten guten Dienstes zu bitten; aber wiewohl er sein Anliegen auf eine viel sanftere und einschmeichelndere Art vorbrachte, als der Soldat, so erreicht' er seinen Zweck doch nicht besser. „Der Freund, der mir vor Augen ist, sagte die Wilde, hindert mich, dich zu sehen.“ So drücken die Huroninnen sich aus, wenn sie sagen wollen, daß sie einen Mann haben, und ihre Treue gegen ihn nicht brechen dürfen. Und dieser Ausdruck ist nicht leere Form; er enthält eine unwiderrufliche Weigerung; alle Weiber dieser barbarischen Nationen bedienen sich seiner; und die Nachbarschaft der Europäer und ihr Beispiel vermochten noch nie seine Kraft zu vermindern.

St. Castins, der die Sprache und die Gewohnheiten der Huronen kannte, sah gleich, daß er alle Hofnung aufgeben müsse; und diese Ueberzeugung rief alle seine Grosmuth zurück. Er that daher weiter keine Anträge, als den, daß er die schöne Wilde begleiten wollte, die blos Zufall in das Holz geführt hatte, und die sich jetzt vor neuen Begegnissen der Art fürchtete. Indem sie zusammen fortgiengen, gab sie ihm alle mögliche Beweise von Dankbarkeit, den ausgenommen, welchen er zuerst gefordert hatte.

Einige Zeit nachher hatte St. Castins das Unglück, einen Offizier in seinem Regiment, der ihn beleidigt hatte, im Duell zu tödten. Der Offizier war

ein

ein Neffe des General-Gouverneurs der Kolonie, und dieser hatte eben so unumschränkt zu befehlen, als er rachsüchtig war. Das einzige Mittel, sich zu retten, das dem St. Castins übrig blieb, war die Flucht. Er entfloh also, und man vermuthete, er habe sich zu den Engländern nach Neu-York begeben, welches wirklich sehr warscheinlich war: allein, überzeugt, daß er eine eben so sichre Zuflucht unter den Huronen finden würde, gab er ihnen den Vorzug.

Seine Begierde, die Azakia, so hieß die von ihm befreite Wilde, wieder zu sehen, trug nicht wenig zu dieser Wahl bei. Sie kannte ihren Retter beim ersten Blick. Nichts glich ihrer Freude bei diesem unvermutheten Besuch, und sie legte dieselbe eben so unverstellt an den Tag, als sie vorhin seinen Zumuthungen sich widersetzt hatte. Der Wilde, dessen Weib sie war, und der Uabi hieß, nahm den St. Castins, der ihm die Ursache seiner Flucht bekannt machte, eben so freundschaftlich auf. „Der grose Geist sei gelobt, sagt' er, daß er dich zu uns gebracht hat! Dieser Leib — wobei er seine Hand auf die Brust legte — soll dir zur Schutzwehr gegen jeden Angriff dienen, und diese kopfzerspaltende Axt soll deine Feinde in die Flucht jagen oder tödten. Meine Hütte soll dein seyn: immer sollst du den glänzenden Morgenstern erscheinen und von uns weichen sehen; an nichts soll es dir fehlen, und nichts soll dich kränken."

St. Castins erklärt ihm, er verlange durchaus eben so zu leben, wie sie, daß heißt, an ihren Arbeiten und Kriegen Theil zu nehmen; sich in allen Stücken nach ihren Sitten und Gebräuchen zu richten; kurz ein Huron zu werden: ein Entschluß, der Uabis Freude verdoppelte. Dieser Wilde war der Vornehmste seines Volks; er war das höchste Oberhaupt, eine Würde, die seine Tapferkeit und seine Verdienste ihm erworben hatten. Andre Befehlshaber standen unter ihm, und er bot eine dieser Stellen dem St. Castins an, der aber blos gemeiner Soldat seyn wollte.

Die Huronen führten damals Krieg mit den Irokesen, und waren eben im Begriff, ein gewisses Unternehmen gegen sie auszuführen. St. Castins wohnte dem Feldzuge bei, und fochte wie ein wahrer Huron, ward aber gefährlich verwundet. Mit groser Mühe ward er, auf einer Art von Bahre, nach Uabis Hause zurück gebracht. Azakia wurde bei diesem Anblick vom tiefsten Schmerz durchdrungen; statt leerer Wehklagen aber, wandte sie die äuserste Sorgfalt und Thätigkeit an, ihm Hülfe zu verschaffen. Ungeachtet sie verschiedne Sklavinnen in ihrem Dienst hatte, that sie doch alles selbst, was ihrem Gast irgend Erleichterung verschaffen konnte. Ihre Thätigkeit glich ihrer Bekümmerniß. Man hätte sie für ein liebendes Mädchen gehalten, das über das kostbare Leben ihres Geliebten wachet. Wer hätte umhin kön-

können, die schmeichelhaftesten Schlüsse aus diesem Betragen zu ziehen? Auch St. Castins that es. Seine Begierden und Hofnungen lebten mit seinen Kräften wieder auf. Nur ein Umstand war seinen Absichten im Wege, nämlich Uabis Dienste und Gefälligkeiten gegen ihn. Konnt' er ihn betrügen, ohne sich der größten Undankbarkeit und Treulosigkeit schuldig zu machen? Aber, sagte St. Castins, da er die Sache mit sich selbst überlegte, der gutherzige Uabi ist nur ein Wilder, und er kann schwerlich so delikat über diesen Punkt seyn, als viele gute Leute in Europa. Dieser Grund, der in der That kein Grund war, kam dem verliebten Franzosen sehr befriedigend vor. Er erneuerte seine zärtlichen Anträge, und erstaunte, als er neue Weigerungen fand. „Halt ein, Celario (dies war der Huronen Name, den man dem St. Castins gegeben hatte) halt ein, sagte Azakia, die Splitter des Stabes, den ich mit Uabi gebrochen, sind noch nicht in Asche verwandelt. Ein Theil derselben ist noch in seiner Gewalt, und der andre in der meinigen. So lange Sie vorhanden sind, bin ich die Seine und kann nicht die Deine seyn.“ Diese mit dem entschlossensten Ton gesprochene Worte brachten den St. Castins ganz aus seiner Fassung. Er wagt' es nicht, ferner in sie zu dringen, und verfiel in eine melancholische Reverie. Azakia war sehr tief dadurch gerührt. „Was kann ich thun? sagte sie; ich kann deine Gattinn nicht anders werden, als

wenn ich aufhöre Uabis Gattinn zu seyn, und ich kann Uabi nicht verlassen, ohne ihm den nämlichen Kummer zu verursachen, den du selbst fühlst. Antworte mir, hat er das verdient?" — „Nein, rief Celario aus, nein! er verdient bei weitem den Vorzug vor mir; aber ich muß seine Wohnung verlassen. Nur wenn ich Azakia nicht mehr sehe, kann ich aufhören undankbar gegen Uabi zu seyn."

Azakia ward todtenblaß bei diesen Worten, und brach dann in einen Strom von Thränen aus, die sie nicht zu verbergen suchte. „Ach, undankbarer Celario, rief sie schluchzend, und drückte seine Hände zwischen den ihrigen, ist es wahr, undankbarer Celario! daß du die verlassen willst, die dich mehr lieben, als das glänzende Gestirn des Tags? Was haben wir dir gethan, das dir Ursach gäbe, uns zu fliehen? Fehlt es dir an irgend etwas? Siehst du mich nicht immer zu deiner Seite, als die Sklavin, die nur einen Wink erwartet, um zu gehorchen? Warum willst du denn, daß Azakia vor Kummer sterbe? Du kannst sie nicht verlassen, ohne ihre Seele mitzunehmen; diese ist dein, wie ihr Leib Uabis." — Hier trat Uabi herein, und St. Castins antwortete daher nicht. Azakia fuhr fort zu weinen, ohne Zurückhaltung, ohne nur einen Augenblick die Ursach zu verbergen. „Freund, sagte sie zu dem Huronen, noch siehst du den Celario, noch siehst du ihn, und kannst zu ihm reden und ihn hören; aber bald wird er aus deinen Augen

gen verschwinden; denn er will andere Freunde suchen." — „Andre Freunde! rief der Wilde, fast eben so sehr außer sich, als Azakia selbst; und was, geliebter Celario, was bewegt dich, aus unsern Armen dich loszureisen? Hast du hier Beleidigung oder Schaden erlitten? Antworte mir; du kennst meine Gewalt in diesem Lande. Ich schwöre dir bei dem grosen Geist, Genugthuung und Rache."

St. Castins gerieth durch diese Frage in grose Verlegenheit. Er hatte keine vernünftige Ursach zur Klage, und der wahre Grund mußte ein Geheimniß für Uabi bleiben. Es war also nothwendig, unbedeutende und gewöhnliche Gründe anzuführen, welche der gute Uabi sehr lächerlich fand. „Laß uns von andern Dingen reden, setzt' er hinzu; morgen zieh' ich gegen die Irokesen aus, und diesen Abend geb' ich unsern Kriegern den gewöhnlichen Schmaus. Du sollst an dieser Lustbarkeit Theil nehmen, lieber Celario." — „Auch an euren Gefahren und Beschwerden will ich Theil nehmen, unterbrach ihn St. Castins, ich werde euch auf diesem neuen Feldzug begleiten." — „Deine Kräfte würden hinter deinem Muth zurückbleiben, erwiederte der Huron, es kömmt nicht darauf an, daß man dem Tode die Stirne zu bieten wisse; du solltest auch im Stande seyn, Tod unter den Feinden auszubreiten; du solltest im Stande seyn sie zu verfolgen, wenn sie in die Flucht geschlagen sind, und selbst zu entfliehen, wenn sie die Oberhand gewin-

winnen. Dies waren von jeher unsre Kriegsgrundsätze. Denk also für jetzt blos auf deine Wiederherstellung, und verwahre, während meiner Abwesenheit, diese Wohnung, die ich dir anvertraue." Vergebens war alles, was St. Castins dagegen sagte. Bald versammelten sich die Krieger, und der Schmaus begann. Kaum war er geendigt, als das Heer abzog und St. Castins blieb zurück, mehr als je den Reizen der Azakia ausgesetzt.

Es ist gewiß, daß diese junge Wilde ihren Gast liebte, und zwar mit einer rein idealischen Liebe, ohne sich's träumen zu lassen, daß es eine solche Liebe war. Sie faßte sogar einen Entschluß, den eine andre, die geliebt hätte, wie sie liebte, gewiß nicht gefaßt haben würde, und der war, daß sie dem St. Castins Gelegenheit verschaffte, von einer andern, das zu erhalten, was sie selbst ihm so hartnäckig geweigert hatte. Die Reize der Nebenbuhlerinn, die sie sich selbst gab, waren wohl im Stande, seine Blicke an sich zu ziehen. Sie war erst achtzehn Jahr alt, sehr schön, und, was nicht weniger nöthig war, noch ein reines Mädchen. Wir haben schon vorhin bemerkt, daß ein Mädchen unter den Nordamerikanern volle Freiheit genießt. St. Castins hatte, durch Azakia aufgemuntert, verschiedne Zusammenkünfte mit der Zisma (so hieß die junge Huroninn) und in wenig Tagen konnt' er in ihren Augen lesen, daß sie weniger streng seyn würde, als seine Freundin. Man weiß

nicht,

nicht, ob er sich diese Entdeckung zu Nutze machte; wenigstens machte sie ihn die Azakia nicht vergessen, die denn ebenfalls keine Neigung zu haben schien, vergessen zu werden. St. Castins fühlte sich, trotz seines innern Kampfs, nur immer stärker von ihr angezogen. Ein Vorfall, der an jedem andern Orte vielleicht ihre Vereinigung bewirkt haben würde, hätte sie beinah auf ewig getrennt.

Einige Flüchtlinge, die mehr geeilt hatten, als andre, brachten die Nachricht, daß Uabi in einen Hinterhalt der Irokesen gefallen, daß er einen Theil seiner Leute verloren, und selbst auf dem Schlachtfeld geblieben sei. Diese Nachricht erfüllte den St. Castins mit wahrer Betrübniß. Sein Edelmuth vergaß aller eigennützigen Absichten. Es fiel ihm nicht ein, daß der Verlust eines Freundes ihn von einem Nebenbuhler befreite. Ueberdem konnte der Tod dieses Nebenbuhlers auch den Tod der Azakia nach sich ziehen. Ihr Leben hing, von diesem Augenblick an, nur von einem Traum ab, zufolge einer abergläubischen Gewohnheit, die seit undenklichen Zeiten unter diesem Volke heilig ist. Wenn nämlich eine Wittwe, die ihren Mann verlohren hat, innerhalb vierzig Tagen, zweimal hinter einander im Traum ihn sieht und mit ihm spricht, so schließt sie daraus, daß er in der Wohnung der Geister sie bei sich haben wolle, und nichts kann sie dann von der Pflicht befreien, sich selbst das Leben zu nehmen.

Azakia war entschlossen, dieser Gewohnheit zu gehorchen, wenn der zwiefache Traum Statt fände. Sie betrauerte den Uabi aufrichtig, und gab gleich St. Castins ihr Ursach zu einem andern Kummer, wenn sie sterben sollte, so vermogte die Gewalt der Gewohnheit doch mehr über sie, als ihre Neigung. Die Unruhe und Angst, welche den Liebhaber dieser schönen und leichtgläubigen Wilden quälte, läßt sich nicht beschreiben. Jede Nacht dacht' er sich sie, als einen Raub dieser unseligen Geschichte; und jeden Morgen naht' er sich ihr mit Furcht und Zittern. Endlich fand er sie bei Bereitung eines tödtlichen Tranks: es war der Saft einer Wurzel des Zitronenbaums, ein Gift, welches in diesem Lande nie seine Wirkung verfehlt. „Du siehst, lieber Celario, sagte Azakia, du siehst die Zurüstung zu der langen Reise, die Uabi mir anbefohlen hat.“ — „O Himmel! unterbrach sie St. Castins, wie kannst du doch einem albernen Traum, einer leeren betrüglichen Täuschung glauben?“ — „Still, Celario, erwiederte die Huroninn, du betrügst dich selbst. Uabi erschien mir in der vorigen Nacht; er faßte mich bei der Hand, und befahl mir, ihm zu folgen. Die Last meines Körpers widersetzte sich diesem Befehl. Uabi entfernte sich mit finsterm Gesicht. Ich rief ihn zurück, aber er gab mir weiter keine Antwort, als daß er seine Arme nach mir ausstreckte, und damit verschwand er. Ohne Zweifel wird er wieder kommen, bester Cela

rio; ich muß ihm gehorchen; und nachdem ich dein hartes Loos beweint habe, will ich diesen Trank verschlingen, der meinen Leib in den Schlaf des Todes versetzen wird. Dann werd' ich hingehen und in der Wohnung der Geister mich mit dem Uabi wieder vereinigen."

Diese Worte schlugen den St. Castins völlig nieder. Er sagte alles dagegen, was Vernunft, Gram und Liebe ihm nur Ueberzeugendes eingeben konnten; nichts aber überzeugte die junge Wilde. Sie weinte, beharrte aber bei ihrem Vorsatz. Alles, was der trostlose Celario von ihr erhalten konnte, war, daß sie, voraus gesetzt Uabi erschien ihr zum zweitenmale im Traum, doch nicht eher sich selbst ums Leben brächte, als bis sie von seinem Tode völlig gewiß sei; und dies beschloß nun St. Castins, so bald als möglich, in gewisse Erfahrung zu bringen.

Die Wilden wechseln und ranzionniren ihre Gefangenen nicht; sie begnügen sich, sie, wenn sie können, mit Gewalt aus den Händen der Feinde zu befreien. Zuweilen macht der Sieger seine Gefangenen zu Sklaven; öfters tödtet er sie. Dies sind besonders die Grundsätze der Irokesen. Man hatte also Grund zu glauben, daß Uabi entweder an seinen Wunden gestorben, oder von diesem barbarischen Volke verbrannt worden. Azakia glaubte dies vester, als irgend ein andrer; aber St. Castins wollte, daß sie wenigstens daran zweifeln sollte. Was ihn betrift, so belebte er den Muth der Hu-

ronen aufs neue, und schlug ihnen einen neuen Feldzug gegen den Feind vor. Er fand Beifall. Man berathschlagte über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen vereinigten sich für St. Caßins, der bereits Proben seiner Tapferkeit und Klugheit gegeben hatte. Er zog also mit seinem Haufen aus, aber nicht eher, als bis ihm Azakia von neuem versprochen hatte, daß sie, trotz aller Träume, die sie noch haben mögte, die unglückliche Reise, die sie zu machen entschlossen war, wenigstens bis zu seiner Rückkehr verschieben wollte.

Dieser Feldzug der Huronen fiel über alles Erwarten glücklich aus. Die Irokesen bildeten sich ein, sie seien viel zu sehr geschwächt oder niedergeschlagen, als daß sie auf ein neues Unternehmen denken sollten, und sie waren jetzt gerade selbst im Anzuge, um sie anzugreifen; wobei sie denn natürlicher Weise sehr unvorsichtig zu Werke giengen. Nicht so handelte St. Caßins und seine Krieger. Er hatte einige derselben auf Kundschaft ausgeschickt. Sie entdeckten die Feinde, ohne von ihnen gesehen zu werden, und benachtigten gleich ihren Anführer davon. Die Gegend war sehr bequem zum Hinterhalt; und die Huronen machten sich diesen Vortheil so gut zu Nutze, daß die Irokesen, die vor aller Gefahr sicher zu seyn wähnten, sich plötzlich umringt sahen. Sie wurden mit einer Wuth angefallen, die ihnen keine Zeit übrig ließ, zu sehen, wo sie waren. Die meisten wurden auf der Stelle nie-

der-

dergemacht, und die übrigen theils verstümmelt, theils schwer verwundet. Die Huronen zogen nun geradeswegs gegen das nächste Dorf, und überfielen die daselbst versammelten Irokesen. Sie waren hier eben im Begriff, einen gefangenen Horonen zu verbrennen, und der Huron begann schon seinen Todengesang. Denn kein Wilder, den der Feind zu tödten im Begriff ist, ermangelt ein Todenlied zu singen. Lautes Kriegsgeheul und ein Hagel von Kugel zerstreute bald die neugierige Menge. Sowohl die Flüchtlinge, als die sich zur Wehr setzten, wurden niedergemacht. Die ganze barbarische Grausamkeit der Wilden legte sich hier an den Tag. Vergebens bemühte sich St. Castins dem Metzlen Einhalt zu thun. Mit Mühe rettete er einer kleinen Zahl Weiber und Kinder das Leben. Besonders fürchtete er, daß in diesem schrecklichen Tumult Uabi selbst niedergemacht seyn mögte, wenn er nämlich noch am Leben, und an diesem Orte zugegen gewesen wäre. Voll von dieser Idee lief er unaufhörlich bald hier, bald dort hin. Endlich sah er auf einem Fleck, wo das Gefecht noch fortdauerte, einen Gefangenen an einen Pfahl gebunden, und um ihn her alle Zurüstungen zum Tode, das heißt, brennbare Sachen, um ihn durch ein langsames Feuer zu verbrennen. Der Anführer der Huronen fliegt zu dem elenden Gefangenen, zerreißt seine Banden, erkennt ihn mit dem freudigsten Entzücken. Es war Uabi.

Dieser brave Wilde hatte den Verlust seines Lebens dem Verlust seiner Freiheit vorgezogen. Er war kaum von seinen Wunden geheilt, als man ihm, unter der Bedingung der Sklaverei, das Leben angeboten hatte; aber er hatte den Tod gewählt, entschlossen, sich ihn selbst zu geben, wenn er ihm versagt würde. Die Irokesen waren ein Volk, das ihm diese Mühe gern sparte; und einen Augenblick später, so konnten seine Landsleute ihn nicht mehr retten.

Nachdem die Huronen die Ueberbleibsel der Irokesen in dieser Gegend zerstreut oder zu Sklaven gemacht hatten, kehrten sie heim. St. Castins wollte die Anführung des Heers dem Uabi übergeben, der sie aber ausschlug. Unterwegs erzählte er ihm, wie Azakia entschlossen gewesen zu sterben, weil sie sich vest eingebildet, daß er nicht mehr lebe, und sie im Traum gebeten habe, ihm nachzufolgen; auch von dem Gifttrank erzählte er ihm, und wie viel Mühe es ihn gekostet, sie nur zum Aufschub ihres Vorsatzes zu bewegen. Er sprach mit einer Zärtlichkeit und Rührung, die dem guten Uabi tief ins Herz drang. Dieser erinnerte sich jetzt verschiedener Dinge, worauf er vormals nicht geachtet hatte, ließ sich aber jetzt nicht merken, was er im Sinne hatte. Sie kamen an. Azakia, die unterdeß wieder einen Traum gehabt hatte, betrachtete diese Rückkehr als das Signal zu ihrem Tode. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie

unter

unter der Zahl der Lebendigen den Mann sah, dem sie in die Wohnungen der Geister nachzufolgen im Begriff war. Sprachlos und ohne Bewegung stand sie anfangs da; aber bald äußerte sich ihre Freude, durch feurige Liebkosungen, durch wiederholte Fragen und Unterredungen. Uabi nahm ihre Liebkosungen an, und unterbrach endlich ihr Geschwätz, indem er sich auf einmal an den St. Castins wandte: „Celario, sprach er, du hast mir das Leben gerettet, und, was mir noch theurer ist, du hast mir zweimal meine Azakia erhalten. Sie gehört daher mehr dir, als mir zu. Ich selbst gehöre dir. Sieh, ob sie genug ist, für uns beide zu bezahlen. Ich trete sie aus Dankbarkeit an dich ab, würde sie aber nicht abgetreten haben, um mich von dem Feuer, welches die Irokesen mir angezündet hatten, zu retten."

Was St. Castins bei diesen Worten empfand, läßt sich nicht leicht ausdrücken. Die Sache kam ihm indeß nicht so lächerlich und seltsam vor, als sie manchem Europäer vorkommen mag; er wußte, daß Ehescheidungen etwas sehr gewöhnliches unter den Wilden sind. Sie trennen sich eben so leicht, als sie zusammen kommen. Ueberzeugt aber, daß Azakia nur durch übernatürliche Anstrengung an ihn abgetreten werden könne, hielt er sich für verpflichtet, gleiche Großmuth zu beweisen. Er schlug das aus, was er am sehnlichsten wünschte, und schlug es vergebens aus; Uabi's Beharrlichkeit

in seinem Entschluß war nicht zu überwinden. Was die treue Azakia betrift, die allen Angriffen St. Castins widerstanden, und ihren tod geglaubten Mann nicht hatte überleben wollen, so erwartet man vielleicht, daß sie sich lange gegen die, von ihrem Manne vorgeschlagene Scheidung werde gesperrt haben. Aber sie machte nicht die geringste Einwendung dagegen. Sie hatte bisher nur ihrer Pflicht nachgelebt, und hielt sich jetzt für frei, ihrer Neigung zu folgen, da Uabi es von ihr verlangte. Die Stücken des Stabes der Verbindung wurden herbeigebracht, zusammen gelegt und verbrannt. Uabi und Azakia umarmten einander zum letztenmal, und von dem Augenblick an war die junge schöne Huroninn in alle Rechte eines Mädchen wieder eingesetzt. Man sagt auch St. Castins habe sie, vermittelst einiger Missionarien, in den Stand gesetzt, nach den Vorschriften des Christenthums seine Frau zu werden. Uabi brach dagegen den Stab mit der jungen Zisma; und diese beiden, in Ansehung der Form so verschiedne Ehen waren gleich glücklich. Jeder von den beiden Männern überzeugt, daß er keinen Nebenbuhler habe, vergaß bald, daß er je einen Vorgänger gehabt hatte.

# Menzikof.

## Ein lehrreiches Beispiel von dem Wankelsinn des Glückes.

Der Mann, von dem ich reden will, ist ein so auffallendes Beispiel von dem Eigensinn des Glücks, daß ich nur über die besondern Vorfälle seines Lebens einige Weitläuftigkeit erlauben zu dürfen glaube.

Menzikof war in einem niedern Stande gebohren, und stieg bis zu den Stufen des Throns. Sein erster Name war Alexander. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, und er selbst wußte es nicht. Das ganze russische Volk lebte damals in einer gleichen Unwissenheit. Die Grosen allein hielten sich Verzeichnisse, worin man die Geburts- und Sterbetäge, die Ehebündnisse, und überhaupt alles, was ihre Familie interessiren konnte, aufzeichneten. Peter der Grose sahe es sehr wohl ein, wie viel Mißbrauch und Nachtheil aus jener Unwissenheit, welche unter dem gemeinen Volke in Absicht auf Geburt, Verheirathungen und Sterbefälle herrschte, entstehen konnte, und gab daher im Jahr 1699. allen Pfarrern den Befehl, daß sie öffentliche Verzeichnisse von den Taufen, Verheirathungen

und Beerdigungen ihrer Pfarrkinder, von welcher Art sie auch seyn möchten, halten sollten.

Menzikof, welcher früher, als Peter jene Verordnung gemacht hatte, gebohren war, konnte daher die Zeit seiner Geburt nicht mit Gewißheit angeben.

Sein Vater war ein Pastetenbäcker, und hatte die Erlaubniß erhalten, eine Bude auf dem Plazze vor dem Karmelin, oder kaiserlichen Pallaste zu Moskau erbauen zu dürfen. So bald sein Sohn ihm bei seinem Gewerbe zu helfen im Stande war, ließ er ihn in den Strasen zu Moskau Pasteten zum Verkauf herum tragen. Der junge Alexander besaß eine sehr angenehme Gestalt, und eine natürliche Munterkeit. Er rief seine Waaren auf eine so lustige Art aus, und gab denen, die ihn fragten, so lebhafte und sonderbare Antworten, daß er täglich eine ansehnliche Menge Pasteten verkaufte.

Weil er gemeiniglich auf dem Schlosse das Meiste von seinen Waaren absetzte; so ging er auch öfters dahin. Die Soldaten von der Garde trieben ihre Scherze mit ihm, und der junge Mensch wandte auf seiner Seite alle Talente sie zu belustigen an, weil er dabei seinen Vortheil fand. Das Glück, welches einen Gefallen daran zu finden scheint, seine Launen zu zeigen, zog ihn bald aus diesem niedern Stande hervor. Peter der Erste war damals noch in dem glücklichen Alter, worin uns das Vergnügen

gnügen an Kleinigkeiten keine Scham abzwingt. Er beobachtete täglich den jungen Pastetenbäcker aus den Fenstern des kaiserlichen Zimmers, fand ein Vergnügen daran, ihm zuzuhören, und bekam endlich sogar unvermerkt eine Art Zuneigung zu ihm.

Sonderbar genug war der Umstand, wodurch er Petern zuerst näher bekannt wurde, und der, so unbedeutend er auch scheinen mag, angeführt zu werden verdient. Ein Soldat von der Wache, gegen welchen sich der Pastetenbäcker einige bittern Scherze erlaubt hatte, zupfte ihn eines Tages bei den Ohren. Alexander that einen so durchdringenden Schrei, daß ihn der Czar hörte. Der Prinz, von dem Schmerze des Knaben gerührt, gab einem Offizier den Auftrag, ihn sogleich den Händen des Soldaten zu entziehen, und zu ihm zu führen. Der junge Mensch erschien vor dem Czar ohne die mindeste Bestürzung, antwortete mit einer entschlossenen Mine auf alle Fragen, die Peter an ihn that, und lies sogar einige nicht unwitzige Scherze mit unter laufen. Die Zuneigung des Czars wuchs durch diese mündliche Unterredung so sehr gegen ihn, daß er ihn als Page in seine Dienste zu nehmen beschloß, und sogleich, ihn als einen solchen zu kleiden, Befehl gab. Menzikof war in seiner ersten Jugend von einer auffallenden Schönheit. Er wurde bald der Leibpage des Czars, war beständig bei ihm im Zimmer, folgte seinem Herrn überall, selbst im Staatsrath nach, und fügte, wenn daselbst

Sachen von Wichtigkeit abgehandelt würden, nicht selten seine Meinung dem Gutachten der Minister bei; er that es aber auf eine so launige und zugleich angenehme Art, daß er dadurch Niemand verdächtig wurde, und seinem Herrn selbst Freude darüber machte.

Das Glück, welches sich die Erhebung dieses Mannes aus dem Staube gleichsam zur Pflicht gemacht zu haben schien, verschafte ihm alle Gelegenheiten, seinen Kredit bei dem Monarchen zu vermehren. Als er eines Tages in einem öffentlichen Gasthause war, hörte er in einem Nebenzimmer zwei Personen so lebhaft mit einander reden, daß er das, was sie sagten, verstehen konnte. Der Name, Czar, fiel seinen Ohren besonders auf; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und vernahm, daß von einer Verschwörung gegen den Monarchen die Rede war. Menzikof eilte sogleich nach dem kaiserlichen Pallaste, und benachrichtigte Petern von allem, was er gehört hatte. Der Czar ließ die beiden Verschwornen sogleich aufheben. Man brachte sie ins Verhör, sie gestanden alles ein, gaben ihre Mitschuldige an, litten die verdiente Strafe ihres Verbrechens, und die Zusammenverschwörung wurde dadurch vereitelt.

Menzikof, der als ein gescheider Kopf deutlich vorher sahe, daß er, um sich in der Gnade seines Herrn, die er sich durch seine Jugend und Schönheit erworben hatte, zu erhalten, Talente nöthig

haben

haben werde, legte sich eifrig auf Staats- und Kriegswissenschaften, ein Umstand, wodurch er sich Petern und seinen Nachfolgern gleichsam nothwendig machte. Sein Fleis wurde durch vorzügliche Geistesfähigkeiten unterstützt. Menzikof wurde bald ein geschickter Staatsmann, und legte auch mehrere Proben von Muth und Kriegsgeschick in dem Kriege des Czars mit Karl XII. ab. Er gelangte bald darauf zu den größten Ehrenstellen des Reichs, und wurde zum Knees, oder Fürsten, zum Feldmarschall, zum ersten Rathsherrn und Ritter der russischen Orden ernannt.

Reichthümer und Ehrenstellen reizen die menschliche Begierde immer nach mehrern, und die Vernunft weiß nur gar zu selten, ihr den Standpunkt anzuweisen, über welchen sie nicht hinaus schweifen darf. Menzikofs Sucht nach jenen Gütern hatte keine Gränzen mehr. Er häufte unermeßliche Summen zusammen, und befand sich im Besitz so vieler Landgüter, daß man von diesem Günstling sagte: er könne von Riga in Liefland bis nach Derbeat in Persien reisen, und alle Nächte auf einem ihm zugehörigen Landgute schlafen. Bei der Berechnung seiner Domainen zählte man bis an 50000 Familien, die ihm zugehörten. Seine unermeßlichen Reichthümern sättigten dennoch seine Begierde nach ihnen nicht; er wollte auch von fremden Fürsten Schätze haben. Alle diejenigen, welche vom Czar etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, such-

ten, die Protektion dieses Günstlings. Der deutsche Kaiser gab ihm die Würde eines Reichsfürsten, und das Herzogthum Kosel in Schlesien. Die Könige von Dännemark, Preussen und Polen machten ihn zum Ritter ihrer Orden, und verbanden, um seinen Geiz und seine Eitelkeit zugleich zu befriedigen, mit denselben ansehnliche Jahrgehalte.

So oft sie seiner Gunst beim Czar bedurften, schickten sie ihm reiche Geschenke von goldnem und silbernen Tischgeschirr, brillantenen Schmuck, u. s. w. Man versichert er habe drei Kleiderbesetzungen von Diamanten von größter Schönheit gehabt. Da er glaubte, daß für seine Forderungen nichts mehr zu groß sei, so verlangte er das blaue Band vom französischen Hofe. Man wagte es nicht, ihm geradezu eine abschlägige Antwort zu geben; sondern wich seinem Begehren unter dem Vorwande aus, daß er zuvor die römischkatholische Religion annehmen müsse, wenn er Ritter vom heiligen Geiste werden wollte. Zuweilen fand der stolze Mann ein lächerliches Vergnügen daran, sich mit seinen Ordenszeichen auf einmal zu schmücken, da dann die verschiedenen Farben der Bänder, die sich auf seiner Brust durchkreuzten, einen sonderbaren Anblick verursachten. Die deutschen Fürsten gaben ihm in ihren Briefen den Titel: Hoheit, und Menzikof, von seiner Gröse trunken, glaubte das mit Recht fodern zu können, was ihm blos die

Schmei-

Schmeichelei zugestand. Er verlangte vom französischen Hofe eben die Ehre, welche ihm die deutsche Fürsten erwiesen; aber man gab ihm zur Antwort: daß dieser Hof diesen Titel keinen andern, als gebornen Prinzen gäbe.

Wenn auch Menzikof zuweilen eine Kränkung von der Art erfuhr; so konnte er sich doch leicht durch das Ansehn, und die Gewalt trösten, die er im russischen Reiche täglich zu vergrösern wußte. Er ging so weit, daß er über den Besitz der Krone entschied. Peter der Grose starb den 8. Februar 1725. Der Rath kam zusammen, um sich über die Thronfolge zu berathschlagen; aber Menzikof, welcher Groẞmarschall des Reichs war, ließ den Pallast, worin sich die Versammlung befand, rings umher mit Soldaten besetzen. Ein Kunstgriff, wodurch er denen eine Furcht einzujagen suchte, welche sich der Wahl Katharinens, Peters Wittwe, widersetzen dürften. Menzikof wünschte nichts mehr, als daß dieser Prinzessin die russische Krone gegeben werden mögte. Er war, ehe der Czar sie kennen lernte, ihr Liebhaber gewesen, hatte sich als ein schlauer Hofmann stets in ihrer Freundschaft zu erhalten gewußt, und hofte nicht ohne Grund, daß sich sein Ansehn unter der Regierung dieser Prinzessin nicht vermindern, sondern vielmehr vergrösern würde. Einige Rathsherrn wollten die Rechte Peters, des Sohns des unglücklichen Alexis, geltend machen. Es entstanden Streitigkeiten

ten darüber, und man that daher den Vorschlag, die Fenster des Saals zu öfnen, und das um den Pallast versammelte Volk um Rath zu fragen. In dem Augenblick ließ Menzikof einige bewafnete Offiziere, die er in das Vorzimmer gestellt hatte, hereintreten, und sagte mit einem herzhaften Tone: „Es ist nicht so warm, daß man die Fenster zu öfnen nöthig hätte! — Die sicherste Parthie, die wir nehmen können, ist die, daß wir Katharinen die Krone geben, sogleich einen Gesandten, um sie von unsrer Wahl zu benachrichtigen, an sie abschicken." Die Furcht bemächtigte sich aller Anwesenden, sie erwählten Katharinen zur Kaiserin aller Russen, und gaben ihr alsbald Nachricht von ihrer neuen Würde.

Menzikof hatte sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen; die Kaiserin erinnerte sich noch zu lebhaft an ihren vorigen genauen Umgang mit ihm, — — sie schätzte seine Person, seine Talente ausserordentlich, und er behauptete unter ihrer Regierung alles Ansehn, welches er unter Petern genossen hatte.

Als Katharine starb, sahe er wohl ein, daß er um seines besondren Vortheile willen, Petern, den Sohn des Alexis, eher als der Prinzessin Anne, (die damals an den Herzog von Holstein verheirathet war) oder der Elisabeth, Peters des Grosen und Katharinens Tochter, die Krone verschaffen müsse. Mehrere Rathsherrn verwandten sich

für

für das Interesse dieser beiden Prinzessinnen: aber Menzikof deklamirte in dem entscheidendsten Tone dawider, fügte sogar Drohungen hinzu, und vergab das zweitemal die Krone von Rußland. Er sahe vorher, daß es ihm nicht schwer werden würde, sein voriges ganzes Ansehn unter der Regierung eines jungen Herrn von zwölf Jahren zu behaupten, und er hatte wahrscheinlich schon die feinsten Plane dazu gemacht. Um diesen Entzweck zu erreichen, rühmte er dem jungen Kaiser zuvörderst die grosen Dienste, die er ihm bei seiner Kaiserwahl geleistet hätte. Er sagte ihm: daß die Rathsherrn sehr ungünstige Absichten in Betracht seiner geäusert hätten, und redete von nichts, als heimlich angesponnenen Verschwörungen gegen seine Person. Darauf versprach er ihm, mit gröster Sorgfalt für seine Sicherheit zu wachen, und alles Unglück, das ihm drohe, von ihm abzuwenden. Wie leicht war ein solcher Knabe von einem so listigen Staatsmann zu hintergehen! Der junge Kaiser setzte kein Mißtrauen in die Worte des Menzikof, erschrack über das Gemählde, welches er ihm von den über ihm schwebenden Gefahren machte, und bat ihn mit dem innigsten Zutrauen, welches Kinder so leicht an ältere Leute, die sich ihrer gegen gewisse Bilder des Schreckens annehmen, anschließt, für seine Erhaltung zu sorgen. Nun hatte der schlaue Menzikof den Kaiser da, wo er ihn haben wollte, und nun wagte er auch gleich den ersten kühnen

Schritt,

Schritt, seine Plane auszuführen. Er stellte dem jungen Monarchen vor, daß er, um ihn gegen seine Feinde schützen, die gefährlichsten von ihm entfernen, und noch andre in den Schranken ihrer Pflichten halten zu können, die unumschränkteste Gewalt haben müsse. Er verlangte zum Vikar des Reichs, und zum Generalissimus des ganzen Heers ernannt zu seyn; hatte schon vorher die Bestellungsbriefe dazu ausfertigen lassen, und der Kaiser — unterschrieb.

Menzikof blieb dabei nicht stehen, er mußte für die Zukunft den Kaiser an noch engere Ketten schliesen, wenn er immer von ihm unabhängig bleiben wollte; jezt suchte er ihn selbst durch die Bande des Bluts mit sich zu verbinden, und ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen. Um die Schwierigkeiten, die sich seinem kühnen Unternehmen in den Weg stellen konnten und mußten, zu entfernen, beging er ein Verbrechen, welches diesen grosen Mann am meisten geschändet hat, und verwies alle diejenigen des Landes, die sich der neuen Vergröserung seines Ansehns widersezen konnten. Es wurden viele nach Siberien geschickt, wo sie, nachdem ihre Güter eingezogen waren, ein Opfer des schrecklichsten Elendes wurden. Aus Furcht vor gleichen Schicksalen, legten mehrere Grose sich ein tiefes Stillschweigen über alles, was vorging, auf, und überliesen sich blos einem stillen Nachdenken. Die Verlobung des Kaisers mit Menzikofs ältester

Toch-

Tochter gieng endlich ohne alle Hindernisse vor sich. Der Rath und die hohen Kronbedienten waren dabei gegenwärtig, und legten ihr Mißvergnügen nur durch ein finstres Stillschweigen an den Tag.

Aber selbst dies, daß Menzikof seine Tochter auf den russischen Thron steigen sahe, war noch nicht genug für seine unbegränzte Eitelkeit; er wollte auch seinen Sohn zu einem Souverain machen. Er ließ deshalb wirklich Truppen gegen Kurland anrücken, und wollte die Einwohner dieses Herzogthums zwingen, daß sie seinen Sohn als ihren einzigen rechtmäßigen Herrn erkennen sollten; aber es fanden sich Hindernisse dabei, die er aus dem Wege zu räumen nicht Zeit genug hatte.

Menzikof stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seines Ansehns. Das ganze russische Reich war ihm unterthan, und er hatte ohne grose Schwierigkeiten den grosen Weg seines Glücks bis zu den Stufen des Thrones zurück gelegt. Er furchte keinen seiner Feinde, er glaubte sie alle unterdrückt, und seine Macht auf einem Felsengrunde gebaut zu haben. Der Ehrgeizige gleicht dem Trunkenen, welcher keinen Abgrund fürchtet, und keinen Abgrund vor sich sieht. Menzikof überließ sich jetzt einer stolzen und unweisen Sorglosigkeit; — aber ein Weib fieng zuerst an den Koloß seines Glücks zu erschüttern. Eudoxia Lapucia, die erste Gemahlin Peters des Grosen, Mutter des Alexis, und Großmutter des regierenden Kaisers, wagte

es zuerst, sich gegen Menzikof aufzulehnen. Sobald diese Prinzessin erfuhr, daß ihr Enkel auf dem Throne säse, legte sie den Schleier ab, und verließ das Kloster, in welchem sie seit dem Tode ihres Sohnes eingeschlossen war. Ihr Rang als Großmutter des Kaisers verschafte ihr viel Anhänger, und der übermüthige Menzikof mußte sich selbst vor ihr demüthigen. Inzwischen glaubte er doch, daß sie sich mit den Ehrenbezeigungen, die man ihr erwies, begnügen, und mit ihrer jetzigen viel glücklichern Lage zufrieden, sich in keine Staatssachen mischen würde. Allein Menzikof scheint die Gröse des weiblichen Ehrgeizes nicht genug gekannt zu haben, er betrog sich, und Eudoxia sahe sich kaum in Freiheit, als sie schon eine Neigung, den Staat zu regieren, und sich zur Regentin ausrufen zu lassen, blicken ließ, in welcher Absicht sie die Gunst der Rathsherren, der Offiziere und Soldaten zu gewinnen suchte.

Menzikof, dem es seiner despotischen Regierung ohnerachtet nicht an Kreaturen fehlte, wurde bald von allem benachrichtigt, was vorgieng. Er begriff es nun sehr wohl, wie nothwendig es sei, bei Zeiten die Anschläge einer so angesehenen und ehrgeizigen Frau zu vereiteln. Er gieng daher zu dem jungen Monarchen, und machte ihm eine so auffallende und giftige Schilderung der Denkungsart seiner Großmutter, und von der Gefahr, welcher er sich aussetze, wenn er ihr, sich in die Regierungsgeschäfte

schäfte zu mischen, erlaubte, daß der Prinz ihr wieder ins Kloster zurückzugehen befahl. Die einzige Gnade, die sie noch erhielt, war die, daß sie in ein Kloster zu Moskau gehen durfte. Hier erhielt sie den Namen einer Aebtissin, und einen viel ansehnlichern Jahrgehalt, als man ihr versprochen hatte, — nur durfte sie ihr Kloster nicht verlassen.

Durch diesen Sieg, den Menzikof selbst über die Großmutter des Kaisers erhielt, wurde er noch dreister, und glaubte nun gar nichts mehr zu fürchten zu haben. Die Sorge, seine Familie mit der kaiserlichen zu vermählen, beschäftigte ihn ganz allein; aber sein Fall war näher, als er glaubte.

Der Fürst Dolgoruki und der Graf von Ostermann waren bisher seinem Mißtrauen sorgfältigst ausgewichen, daher er sie auch in keinem Betracht fürchtete, und zu ihnen gemeiniglich mit jener drohenden Miene sprach, welche einem Tirannen eigen ist, der das Unglück gefürchtet zu seyn, dem Glücke geliebt zu werden vorzieht. Ja er gieng so weit, daß er selbst gegen den jungen Monarchen einen befehlhaberischen Ton annahm, welcher vor Schrecken zitterte, sobald er Menzikof sahe, oder reden hörte. — —

So standen die Sachen, als Menzikof von einer äuserst gefährlichen Krankheit befallen wurde. Man glaubte, daß er sterben würde, und sahe sich daher genöthigt, die Person des jungen Kaisers der Aufsicht des Fürsten Dolgoruki anzuvertrauen.

Der neue Hofmeister nutzte diesen Umstand, der nicht vortheilhafter für Menzikofs Gegner seyn konnte, den Haß Peters gegen ihn zu vermehren. Er gab dem jungen Monarchen vielmehr Freiheit, als ihm sein tirannischer Vorgänger verstattet hatte, berief seine Tante die Prinzessin Elisabeth zu ihm, und erlaubte auch seinem Sohne, dem jungen Dolgoruki, dem Kaiser mit ihr zugleich die Zeit auf eine angenehme Art verkürzen zu helfen. Beide waren von gleichem Alter, ihre Spiele, ihre Scherze und die Vertraulichkeit, welche sie begleitete, gefielen dem Prinzen sehr bald. Er verglich die ernsthaften und traurigen Belustigungen, die Menzikof ihm verschafte, mit denen, welche er jezt genoß, und faßte natürlicherweise einen hohen Grad von Freundschaft gegen diejenigen, welche ihn bisher noch ganz unbekannte Freuden kennen lehrten.

Inzwischen fieng Menzikof wieder zu genesen an. Er erkundigte sich sehr bald nach dem, was am Hofe vorgieng, und erfuhr zu seinem größten Verdruß, daß man Petern eine vollkommene Freiheit und alle Belustigungen verstatte, die seinem Alter angemessen wären. Menzikof eilte, sobald er seine Stelle bei ihm wieder einnehmen konnte, ihm die alten Fesseln wieder anzulegen. Die Prinzessin Elisabeth erregte bei ihm allein einigen Verdacht, und sie war es auch allein, die er vom Kaiser unter dem Vorwande entfernte, daß sie ihn durch ihre öftern Besuche in seinem Fleise unterbräche, und

er

er also nicht länger erlauben könnte, daß sie Petern anderswo, als bei feierlichen Gelegenheiten sehen dürfe. Ein Umstand, wodurch der junge Prinz immer mehr gegen seinen strengen Hofmeister aufgebracht werden mußte. Die Freundschaft, welche der Prinz gegen den jungen Dolgoruki, welcher nach den Anweisungen seines schlauen Vaters Petern ganz gewonnen hatte, an den Tag legte, erregte bei Menzikof kein Mißtrauen. Er hielt beide nicht für gescheid und kühn genug, sein Ansehn anzugreifen, und überdem lies ihm die Strenge, womit er den Kaiser behandelte, und die natürliche Furchtsamkeit des Prinzen hoffen, daß er sich seiner Sklaverei nie entreisen würde. Allein jene besasen die Kunst der Verstellung, — die List der Höfe, — im höchsten Grade, und trieben die Vorsichtigkeit und Verschwiegenheit so weit sie nur gehen konnte; auserdem waren sie noch mit dem Grafen von Ostermann durch Freundschaft verbunden, einem Manne, welcher List und Kühnheit mit einander vereinigte, ein geschworner Feind Menzikofs war, und nur auf eine Gelegenheit lauerte, seinen ganzen Haß auf jenen ausschütten zu können, — und diese Gelegenheit wurde ihm jezt geboten.

Menzikof hatte den jungen Monarchen mit sich nach Petershof genommen, um sich daselbst einige Tage aufzuhalten, und das Vergnügen der Jagd zu geniesen. Petershof ist ein Lustschloß, welches Peter der Grose einige Meilen von Petersburg hatte

aufrichten lassen. Es liegt unter einem angenehmen Himmelsstrich. Seine Gärten sind nach denen zu Versailles angelegt, und die Gegend umher ist voll von allerlei Wild. Der Graf von Ostermann hielt diese Reise für die günstigste Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, den er entworfen hatte. Er gieng zu den Rathsherren, und zu den vornehmsten Offizieren der Leibgarde, um ihre Gesinnungen auszuforschen, und er fand, daß sie alle sehr gut zu den seinigen stimmten. Jeder von ihnen versicherte, daß er bereit sei, alles aufzuopfern, um das Vaterland von einem solchen verhaßten Tirannen, wie Menzikof sei, zu befreien. Darauf theilte er ihnen seinen ganzen Plan mit, und unterrichtete einen jeden, wie er sich bei der Ausführung desselben verhalten sollte. Er hatte auch den Fürsten Dolgoruki im Voraus seine Absichten merken lassen, und hatte ihm, um ihn desto leichter in sein Interesse zu verwickeln, zu verstehen gegeben, daß, wenn er und sein Sohn es dahin bringen könnte, daß die erzwungene Vermählung des Kaisers mit Menzikofs Tochter zurück gienge, die geringste Belohnung für ihn die seyn würde, daß er seine eigene Tochter selbst auf den russischen Thron steigen sähe, — und fügte hinzu, daß dies um soviel leichter zu Stande gebracht werden könnte, da es die ganze Nation wünsche.

Die Gründe des Grafen thaten ihre erwünschte Wirkung. Der Fürst Dolgoruki, von der Hofnung

seine Tochter auf dem Throne zu sehen geschmeichelt, versprach alles zu thun, was man von ihm verlangen würde. Die größte Schwierigkeit bestand nur noch darin, wie man den Czar der Wachsamkeit des Menzikof, der ihn nie aus den Augen ließ, entreisen wollte. Man richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf den jungen Dolgoruki, und hofte durch ihn diesen Endzweck erreichen zu können. Es war der einzige Mitgenosse der Freuden des Czars, der einzige vertraute seines Kummers, und schlief auch alle Nächte bei ihm im Zimmer. Dieser vertrauliche Umgang hatte es ihm leicht gemacht, die wahren Gesinnungen des Prinzen gegen Menzikof kennen zu lernen. Jetzt ward der junge Dolgoruki von der Rolle, die er spielen sollte, unterrichtet, und er versprach, den Prinzen — in die Hände des Senats zu liefern. Der Graf von Ostermann hatte seine Einrichtungen so gut gemacht, daß die Gesellschaft sich — wie von ungefähr — in einiger Entfernung von Petershof, und zwar zu einer festgesetzten Stunde versammeln sollte. In der Nacht, die zur Ausführung des Plans bestimmt war, gieng der junge Dolgoruki, wie er eine allgemeine Stille im Schlosse bemerkte, ans Bette des Kaisers, und that ihm den Vorschlag, sich sogleich durch eine schleunige Flucht von der Sklaverei des Menzikof zu befreien. Peter, der schon vorbereitet war, kleidete sich geschwind an, und stieg mit seinem Freunde aus einem niedrigen

Fenster. Sie liefen, von der Finsterniß der Nacht begünstigt, durch die Gärten. Sobald sie durch dieselben entwischt waren, fanden sie eine grose Anzahl von angesehenen Männern, die mit einem Wagen auf sie warteten, und an den Ort führten, wo der Senat versammelt war. Man führte den Kaiser, ohne sich lange zu berathschlagen, grade nach St. Petersburg, — und nun war er auf immer den Händen Menzikofs entrissen.

Als man am andern Morgen in die Kammer des Kaisers trat, und sahe, daß er entwischt war, eilte man sogleich, Menzikof Nachricht davon zu geben. Man kann leicht denken, in welchen Gemüthszustand er dabei fallen mußte. Die Zeitung von der Flucht des Kaisers war für ihn ein Donnerschlag, er war wie betäubt, und sahe zu gleicher Zeit alles Gefahrvolle der Begebenheit ein. Als er zu sich selbst gekommen war, stand er auf, kleidete sich an, und reiste sogleich nach St. Petersburg ab. Noch glaubte er die nämliche Gewalt zu besitzen, die er bisher so unumschränkt besessen hatte, und dachte schon auf die blutigste Rache gegen diejenigen, die ihm den Kaiser entführt hatten; — allein dagegen waren zu gute Anstalten gemacht, und sein Verlust war gewiß. Als er vor den kaiserlichen Pallast kam und hinein gehen wollte, wurde er mit Drohungen zurückgewiesen, und von dieser Zeit fangen sich die Leiden des unglücklichen Menzikofs an, worin wir ihn bald in einer ganz andern Gestalt,

stalt, und mit weit edlern Gesinnungen werden auftreten sehen.

Menzikof eilte, von seiner Höhe auf einmal herab gestürzt, in sein Haus; — aber er traf unterwegs nicht mehr die Schaar gebückter Schmeichler an, die ihn sonst umgaben; das Gewitter hatte sie alle auf einmal weggescheucht. Kaum war er in seinem Hause angelangt, als er sich schon mit Grenadieren umringt sah, deren Anführer ihm im Namen des Kaisers Arrest ankündigte. Er schmeichelte sich mit der Hofnung, daß er vielleicht noch Gnade erlangen könne, wenn er nur den Kaiser persönlich sprechen könnte, er bat darum; allein statt der Antwort erhielt er einen Befehl, sich morgen nach Renneburg zu begeben, welches eins seiner besten Landgüter war. Nun verlor er all Hofnung, und rief aus: ich habe grose Verbrechen begangen; — aber kommt es dem Kaiser zu, mich dafür zu strafen?

Diese Worte vermehrten den Verdacht, den man gegen ihn, in Absicht des Todes Katharinens, gefaßt hatte. Doch bewies man ihm an diesem Tage noch alle Achtung. Der Offizier, welcher bei ihm Wache hielt, erklärte ihm die vom Kaiser gegebene Erlaubniß, daß er seine kostbarsten Sachen, und so viel Leute, als ihm beliebte, mit sich nehmen könnte.

Menzikofs Eitelkeit war noch nicht genug gedemüthigt; er begieng die Thorheit noch einmal, vor

den Augen des Volks einen Pomp zu zeigen, welcher ihm in seinen jetzigen Umständen hätte unerträglich seyn müssen. Er brachte den Rest des Tages recht geflissentlich damit zu, sich auf eine prachtvolle Art zu seiner Reise anzuschicken. Seine Abreise glich daher mehr einem Triumpfe, als dem Davonschleichen eines gefallenen Günstlings. Er saß mit seiner Familie in einer seiner prächtigsten Staatskorossen, welcher noch eine beträchtliche Anzahl anderer folgte. Sein Gepäck, sein Hausgesinde und seine Pferde machten einen ansehnlichen Zug aus. Unter einem angenommenen Schein von Gleichgültigkeit grüßte er alle diejenigen, welche in den Fenstern lagen, um ihn vorbei fahren zu sehen. Wenn er unter der Menge des Volks jemanden wahrnahm, den er kannte; so nannte er ihn bei seinem Namen, und sagte ihm ein Lebewohl!

Menzikofs Feinde nutzten seinen prächtigen Abzug, um ihn dem Kaiser als einen übermüthigen Mann abzuschildern, den nichts demüthigen könne, und der sich durch seine unermeßliche Reichthümer über jedes widrige Geschick weit hinwegsetze. Peter der II. haßte ihn zu sehr, als daß er nicht jede Beschuldigung glauben, und jeden Rath, den man ihm wider Menzikof gab, nicht hätte befolgen sollen. Er schickte eine Anzahl Grenadiere hinter ihm her, und gab dem kommandirenden Offiziere Befehl, daß er ihm die russischen Orden, wie auch die, welche er von andern Mächten bekommen hatte,

abneh-

abnehmen sollte. Menzikof fühlte den Schmerz ganz, welchen eine solche Demüthigung in ihm erregen mußte; aber weit entfernt, den geringsten Vorwurf darüber hören zu lassen, sagte er vielmehr zu dem Offizier: „Da nehmen Sie die Zeichen meiner thörichten Eitelkeit hin, ich habe sie alle in eine Schachtel gelegt, weil ich wohl vermuthete, daß man mir sie nehmen würde; — sie würden mir auch nur zu einer grösern Demüthigung gereichen, wenn ich sie behielte!"

Der Auftrag des Offiziers war damit noch nicht geendigt. Er sagte zu Menzikof: daß er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem Staatswagen steigen, und sich auf die Wagen begeben müsse, die er deshalb mitgebracht hätte. Menzikof hörte diesen Befehl mit einer erstaunlichen Unterwerfung an. Er war nun nicht mehr der eitle und ehrgeizige Mann, welcher von der Welt angebetet zu seyn für sein ganzes Glück hielt, nicht mehr der übermüthige Stolze; welcher es an Pracht den Königen gleich that, und keines andern Menschen Willen über dem seinigen erkannte; — sondern ein ruhiger Weltweiser, aus der Schule des Seneka, dessen Standhaftigkeit allen Schlägen des Schicksals gleichsam Hohn sprach. Er antwortete dem Offizier: „Ich bin auf alles gefaßt, — üben Sie ihre Befehle aus. Je mehr sie mir nehmen, je weniger Unruhe bleibt mir übrig. Ich beklage keinen, als nur diejenigen, die sich von meiner

Beute zu bereichern gedenken." Er stieg darauf aus seiner Karosse, und begab sich mit einer Gleichgültigkeit, welche alle Anwesende zum Erstaunen und Mitleid bewegte, in einen kleinen bedeckten Wagen. Seine Gemahlin und seine Kinder bestiegen ähnliche Wagen.

Seine Karossen, Meubeln und Hausbedienten wurden nach St. Petersburg zurück gebracht, und Menzikof setzte seine Reise, ohne den süsen Trost, sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, von denen er getrennt war, unterhalten zu können, fort. Wenn einmal ihm der Zufall, sie zu sehen, Gelegenheit gab; so bat er sie, sich mit Standhaftigkeit zu bewafnen, und sich von dem Unglücke, das sie jezt träfe, nicht ganz niederschlagen zu lassen.

So langte der unglückliche Minister zu Renneburg an. Renneburg ist eine Stadt mit einem prächtigen Schlosse, welches er mit regelmäßigen Vestungswerken hatte anlegen lassen. — Hier hofte Menzikof nun seine Tage, fern von dem gefährlichen Geräusche des Hofes und der grosen Welt, in einer philosophischen Ruhe zu bringen zu können; aber das Schicksal war ihn zu verfolgen noch nicht müde. Er sollte seine ganze Härte empfinden, und endlich unter seiner Zentnerlast erliegen.

Ob er gleich dort 250. Meilen vom Hofe entfernt war; so schien er seinen Feinden doch noch viel zu nahe zu seyn. Sie furchten von seiner List und

seinen

seinen Anhängern alles, und dieses Mißtrauen rieth ihnen, ihn nach Jakuska, einer Stadt im untersten Siberien, verweisen zu lassen, welche 1500 Meilen von St. Petersburg liegt. Man fertigte sogleich einen Offizier an der Spitze eines Detaschements von Soldaten an ihn ab, der ihm im Namen des Kaisers den Befehl ertheilen mußte, sich unverzüglich an den Ort seiner Verweisung zu begeben.

Vor seiner Abreise dahin beraubte man ihn seiner Kleider, und gab ihm dafür einen russischen Bauerrock. Seine Gemahlin und Kinder hatten das nämliche Schicksal. Ihre Kleider waren von grobem Tuch mit Schaaffellen gefüttert, so wie auch ihre Mützen aus blosem Schaaffell bestanden. Die Fürstin Menzikof, eine Dame von sehr feiner Empfindung, und nur an Ueberfluß und Gemächlichkeit gewöhnt, lag ihren Leiden und der Ermüdung auf einer so beschwerlichen Reise bald unter. Sie starb in der Gegend von Casan. Ihr Gemahl besaß mitten in seinem Schmerze doch Muth und Kräfte genug, sie selbst zum Tode zuzubereiten, und sie verschied in seinen Armen. Die Trennung von ihr versetzte den unglücklichen Gatten in die tiefste Traurigkeit, denn er verlor mit ihr die süsseste Quelle seines Trostes. Er hatte sie allezeit geliebt und hochgeschätzt. Sie selbst war aus einer der vornehmsten Familien des russischen Reichs. Ihre Schönheit erwarb ihr die Bewunderung aller,

die

die sie sahen, und ihre Tugend, die sie weder in ihrer Jugend, noch in dem glänzenden Zeitraume ihres Glücks befleckt hatte, zog ihr die Hochachtung eines jeden zu, der sie kannte. Menzikof war genöthigt, dieser theuern Gattin selbst die letzte Pflicht zu erweisen, und er begrub sie an dem Orte, wo sie gestorben war. Kaum lies man ihm Zeit, auf ihr Grab einige Thränen zu weinen; sondern zwang ihn seine Reise eiligst bis nach Tobolsk, der Hauptstadt von Siberien, fortzusetzen.

Die Nachricht von seinem Fall war dort, ehe er noch ankam, bekannt geworden, und man freute sich schon im Voraus auf den Anblick, einen Mann in Ketten und Banden zu sehen, vor dessen Winke noch kurz vorher ganz Rußland gezittert hatte. Die ersten Gegenstände, welche ihm bei seiner Ankunft in dieser Stadt in die Augen fielen, waren zwei russische Grose, die unter seinem Ministerium verwiesen worden waren. Sie giengen ihm wüthend entgegen, und überhäuften ihn mit Schmähungen, während er durch die Strasen der Stadt nach dem Gefängnisse geführt wurde. Weit entfernt die geringste Ungeduld über solch ein unmenschliches Betragen zu bezeigen, sagte er vielmehr zu dem einen von ihnen: „Deine Vorwürfe sind gerecht, — und ich habe sie verdient. Nimm jetzt Genugthuung von mir, weil du in dem Zustande, worin ich mich befinde, keine andre Rache an mir nehmen kannst. Ich opferte dich einst meiner Politik auf, weil die

Unbiegsamkeit deines Karakters mir verdächtig wurde." Darauf wandte er sich zu dem andern, und sagte: „Ich habe es warlich nicht gewußt, daß du dich hier befändest; schreib mir daher dein Unglück nicht zu! Du hattest ohne Zweifel einige Feinde neben mir, die mich überlistet, und den Befehl deiner Verweisung erschlichen haben. Ich habe oft gefragt, warum du dich nicht mehr sehen ließest? und man ist meinen Fragen immer durch betrügerische Antworten ausgewichen. Unmöglich konnte ich mich bei meinen überhäuften Arbeiten um die Angelegenheiten einzelner Unterthanen genau bekümmern; — doch wenn du glaubst, daß du durch Beschimpfungen meiner Person deinen Kummer einiger Maßen versüßen kannst; so steht dir frei zu thun, was du willst!"

Ein dritter Verwiesener drang sich halb rasend durch die Menge des Volks, und warf voll glühender Rachbegier den Kindern Menzikofs Koth ins Gesicht. „Ha! schrie der gebeugte Vater vom tiefsten Schmerz durchdrungen, ich, ich bin der, den man mit Koth werfen muß, diese Unschuldigen haben dir nichts zu leide gethan!"

Der Vizekönig von Siberien schickte ihm auf Befehl des Czars 500. Rubel zu, um dafür das Nothwendigste für sich und seine Familie zur Reise anzuschaffen, welches er auch that. Er kaufte Spaten, Hacken und andere Werkzeuge zum Ackerbau. Er versah sich mit verschiedenen Gattungen von

Korn

Korn und gesalzenem Fleische, mit Netzen zum Fischen u. d. gl. und bat, daß man das übrig gebliebene Geld unter die Armen vertheilen möchte.

Die Zeit, welche man ihm zu seinem Aufenthalte in Tobolsk vergönnt hatte, war bereits verflossen, und er bekam nun Befehl zur Abreise. Man setzte ihn auf einen bedeckten Wagen, der nur durch ein einziges Pferd, oft auch nur durch grose Hunde gezogen wurde. Er brachte fünf volle Monate auf der Reise von Tobolsk nach Yokuska zu, und war während dieses langweiligen und traurigen Zuges, allen Unannehmlichkeiten einer rauhen Luft, und eines äuserst kalten Himmelsstriches ausgesetzt. Eines Tages, da ihn die Wache hatte absteigen, und in eine Bauerhütte, (um auszuruhen und einige Speise zu sich zu nehmen) gehen lassen, trat ein Offizier in der nämlichen Absicht herein. Er kam von Kamschatka, wohin er unter Peters des Grosen Regierung, um den Kapitän Bering auf seiner Entdeckungsreise zu begleiten, geschickt worden war. Dieser Offizier hatte unter Menzikof als Flügeladjutant gedient; aber dieser letzte war in seinem Bauerkleide und seiner Müze von Schaaffell so entstellt, daß ihn jener nicht erkannte. Menzikof kannte ihn aber gleich, und nannte ihn bei seinem Namen. Der Offizier erstaunte, in einem von der Hauptstadt so fernen Ort seinen Namen nennen zu hören, und fragte den, den er für einen armen Bauer hielt, woher er ihn kenne? und wer

er

er sei? „Ich war, erwiederte der unglückliche Mann, vor nicht langer Zeit der Fürst Menzikof: jezt aber heise ich Alexander.“ Der Offizier, welcher den Fürsten in dem glänzendsten Zustande verlassen hatte, wollte seinen Worten nicht glauben, und bildete sich ein, daß dieser Alexander ein Bauer sei, welcher seinen Verstand verloren habe; aber Menzikof ergrif ihn bei der Hand, führte ihn an das Fenster, und zeigte ihm sein Gesicht näher. Der Offizier war wie vom Donner gerührt, er erkannte nun den Fürsten wirklich an seinen Gesichtszügen, und rief mit lauter Stimme aus: Ach mein Fürst, durch welche Unglücksfälle sind Ew. Hoheit in diesen bejammernswürdigen Zustand herabgesunken? „Nennen Sie mich nicht mehr mit diesem stolzen Titel, erwiederte Menzikof, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Alexander heise. Der Himmel hat mich in meinen vorigen Zustand zurückgesezt.“ Der Offizier welcher von Menzikofs Gegenwart überzeugt und auch nicht überzeugt war, konnte noch nicht glauben, daß das, was er sähe und hörte, vollkommen wahr sei; er näherte sich daher einem jungen Bauer, welcher in einem Winkel der Hütte seine Stiefeln flickte, und fragte ihn mit leiser Stimme: wer eigentlich der Mann dort am Fenster sei? Das ist mein Vater, schrie der junge Mensch laut auf; — aber erlaubt euch unser Unglück, uns zu verkennen, uns, denen ihr so viel zu verdanken habt? Der Vater verwies sei-

nem

nem Sohne diese Antwort, und rief dem Offizier zu: „Verzeihen Sie diesem Unglücklichen, das Leiden hat seinen Karakter gehärtet, es ist übrigens der nämliche, mit dem Sie so oft, als er noch Kind war, spielten. Sehen Sie auch hier meine Tochter! (sie waren beide wie Bauermädchen gekleidet, sasen auf der Erde, und hatten einen Napf voll Milch vor sich, worin sie grobes Brod tunkten.) „Diese, fuhr Menzikof fort, hatte die Ehre, mit dem Kaiser Peter II. verlobt zu seyn, und war dem Augenblicke nahe, in welchem sie durch unauflösliche Bande mit ihm vereinigt werden sollte.“ Als der Offizier den Kaiser Peter II. nennen hörte, blieb er wie verstummt stehen. Er war seit vier Jahren sehr weit vom russischen Hofe entfernt gewesen, und wußte von allem, was seit der Zeit vorgefallen war kein Wort. Menzikof machte ihm eine genaue Beschreibung von den Veränderungen, welche sich bisher in Petersburg zugetragen hatten, und das Erstaunen des Offiziers wuchs bei jedem Worte des unglücklichen Ministers. Jetzt hörte er einige Augenblicke, als ob er den Offizier reden lassen wollte, auf, plötzlich aber fuhr er wieder fort: „Was soll ich Ihnen weiter sagen? — ich war unumschränkter und gefürchteter als Peter I. selbst, glaubte über alle Gefahren erhaben zu seyn, und schmeichelte mir ruhig die Früchte meiner Arbeiten am Abend meines Lebens geniesen zu können, als die Dolgorukis und der Ausländer Ostermann

mich

mich in den Zustand herabstürzten, worin Sie mich sehen. Der Verlust meiner Ehrenstellen, meiner Güter, ja selbst meiner Freiheit sollte mich keinen Seufzer kosten; — aber, fügte er hinzu, indem er unter einem Strom von Thränen auf seine Kinder zeigte, sehen Sie da meine Strafe, — die Quelle meiner jetzigen Leiden, die mich bis ans Grab unaufhörlich drücken werden. Diese unschuldigen Schlachtopfer sind in dem Schoose der Hoheit und des Ueberflusses gebohren. Jetzt fehlt ihnen alles, und ohne Mitschuldiger des Verbrechens zu seyn, welches man mir schuld giebt, müssen sie mein hartes Unglück mit mir theilen. Sie gehen jetzt an den Hof, um von der Ausführung ihres Auftrags Rechenschaft abzulegen, und werden die Dolgorukis und *Ostermann* auf dem Gipfel des Glücks und der Hoheit antreffen. Sagen Sie ihnen, daß ich ihnen alle erforderlichen Talente, um das russische Reich glücklich zu machen, wünschte. Schmeicheln Sie ihrer Rachbegierde, und sagen Sie ihnen, daß Sie mich unterwegs angetroffen hätten, daß die Mühseligkeiten einer langen ermüdenden Reise, einer kalten und rauhen Luft unserer Gesundheit unschädlich gewesen wären, und daß ich in meiner Gefangenschaft eine Heiterkeit der Seele, eine Ruhe des Gemüths empfinde, die ich in den Tagen meines Glücks nie gefühlt hätte. Der Offizier vergoß, gerührt von den traurigen Schicksalen eines so grosen Mannes, einen Strom von Thränen,

nen, und nahm von ihm den zärtlichsten Abschied.

Sobald Menzikof an dem Orte seiner Bestimmung angekommen war, machte er alle nur mögliche Anstalten, das Schreckliche seines Aufenthalts zu mildern, und seinen armen Kindern, die allem Anschein nach hier lebenslang bleiben würden, einen bleibenden Unterhalt zu verschaffen. Er fieng mit Hülfe von acht Leuten, die ihm gefolgt waren, ein groses Feld zu bearbeiten an, und säete Korn, welches künftig zum Unterhalte seiner Familie dienen sollte. Bald darauf suchte er auch die elende Hütte, die man ihm angewiesen hatte, zu vergrösern, und fällte mit eigenen Händen Holz dazu. Sein Beispiel munterte seine Leute auf, und in kurzer Zeit hatte er ein Haus aufgerichtet, welches groß und bequem genug für ihn, seine Kinder und Leute war. Es enthielt ein Gebetzimmer und vier Stuben. Die erste nahm er mit seinem Sohne ein, die andere bewohnten seine beiden Töchter, die dritte seine Leute, und die vierte war zu einer Vorrathskammer bestimmt.

Seine älteste Tochter, die mit dem Kaiser verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die andere für das Hausgeräth und die Garn- und Leinwandbleiche; die schweren Hausarbeiten wurden aber unter die mitgebrachten Leute vertheilt.

Kurz nach seiner Ankunft in diesen wüsten Gegenden bekam er von einem unbekannten Wohlthä-

ter, den man nie erfahren hat, und welcher wahrscheinlich der vorgedachte Offizier aus Kamschatka war, einen Ochsen, eine trächtige Kuh, einen Hammel, und viele Schaafe, nebst einer Menge Federvieh, wodurch sein Hauswesen in eine Art von blühendem Zustand gesetzt wurde.

Das Haus Menzikofs glich einem Kloster. Alle Morgen gieng man in das gottesdienstliche Zimmer, worin er selbst Betstunde hielt, welche des Abends und Mitternachts wiederholt wurde. Das Unglück hatte den gefallenen Mann religiös gemacht, und er überließ sich unvermerkt einer Seelenruhe, welche seinen Zustand hätte glücklich machen können, wenn er nicht oft durch den Anblick seiner Kinder, an deren Elend er schuld war, wäre verbittert worden, und welcher durch folgenden Umstand sehr erschwert wurde. Seine älteste Tochter, das Kind seines Herzens, bekam nach einem sechs Monat langen Aufenthalte in diesen Wüsteneien die Blattern. Der unglückliche Vater verschafte ihr alle mögliche Erleichterung, er wachte bei ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Sie näherte sich mit jedem Augenblicke ihrem Tode, und starb in den väterlichen Armen. Menzikof legte, da sie verblichen war, sein Gesicht auf das ihrige, und benetzte es mit einem Strohme heiser Thränen. Seine männliche Seele faßte sich aber mitten in seinem Schmerze. — „Lernt von eurer Schwester

 die

die Kunst zu sterben," rief er seinen Kindern zu, und sang darauf mit ihnen und seinen Hausgenossen die Gebete, welche die griechische Kirche für die Abgeschiedenen verordnet hat. Er begrub nachher seine geliebte Tochter selbst in dem Gebetzimmer, das er erbauet hatte, und bezeichnete den Ort, wo er nach seinem Tode neben ihrer Asche begraben werden wollte. Seine andern beiden Kinder bekamen gleichfalls die Blattern, der zärtliche Vater verdoppelte seine Bemühungen sie zu erhalten, er wartete ihnen, so wie ihrer verstorbenen Schwester, auf, und sie erhielten in kurzer Zeit ihre Gesundheit wieder.

Indessen gerieth die Gesundheit **Menzikofs** selbst in Verfall. Die ermüdenden Arbeiten, welche er unternehmen mußte, die Reue wegen seines vorigen Lebens, die marternden Gedanken an das jetzige und künftige Elend seiner Kinder, nagten an seinem Herzen und untergruben seine Gesundheit. Endlich wurde er von einem schleichenden Fieber angefallen, welches von Tage zu Tage gefährlicher wurde, je mehr er es, um seinen Kindern keine Unruhe zu verursachen, vernachläsigt hatte. Seine Kräfte nahmen sichtbar ab, und er war gezwungen, nicht mehr das Bette zu verlassen.

Als er merkte, daß der Augenblick herannahete, in welchem er sich auf immer von seinen geliebten Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: „Meine Kinder!

die

die letzte Stunde meines Lebens rückt heran. Ich habe mich seit der Zeit, daß ich hier bin, mit dem Gedanken an den Tod so vertraut gemacht, daß er nichts Schreckliches mehr für mich haben würde, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft von meinem Leben, als seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, zu geben hätte. Die Religion und die Vernunft, die mich während meines Glücks nicht leiteten, haben mich gelehrt, daß die Barmherzigkeit Gottes, so wie seine Gerechtigkeit, unendlich ist. Ich würde die Welt verzweiflungsvoll verlassen, wenn ich euch hier nicht Beispiele der Tugend und Frömmigkeit gegeben hätte. Bis jetzt, meine Kinder! sind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unschuld in diesen Einöden leichter, als am Hofe erhalten. Wenn ihr ja dahin zurück kehren solltet; so erinnert euch nur immer an das Beispiel, was ich euch hier gegeben habe!" — —

Er sprach diese Worte mit einem so vesten und gesetzten Tone, als ob sein Ende noch weit entfernt wäre: allein er hatte zu diesem Abschiede noch einmal alle seine Kräfte zusammen genommen. Er streckte darauf seine Hand aus, als ob er seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilen wollte, — aber in dem Augenblicke endigte eine leichte Verzuckung sein mühseliges Leben.

# Die Opersängerin.

Man soll zwar nicht an Schönheit grosen Wohlgefallen finden: viel weniger an Reichthum und Stand. Man soll auf Geist, Thatkraft, auf Gesinnung sehen, und darnach die Achtung für den Menschen abmessen. Gleichwohl pflegen wir uns für schöne Menschen zu interessiren: Schöne, Vornehme und Reiche zugleich pflegen wir gar hochzuschätzen.

So beschenkt von Natur und Glück war der junge Mann, den wir jetzt näher kennen lernen, doch aber nicht zu voreilig lieben wollen. Wir möchten dies Gefühl für jemand anders mehr brauchen.

Sein Wuchs war der edelste, seine Gesichtsbildung die schönste. Sein bezaubernder Anstand war so zu sagen etwas Ueberflüssiges an ihm. Er hätte ohne denselben gleich beim ersten Anblick gefesselt, so wie er, wenn man ihn erst ganz kannte, entzückte, denn er besaß noch dabei grose Reichthümer und — war Graf.

Da er nun nicht ohne Anlagen des Geistes und Herzens und noch dazu geehrt beim Fürsten war, was stand von seiner Zukunft nicht zu erwarten! Welche Hoffnungen machte sich nicht seine Familie

von der glänzenden Rolle, die er in der Welt spielen müßte! Auch boten sich ihm die vortheilhaftesten Heirathsvorschläge dar. Aber er schritt noch zu keiner Verbindung, weil sein Herz ihn noch zu keiner drängte. Und die Seinigen waren sein Zaudern gern zufrieden, weil sie glaubten, sie würden um so sichrer die bestmöglichste Parthie für ihn auffinden.

Das Herz des Grafen, das sich indessen manche flüchtige Schäferfreuden erlaubte, beschäftigte sich jetzt mit einer Opersängerin, und seine Wahl durfte keinen Tadel fürchten. Ungeachtet seine Geliebte noch nicht die erste Sängerin am Hofe hieß, war ihr Gesang doch reizend genug, um das Einnehmende ihres Aeusern noch einmal so einnehmend zu machen. Sie war immer der Aufmerksamkeit eines liebenswürdigen Jünglings werth. Das schien unser Graf auch zu glauben, denn er gieng grade zu ihr, und versicherte sie seines Beifalls, nicht allein in Betracht ihrer Stimme, sondern auch ihrer ganzen Person.

Wer verdammt Amalien — so hieß unsre Sängerin — daß sie den Grafen, zumal da dieser weit und breit Angebetete sie oft, fast täglich besuchte, wer verdammt sie, daß ihr unverwahrtes Herz ihn zu lieben anfieng? Aber die Liebe, welche den Gescheutesten oft zum Thoren macht, hinderte sie nicht, den Grafen ihren Verstand und etwas gewisses Edelmüthiges in ihrer Denkungs- und Hand-

lungsart blicken zu lassen. Natürlich, daß ihn dies um so mehr entzündete. Nur bei seiner Liebe ward der Fall, daß er nicht selten in Amaliens Gegenwart zum Gecken herabsank.

Gleichwohl war er entschlossen genug, ihr einsmals Anträge zu thun, die jedes Mädchen mit Abscheu zurückweisen sollte; und zweifelte nicht an glücklicher Erhörung. Aber wie ward er zurückgewiesen! „Soll das Liebe seyn, Graf!" rief sie. Und mit welchem edeln Selbstgefühl, mit welchem sanften Trotz auf Ehre und Tugend rief sie das! Bis ins Innerste ward er beschämt. So etwas war ihm noch nie begegnet.

„Haben Sie darum, sagte er in kleinmüthigem Tone; „haben Sie darum auch die kleinsten Geschenke, die redlichsten Ausdrücke meiner glühenden Leidenschaft verschmäht, um mich jetzt so — grausam, so —" die Worte starben in seinem Munde. Amalia, um ihn von der Verwirrung zu befreien, fieng etwas anders zu sprechen an; aber er ward nur noch verwirrter und gieng. Unten im Hofe sah er eine Menge geringer Leute versammelt, dergleichen man zuweilen bei den Thüren wohlthätiger Menschen erblickt. Er ahndete bald, daß ihre Erscheinung Amalien gälte, stand still, kehrte um, und bat sie, ihm zu erlauben, ihrer Allmosenaustheilung zusehen zu dürfen. Amalia erröthete, und um ihm nicht alles abzuschlagen, erlaubte sie ihm diesen bessern Wunsch.

Wie sie an der Thür einem nach dem andern gab, mit Würde und doch mit so viel Gefälligkeit, da fühlte er lebendig Amaliens ganzen Werth. Er bedauerte herzlich, daß so ein Geschöpf nicht von Stande sei, und wunderte sich, daß er dies jezt zum erstenmal bedaure.

*Nicht von Stande!* dieser Gedanke begleitete ihn nun allenthalben. Nachts, statt zu schlafen, dachte er sich nur *Amalien* und die Seligkeit an ihrem Busen zu schlummern. Solch eine schöne Seele in einem so schönen Leibe! und nicht für dich! und warum nicht für dich? Die erste Antwort, die er sich auf diese Frage gab, war: weil sie tugendhaft ist! aber diesen Grund verwarf er heimlich, und sagte sich dafür: weil sie nicht von Stande ist! O — sprach er dann weiter mit sich selbst — daß sie Gräfin, oder ich ein Schreiber wäre, dann wär ich glücklich!

Indem er nun immer an *Amaliens* Seite die Unruhe seines Herzens zu verscheuchen suchte, sank er noch tiefer darein. — Was mir am peinlichsten wird, sagte er zu seinem vertrautesten Freunde, ist, daß ich ihr durch meinen Reichthum auch nicht auf eine Weise nützlich werden darf noch kann. Nicht darf, weil sie so uneigennützig liebt, nicht kann, weil sie selbst ein ansehnliches Vermögen besitzt.

Als er eines Tages die schwermüthigste Laune zu *Amalien* brachte, und diese das Lästige seines

Zustandes in seiner Seele fühlte, sagte sie: „Ich weiß ein Mittel für Sie: das einzige gute für Sie und mich. Vermählen Sie sich, Graf, und mich vergessen Sie. Die Gräfin R., die von allen Jünglingen Ihres Standes verfolgte R., die aber, wie ich aus sicherer Hand habe, nur ein Herz für Sie zu haben scheint, nehmen Sie sich zur Gemahlin!"

Graf. Ihr Rath ist fürchterlich! Was mir Ihr Mund jetzt sagt, davon hat Ihr ganzes Wesen die Möglichkeit längst vertilgt. Amalie, suchen Sie mich wenigstens zu trösten!

Amalie. Was wird das endlich werden, wenn Sie so fortfahren? Ich dachte nur in Ihnen einen Gesellschafter; einen Freund, und, Gott weiß es, sonst nichts. Ich dachte, man könnte sich sehen und sprechen, das würde und müßte Genugthuung und Vergnügen geben. Aber wo ist unser Vergnügen? Ihr Antheil ist: ein kränkelndes Herz; und der meinige: Wehmuth darüber. Graf, ich bitte Sie, um Gottes willen heirathen Sie die junge Gräfin R., und mich vergessen Sie.

Er schien den wiederholten Rath Amaliens übel zu nehmen. Wenigstens nahm er plötzlich seinen Hut und gieng.

Drei Tage verstrichen und er kam nicht wieder. Das befremdete Amalien. Sonst war er tagtäglich und wohl zweimal gekommen, und nun war der vierte Tag schon zur Hälfte vergangen! hin!

Nun

Nun endlich erschien er. Sein Ganzes hatte heut etwas sehr feierliches. „Ich danke Ihnen, meine Theuerste," hub er an; „für den Rath, den Sie mir gegeben haben. Ja, ich muß, ich will heirathen. Nur eine Verbindung auf lebenslang kann meiner Pein ein Ende machen. Ich habe mich bedacht. Drei Tage und Nächte haben mir ihre Stunden hergeben müssen, damit ich erwäge, was zu meinem Frieden dient? (zärtlich) Amalia, süseste Amalia, Sie sind es, die ich heirathen will und muß."

Amaliens Schreck über diesen Antrag war gewiß nicht erkünstelt — Wie sie vernahm, floß ihr Auge über von Thränen der Freude und von Thränen der Wehmuth; und wie sie nicht mehr weinte, nahm sie das Wort. Allein umsonst stellte sie ihm vor, was er seinem Stande, seiner Familie und seinem künftigen Glück schuldig sei. Und als ihre Gründe das Uebergewicht über seine Liebe zu erhalten, als sie wenigstens dem Grafen wichtig zu werden schienen, versetzte er mit Bitterkeit.

„Ha Sie haben Recht! Ich vergaß zu fragen, ob ich auch vor allen Dingen Ihnen zum Gemahl gefalle? Wenn Ihnen also Ihr Verehrer nicht zu schlecht wäre, so —"

Amalie. Diese Kränkung verdient mein Herz nicht. Ich habe bis jetzt an mich noch nicht gedacht.

Graf. Verzeihung, Liebste, Beste, dem Unglücklichen, der sich übereilte. Aber kurz und gut, Amalie: würden Sie sich ohne Bedenken mit mir verbinden, wenn ich mit Ihnen von gleichem Stande wäre?

Amalie. Ohne Bedenken! Und dann hätte ich mir Sie schon längst auf meinen Knieen von der Vorsicht erbeten!

Graf. Nun das wollte ich nur wissen. Ihre Hand, Amalia, wir werden ehelich verbunden! Es ist und bleibt beschlossen. Sollt ich darum Graf seyn, um meines süsesten Glückes verlustig zu gehen? Was die Hindernisse betrift, die mir von andern Seiten gemacht werden könnten und möchten, so werde ich ihnen theils zuvorkommen, theils sie zu überwinden wissen. Und Sie, meine Einzige, sollen nicht einen Augenblick Verdrusses dabei haben.

Die Ergiesung zweier Herzen, die sich lieben, nachdem sie über einen wichtigen streitigen Punkt einig geworden sind, ist schwer zu schildern, und darum will ich auch von der süsen Zufriedenheit des Grafen mit Amalien, und wiederum Amaliens mit dem Grafen, da sie endlich beide wußten, wie es nun mit ihnen in der Zukunft seyn würde, nichts erwähnen. Das Einzige, was den Grafen darin störte, war der Gedanke Amaliens, daß er vorher seine Mutter wenigstens für ihr Vorhaben zu gewinnen suchen sollte. Er bat Amalien aufs dringendste,

gendſte, und machte ſichs zur einzigen Bedingung, ſeiner Mutter mit keinem Worte mehr zu gedenken. Wenn wir getraut ſind, fügte er hinzu, dann wollen wir hin zu ihr, und ihre Knie umfaſſen.

Amalie aber, welche dieſen Vorſchlag zwar beim erſten Anblick gut gefunden hatte, fand ihn je länger je mehr verwerflich; und doch durfte ſie dem Grafen nichts dagegen ſagen. Der ganze Plan dünkte ihr zu gewaltſam. Sie dachte ſich das Herz einer Mutter, und wie der plötzliche Anblick einer Schwiegertochter aus bürgerlichem Blute eine Gräfin zu ſehr erſchüttern müſſe. Wie dieſe argwöhnen könnte, die ganze Heirath ſei einzig das Werk der ſich ihr aufdringenden Tochter. Nein, nein, rief ſie ſich ſelbſt zu, das kann nicht, das ſoll nicht ſeyn. Wenigſtens muß ich ſie vorbereiten. Ich will ihr ſchreiben, wie die Sachen ſtehen, will mein Herz vor ihr entfalten. Ich werde dann einen groſen Theil weniger ſtrafbar ſeyn, werde meine Mutter, wenn ach! gleich unwillig, doch nicht empört finden. Ja vorbereiten muß ich ſie, und dann was Gott will.

Hochgebohrne Frau,

Gnädigſte Frau Gräfinn.

Es iſt die Operſängerinn T... die Ew. Hochgräfliche Gnaden auf einige Augenblicke unterbricht. Was ich zu melden habe iſt von der Art, daß es mich für dieſe Kühnheit hinlänglich entſchuldigen wird. Ich will mich kurz faſſen. Der Graf, Ihr

Herr Sohn, liebt mich. Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß ich keine jener strafbaren Künste, deren unser Geschlecht sich manchmal bedienen soll, Männer zu fesseln, dazu angewandt habe. Dies sage ich, um mich wegen dessen, was ich Ew. hochgräfliche Gnaden jetzt gleich entdecken werde, zu rechtfertigen. Der Graf, Ihr Herr Sohn, will mich heirathen. Sein Wille ist so vest, wie meine Hochachtung zu Ew. hochgräfliche Gnaden, als der Mutter desjenigen, der mich die Liebe kennen lehrte. Ich bin in jedem Fall zu unvermögend, ihn von seinem Entschluß abzubringen, und Ew. hochgräflichen Gnaden, die vierzig Meilen von der Stadt entfernt sind, werden es nicht mehr können, denn binnen acht Tagen muß ich schon die Seine seyn.

Dies hat mein Herz mir geheisen Ihnen zu melden. Vielleicht ertheilen Sie mir Ihre Einwilligung. Dann bin ich glücklich! Und Ihr Herr Sohn, der es schon jetzt zu seyn vorgiebt, soll, so viel der Himmel mir Vermögen gab, einem Gemahl das Leben süs und freudenreich zu machen, soll es gewiß dreifach werden.

Aber ganz glücklich werden wir nie seyn, ohne Ihren Beifall, ohne Ihren mütterlichen Segen. Wenn wir nach der Verbindung zu Ihnen kehren, o dann ertheilen Sie ihn uns! Es liegt nur ein unaussprechliches Entzücken in den Gedanken: die Mutter meines Gatten, sie sei nun vom höchsten oder vom niedrigsten Stande, meine Mutter zu nen-

nennen. Und sollte der Himmel mir das Glück versagen, selbst mit der Dauer langer Jahre nicht Ew. hochgräflichen Gnaden Huld und Liebe zu gewinnen, sollte der Tod Sie oder mich vorher abrufen, so werde ich doch die Gesinnung nicht verändern, mit welchen ich jetzt bin u. s. w.

Der Graf traf indessen alle mögliche Anstalten, um seine Verbindung zu beschleunigen, sie wenigstens nicht aufzuhalten. Er hatte bereits schriftliche Verabredung mit einem sichern Mann in der Nähe genommen, und der Tag war vestgesetzt, an welchem er mit Amalien erscheinen, und bei ihm sein kleines Hochzeitsfest feiern wollte. Um aber auch recht gewiß zu seyn, ob alle nöthige Vorkehr gemacht worden, beschloß er, den Tag zuvor, eh' er in Gesellschaft Amaliens reisete, selbst hinzugehen. — Morgen, rief er beim Weggehn, morgen Amalia, sind wir getraut — und dann! sein Schweigen sagte das Uebrige. Und dann! erwiederte Amalia mit der Stimme der Braut, und schwieg ebenfalls. Ihr Blick sank zur Erde. Dreisig Stunden nur noch, lispelte sie sanft, indem sie wieder auf sah. Ach noch ganzer dreisig Stunden! rief der Graf. Fort, daß ich heute schon die Stätte begrüse, die meines morgenden Glückes Zeuge seyn wird! und hiemit flog er davon.

Sie sah ihm nach, so weit ihr Blick ihm folgen durfte, und ihr Herz begleitete ihn auf der kleinen Reise. Angenehme Bilder der Zukunft umschwebten

ten ihre Phantasie. Es war eine herrliche Stunde, die sie so mit Träumen ehelicher Seligkeit zubrachte! und diese Stunde würde den ganzen Tag und die ganze nächste Nacht, bis zum eigentlichen Besitz ihres Gemahls gedauert haben, wenn nicht der unvermeidliche Gedanke an die Mutter und die ganze Familie sie von dem schönen Traume geweckt hätte. Sie werden mir fluchen, dachte sie, und zitterte. Ihre ganze Freude war dahin. Sie setzte sich ans Klavier, und versuchte ob nicht der Zauber der Musik ihr Herz anders stimmen würde. Indem erschien ein athemloser Kurier und brachte ihr einen Brief. Er war von des Grafen Mutter. Sie las:

Mademoiselle!

Der Schreck über das Vorhaben meines Sohnes hat meiner Gesundheit den letzten fürchterlichen Stoß gegeben, und der Tod, den ich gewiß davon haben werde, wenn ich erfahre, daß Ihre Verbindung mit meinem einzigen Sohn, ach! meinem einzigen Kinde! wirklich vor sich gegangen, kann mir nun wenigstens nicht allzu schwer werden. So gewiß ich glaube, daß mein Sohn bei aller Verblendung der Liebe keinen schlechten Gegenstand hat, so sehr ich in Ihrem Briefe Edelmuth und Verstand finde, so ist es doch unvermeidlich, daß er sich durch den Schritt zum Altare mit Ihnen für diese Welt unglücklich macht. Man sage, was man will, so lange der Unterschied der Stände

nicht aufgehoben wird, so lange bleibt die Verbindung eines Grafen mit einem Mädchen von geringerem Stande die grausamste Handlung für seine Familie. Was sechs bis sieben Jahrhunderte ihm und seinen Nachkommen sammelten, den nicht ganz verwerflichen Vortheil der Ahnen, Anspruch auf die grösten Ehrenstellen und Würden, das richtet er dann mit eins zu Grunde. Aber was halt ich mich dabei auf, mit Ihnen zu vernünfteln, indeß mein armes Herz verblutet? O Sie wissen nicht, was es heist, Mutter seyn! Wissen nicht, welchen glühenden Antheil eine Mutter an dem Wohl und Wehe ihres Kindes nimmt! Wissen nicht, wie der einzige Gedanke: Dein Sohn wird ein groser Mann! ihr schon tausend Bitterkeiten des Lebens versüst hat, und selbst die von zehn Leben ihr versüsen würde! Und wenn diese Mutter nun erfährt, daß — o Mädchen! verzeih es meinem zerrütteten Herzen, das, indem es sich Dir zu Füsen werfen, und um Rettung meines Sohnes flehen will, Dir Dinge sagt, die Dir nicht gefallen können. Wenn dieser Brief nicht zu spät kommt — und ich denke, er soll mit Gott, hat der Deinige anders nicht gelogen, ich denke, er soll mit Gott noch vor der Hochzeit eintreffen, wenn also mein Brief noch nicht zu spät kömmt, und Du Sinn für den Gedanken hast: eine Mutter und eine ganze erwartungsvolle Familie nicht um alle ihre Hoffnungen bringen zu müssen: wenn

Thränen, die Dir vielleicht die Hälfte meiner Worte unleserlich machen, und die immer fort fliesen werden, bis ich entweder bessere Nachrichten empfange, oder sterbe: wenn mein brünstiges Gebet, das ich für Dein übriges Wohlergehn zum Himmel schicken will, wenn alles, was meine Natur von Mitteln Dich zu rühren und zu erweichen, aufbringen kann, Dich zu rühren und zu erweichen im Stande ist, o so werde nicht die Gemahlin meines Sohns! Sieh, es ist nicht jenes Mißbündniß allein, was meinen lauten Jammer vierzig Meilen weit zu Dir bringt, denn ich würde meinem Sohn dort in Stand und Hoheit nichts mehr sagen, doch mit Entzücken erwarten und empfangen, sein Weib möge gewesen seyn, welches es wolle, wenn er selbst nur ein rechtschaffener Mann war; aber sage selbst, was würde die Welt, was der Monarch von Eurer Ehe urtheilen? Und der Neid, der mich schon lange wegen meines hoffnungsvollen Sohnes verfolgt, wie würde der mir und meinen Geschwistern, und uns allen, und besonders meinem Sohn mit stillem oder lautem Triumphiren in den Weg treten! Aber das Mädchen, das den vor mir liegenden Brief schrieb, läßt es so weit nicht kommen! Wie sie es noch verhindern müsse? das weiß ich nicht. Aber wenn sie es noch verhindert, Gott! unter welchen Strömen von Dankbarkeit will ich sie Jahre lang an mein Herz drücken!

Mädchen, Freundin, thun Sie was, wenn Sie Mutter wären, Sie wünschen würden, das man in ähnlichen Fällen für Sie thäte, und denken Sie an Gott! Ich bin u. s. w.

Amalie rang die Hände und weinte laut. Dann ward ihr Auge plötzlich thränenlos und heftete sich stier an die Erde. Ohne zu wissen, was sie that, preßte sie den ganzen starken Brief in ihre kleine Hand, und rollte ihn wieder auf. Sie fiel hernach auf ihre Kniee, als wollte sie den Himmel um Rath fragen, und sprang nach einer Weile wieder auf, als wenn es sie kränkte, daß keiner erfolge. Ihr Zustand war entsetzlich. Eine darauf folgende anscheinende Stille ließ vermuthen, als habe sie einen Entschluß gefaßt, der aber noch der Zeit bedurfte, um ein völliger Entschluß zu werden. Aber sie fuhr wie aus dem Schlaf auf, da sie ihren Friseur im Zimmer an der Thür stehen sah. Dieser hatte alle ihre vorige Bewegungen beobachtet, und von Erstaunen und Neugierde nicht aus der Stelle gekonnt, und seine Verbeugung eben zum drittenmale wiederholt. Beider Bestürzung war groß. Amalie war die erste, die sich faßte. Aber zu sprechen vermochte sie nicht gleich. Mit einem mal fieng sie dann an:

Sie sind unverheirathet?

Friseur. Ja, Mademoisell.

Wollen Sie mich?

Der Friseur starrte sie an. Sein Mund, der etwas hatte sagen wollen, blieb offen.

Ich habe nie mit Ihnen gescherzt, und scherze auch jetzt nicht; und bin, denk' ich, bei völligem Verstande. Wollen Sie mich? Sagen Sie, sprechen Sie!

Friseur. Groser Gott! Mademoisell!

Amalia. Nun! Nun!

Friseur. Ja! aber — —

Amalia. Sprechen Sie! sprechen Sie!

Friseur. Ich bin noch nicht etablirt, und habe noch überdem — —

Amalia. Schulden? die will ich alle bezahlen, und Ihr Etablissement auch, so bald wir getraut sind. — Hören Sie kurz alle meine Bedingungen. Heute noch müssen wir getraut werden. Aber die Rechte eines Gemahls erwarten Sie nie, nie! Sie sollen nur Morgen mein Mann heisen. Morgen nur so heisen; und dann leben Sie am andern Ende der Stadt. Für Ihr Glück soll gesorgt werden. Aber Sie müssen stehendes Füses fort und unsre heutige Kopulation bewerkstelligen. Wollen Sie das?

Friseur. Alles, alles wie Mademoisell es verlangen.

Amalia. Da ist Geld. Wird noch mehr erfordert, so kommen Sie. Eilen Sie!

Friseur. Ich eile!

Die Trauung geschah binnen drei Stunden in Gegenwart einiger Zeugen. Aber der Herr Bräutigam mußte sichs gefallen lassen, sogleich nach der Zeremonie nach Hause zu gehen. Er gehorchte, und erschien den andern Tag im Arbeitsrock und nahm Platz in einem andern Zimmer, wo ihm zur Gesellschaftsleistung einige Romane hingelegt waren', die er aber theils schon gelesen, theils zu lesen nicht Laune hatte. Wir könnten mit einem Monolog, den er dafür hielt, worin er des wunderbaren Schicksals, das ihm seit zwölf Stunden widerfahren, erwähnte, und die scharfsinnige Bemerkung machte, daß manches Er und Sie, sich nach der Trauung die Zeit ganz anders passiren würde, als er und seine eiskalte Gemahlin jetzt thäte, mit diesem Monolog könnten wir aufwarten, wenn der herbeifliegende Graf uns dazu Zeit liese.

Sobald er nur die Stadt erreicht hatte, eilte er, ohne erst sein Haus betreten zu haben, mit den nöthigen Erfordernissen zu einer Reise für zwei Personen, und das verlangende Erwarten eines Bräutigams in seinem Blick, zu *Amalien*. „Nun komm," rief er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen, „und werde mein Weib!" Gleich zärtlich drückte sich *Amalie* noch vester an seine Brust. Aber Thränen rollten über ihre Wangen und kühlten ihr in etwas seine brennenden Küsse. Ihr endliches Schluchzen machte ihn wieder zum Menschen. Verwundernt trat er einen Schritt zurück. Vergebens

suchte sie Worte. Ihre Kniee beugten sich, sie sank vor ihn nieder. „Herr Graf — ich bin schon — ich bin schon seit gestern verheirathet — bin die Frau eines Handwerkers. Keinen Zorn über mich Arme, noch weniger über meinen Mann, der in jenem Zimmer ist.“

Der Graf wollte nicht glauben, bis er sich überzeugte. Und da gerieth er fast in Verzweiflung. Er tobte, ras'te, und stieß die bebende Amalie zehn Schritt von sich. Wie seine erste Wuth vorbei war brachte sie ihm den Brief seiner Mutter. Da kam er nach und nach zur Erkenntniß, und je mehr er erkannte, je mehr bewunderte, je mehr schwieg er. Doch um so stärkere Rede und Ausdruck legte er in den Kuß, den er bald ehrerbietig auf ihre Hand drückte. Er ging, und sie riefen sich ein Lebewohl!

Zu Hause fand er einen Brief, den der nämliche Kourier ihm von seiner Mutter gebracht hatte, einen Brief — nur eine solche Mutter konnte einen solchen Brief schreiben. Dieser Brief hätte seiner Ehe doch keinen Frieden gelassen, gesetzt auch er wäre Amaliens Gemahl geworden. Um so süßer ward mit jedem Tage mehr seine Beruhigung, um so lebendiger seine Hochachtung für Amalien.

Er hatte alles, was vorgefallen, nach Hause berichtet, und die Gräfin seine Mutter stürzte Amalien in die Arme.

Amalia lehrte sie die Gräfin R. kennen; und es knüpfte sich ein unauflösliches Band zwischen unserm Grafen und der jungen Gräfin R...

Sogleich setzte sich Amalia mit dem Friseur auseinander. Und jetzt ist sie an einem Mann bürgerlichen Standes verheirathet, von dem wir weiter nichts sagen wollen, als: er ist ihrer würdig.

Friede sei mit ihrem Leben!

# Die letzte Klage des müden Wandrers.

Auf der öden Erdenfläche
Irr' ich hier —
Angeschwellte Regenbäche
Rauschen mir
Von dem kahlen Berg entgegen —
Hier auf unbekannten Wegen,
Wandre ich nun bergauf, bergab —
Seh den Himmel an und weine,
Suche Ruh und finde keine,
Fänd' ich doch mein Grab!
Seit so vielen trüben Tagen
Hab' ich Näß' und Frost getragen —
Diese Erde war mein Bette
Dürres Laub die Lagerstätte,
Die ich mir zusammentrug —
Wo ich wandre, scheint ein Fluch
Auf der öden Welt zu ruhn —
Alle Bäume sind entlaubt,
Jeder Flur ihr Schmuck geraubt —
Und was soll ich Armer thun?
Soll ich unaufhörlich wandern
Ueber diesen Dornenpfad?

Der vielleicht so manchen andern
Schon zum Ziel geführet hat?
Nur mich hält er stets zurück —
Oftmals stellt er meinem Blick
Schon das Ziel so nahe vor —
Aber kaum stieg es empor,
So verschwand es auch schon wieder —
Wenig sind der Freudenlieder,
Die ich auf dem Wege sang,
Und nie war es reiner Klang —
Aber meines Kummers Zähren,
Ach daß sie gezählet wären!
Die ich in den Staub geweint —
Denn, wenn nie die Sonne scheint,
Wenn der Himmel immer trübe
Stets die Aussicht dunkel bliebe,
Könnte der wohl heiter seyn? —
Trübe war mir stets der Himmel,
Um mich her ein leer Gewimmel
Täuschung, Blendwerk, falscher Schein,
Dennoch sollt' ich heiter seyn?
O verzeiht mir meine Klagen!
Denn mir aus dem Sinn zu schlagen
Meinen Schmerz vermag ich nicht —
Wem der Regen ins Gesicht
Auf der Wanderstrase schlägt,
Und der Wind das Schneegestöber
In das nasse Antlitz jägt —
Dieser kann doch nimmer glauben,

Daß es Frühling um ihn sei —
Wollt' ihr dann den Trost ihm rauben,
Den er noch im Klagen findet?
Ach des Menschen Leben schwindet
Doch nur wie ein Traum dahin —
Daß ich nun nicht glücklich bin —
Ists mein Looß — so will ichs tragen,
Nahet doch von meinen Tagen
Mahl der letzte bald heran —
Oft auf meiner Pilgerbahn
Sank ich und erhob mich wieder —
Aber schmachtend nach der Ruh,
Sinken nun die müden Glieder
Sehnsuchtsvoll dem Grabe zu. —

# Auserordentliche Begebenheiten auf dem Weltmeer im Jahre 1765.

Der Schifskapitain Harrison, auf dessen Schiff sich die folgenden Vorfälle ereigneten, hat diese Erzählung selbst geschrieben, und bemerkt im Eingange, daß er es gewissermaßen für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Vorsehung halte, welcher er allein seine wunderbare Errettung zu danken habe, diese Nachrichten dem Publiko mitzutheilen; und sein Beispiel ist ein deutlicher Beweis, wie wenig wir berechtigt sind, uns auch in solchen Fällen der Verzweiflung zu überlassen, wo wir keine wahrscheinliche Rettung vor uns sehn.

Er segelte am 25sten August 1765. von Neuyork ab, passirte den 27. desselben Monats Sandy Hook, und kam am 5. Oktober mit seiner Ladung von Hausgeräthe, Stäben, Wachs, Fischen u. a. m. glücklich zu Fyal, dem Orte seiner Bestimmung an. Nachdem er sein Schiff ausgeladen, nahm er eine Ladung Wein, Brantewein u. s. w. für Neuyork ungefähr den 22. Oktober ein, und als alles fertig war, gieng er den 24. Oktober halb zwölf Uhr Vormittage, mit einem frischen S. O. Winde von Fyal unter Segel; als er um sechs Uhr Abends die Insel

sel drei Meilen nordwärts sahe, so verlor er das Land bald aus dem Gesichte und hatte Ursache eine glückliche und geschwinde Reise zu hoffen. Am 29. aber änderte sich der Wind und blies bis zum 24. Dezember beinahe unaufhörlich mit so vieler Heftigkeit, daß ihm nur sein groses Segel allein übrig blieb, welches die Matrosen ausbesserten, denn ihre Aussichten waren höchst traurig, indem das Schiff, welches so lange gegen Wind und Wellen gekämpft hatte, nun sehr leck geworden war, und ihr Vorrath an Speisen hatte auch so abgenommen, daß der Kapitain sich gezwungen sahe, jeden Mann auf zwei Pfund Brod wöchentlich zu setzen; überdies bekam jeder noch täglich ein Maaß Wein und ein halb Maaß Wasser; aber auch diese Portion ward er bald genöthigt nach und nach zu vermindern, bis endlich jeder Bissen Speise verzehrt, und auf dem Boden des Fasses, auch nicht über zwei Gallons schmutziges Wasser mehr vorhanden war.

„Meine armen Leute, sagt der Kapitain, die durch unaufhörliche Arbeit und Mangel an Nahrung erschöpft waren, fiengen endlich an ungeduldig zu werden, und griffen die Ladung an, da sie den Wein und Brantwein als die einzigen Mittel ansahen, ihr Leben zu erhalten, und ich durfte mich nicht widersetzen, wenn sie sich dessen bemächtigten, — nur fürchtete ich die Folgen der Unmässigkeit, womit sie über diese Getränke herfielen, wovon die unaufhörlichen Flüche und Lästerungen schon ein

Be-

Beweis waren. Ich für meinen Theil enthielt mich soviel als möglich des Weins, und gieng sehr sparsam mit dem Bodensatze aus dem Wasserfasse um, welcher in der Folge von unendlichem Nutzen für mich, und wahrscheinlicher Weise die Mittel zu meiner Erhaltung in diesem grosen Elende waren."

„Unser Schiff war einige Zeit von Wind und Wellen herum geworfen worden, als wir mitten aus der Verzweiflung zu der unaussprechlichsten Freude übergiengen, weil wir am 25. Dezember des Morgens ein Segel entdeckten. Alles lief aufs Verdeck; wir hiengen mit größter Geschwindigkeit ein Nothzeichen aus, und hatten um eilf Uhr das Glück, dem Schiffe so nahe zu kommen, daß wir unsre Noth vorstellen konnten; wir erhielten von dem Kapitain das Versprechen einiger Unterstützung, die aber gering schien, denn es sollte nur in sehr wenig Brod bestehen, wobei er uns versicherte, daß er selbst in jedem andern Artikel eingeschränkt sei. Da ich nicht den geringsten Zweifel in sein Wort setzte, so begab ich mich in die Kajüte um auszuruhen, denn ich war von Hunger und Arbeit erschöpft; allein kaum war ich einige Minuten da gewesen, als meine Leute mit Blicken voll unaussprechlicher Verzweiflung zu mir kamen, und mir mit kaum vernehmlichen Tönen sagten, daß sich das Schiff mit möglichster Geschwindigkeit von uns entferne, und nun nichts als der Tod für uns übrig bleibe. — Ich kroch auf das Verdeck so geschwind ich konnte,

und

und sahe leider die Wahrheit dieser Nachricht. Mein Volk erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei, und vermehrte es, je mehr sie jenen aus dem Gesicht verloren. Der unerbittliche Kapitain setzte seinen Lauf fort, ohne uns eines Blicks zu würdigen, und verhärtet gegen alle Empfindungen des Mitleids und der Menschlichkeit ist er vermuthlich noch Stolz auf die Geschicklichkeit gewesen, mit welcher er sich von uns los machte. — Noch einen Beweis seiner Grausamkeit darf ich nicht übergehen; als ich ihn zuerst sprach, sagte ich, weder ich noch meine Leute wollten einen Bissen von seinem Vorrathe verlangen, wenn er uns nur aus unserm beinahe unbrauchbaren Schiffe heraus nehmen wollte, worin wir jeden Augenblick in der Gefahr zu ertrinken waren, weil die Oefnungen in demselben sich stündlich vermehrten, und die Kräfte den Matrosen durch das häufige Pumpen nach Verhältniß abnähmen. — Diese Bitte schlug er mir völlig ab, obgleich die Erfüllung derselben bei einer vorkommenden Noth von grosem Nutzen für ihn gewesen seyn würde, ohne ihn der geringsten Unbequemlichkeit auszusetzen."

„Nachdem meine Leute auf diese Art alle Aussichten zu irgend einer Unterstützung verloren hatten, so zeigte sich auf ihren Gesichtern ein gewisses finstres Wesen, welches sie für das gegenwärtige Unglück so wohl als das, was wir noch zu erwarten hatten, völlig gleichgültig zu machen schien, zu-

gleich

gleich aber einen vesten Entschluß verrieth, für ihre Erhaltung bis auf den letzten Augenblick zu sorgen. Durch diese Betrachtung angetrieben warfen wir unsre Augen auf eine Katze, worüber wir das Loos warfen, indem neun Mann sich davon sättigen sollten. — Ich bekam den Kopf zu meinem Antheile, und erinnere mich nicht, jemals etwas mit so vielem Geschmacke verzehrt zu haben; die dringende Nothwendigkeit hatte meine Abneigung vor solcher Speise völlig überwunden, und das Wüthen eines unglaublichen Hungers dasjenige zu einem vortreflichen Gerichte gemacht, woran ich bei einer andern Gelegenheit, nicht ohne den größten Ekel würde haben denken können. Nachdem die Katze völlig verzehrt war, fiengen die Leute an die kleinen Muscheln, welche sich unten am Boden der Schiffe zu hängen pflegen, zusammen zu schaben, allein diese Unterstützung war sehr gering, weil die Wellen diejenigen, die über dem Wasser waren, größtentheils abgespült hatten, die Matrosen auch zu schwach waren, um sich über den Bord heraus hängen, und selbige sammlen zu können; ihr immerwährender Rausch schien zwar auf gewisse Art ihren Muth zu unterhalten, ob er gleich die Verderbniß der Gesundheit beschleunigte, und jeder Schatten von Nachdenken wurde durch eine Reihe von Flüchen und Lästerungen verdrängt."

„Am 28. Dezember (als wir durch anhaltende südliche Winde beinahe in den 41 bis 42. Grad

nörd-

nördlicher Breite beständig nordwärts getrieben worden waren) überfiel uns in N. W. gen N. und N. W. ein erschrecklicher Sturm, der uns den einzgen Ueberrest aller Segel, das grose Segel vollends nahm, so daß wir nun in dem eigentlichsten Verstande ein bloses Wrak *) waren. Der Tod schien nun so unvermeidlich gewiß, daß ich auch die lezte Zuflucht aller Unglücklichen, die Hoffnung nun völlig aufgab, und mich zu dem Schritte in die Ewigkeit bereit machte. Bis zu diesem Zeitpunkte meiner Erzählung konnte ich umständlich und richtig mein Journal fortsetzen, das Folgende aber habe ich größtentheils, da ich nun unfähig wurde, eine Feder zu halten, entweder blos aus meinem Gedächtnisse, oder durch einige Zeichen, die ich mit Kreide machte, gesammlet. Den 13. Januar 1766, da wir noch immer der Willkühr der Winde und Wellen überlassen waren, kam der Steuermann an der Spitze des übrigen Schiffsvolk halb betrunken in meine Kajüte. Das Gräßliche in seinen Blicken schien mich schon von dem, was er mir vorzutragen hatte, zu unterrichten; er sagte mir, sie könnten nun nicht länger aushalten; ihr Taback sei alle, sie hätten schon das ganze Leder an den Pumpen und die Knöpfe von ihren Jacken **) weggefressen; es



*) Wrak bedeutet ein Schiff, das völlig unbrauchbar geworden ist.

**) Die englischen Matrosen haben größtentheils lederne Knöpfe an ihren Schiffskleidern.

bliebe ihnen nun nichts mehr übrig als zu loosen, und einen einzelnen unter sich der allgemeinen Erhaltung aufzuopfern; sie hofften deswegen meine Zustimmung zu ihrem Entwurfe, und baten mich um eine entscheidende Antwort."

„Da ich sahe, daß das Getränke stark bei ihnen wirkte, so versuchte ich es, sie von ihrem Vorhaben durch gute Worte abzubringen; ich bat, sie mögten sich zur Ruhe begeben, und wenn die Vorsicht bis zum folgenden Morgen keinen Ausweg zeigte, so wollten wir alsdann die Sache ferner in Ueberlegung ziehen. Allein, statt meinen Vorstellungen Gehör zu geben, versicherten sie mich mit den schrecklichsten Flüchen, daß das, was gethan werden solle, sogleich geschehn müsse; auch sei es ihnen gleichgültig, ob ich meine Einwilligung dazu gäbe, oder nicht, denn ob sie gleich so gütig gewesen, mich von ihrem Entschlusse zu benachrichtigen, würden sie mich dennoch nöthigen, eben so, wie jeder andere, mit Antheil zu nehmen, weil das allgemeine Elend jetzt alle gleich mache. Da ich schon längst, wegen ihrer beständigen Trunkenheit, einige persönliche Beleidigungen befürchtete, so hatte ich deswegen mein Gewehr fertig gemacht, um bei einem Ueberfalle bereit zu seyn — allein dies war eine vergebliche Anstalt, denn ich war auf keinen Fall vermögend, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Als ich sie nun völlig taub gegen jede meiner Vorstellungen fand, so erklärte ich ihnen,

daß sie zwar thun könnten, was sie wollten, allein sie dürften nie hoffen, daß ich meine Befehle zum Tode desjenigen geben würde, den das traurige Loos treffen könnte, und noch viel weniger, daß ich einigen Antheil an dieser schaudervollen Nahrung nehmen würde. In wenig Augenblicken kamen sie zurück, und berichteten mir, daß sie alle ihr Leben aufs Spiel gesetzt, und das Loos auf einen Neger, der einen Theil meiner Ladung mit ausmachte, gefallen sei. — Die kurze Zeit, welche sie zu dieser Verloosung angewendet hatten, und die geheimnißvolle Art, womit sie bei der ganzen Sache zu Werke gegangen waren, flößte mir einen starken Verdacht ein, daß der Arme Aethiopier bei dieser traurigen Gelegenheit nicht ganz ehrlich behandelt worden war; allein nach einer kurzen Ueberlegung wunderte ich mich, daß sie ihm noch die Ehre erzeigt, ihn als ihres Gleichen zu behandeln. — Der unglückliche Schwarze, der seine Bestimmung nur zu gut wußte, war bei der Hand, und als er einen von diesen Kerls gewahr ward, der ein Pistol lud, ihn umzubringen, stürzte er vor mich nieder, und bat mit Thränen, sein Leben zu retten. Zu seinem Unglücke war ich kraftlos und unvermögend ihm zu helfen, sie schleppten ihn an das Steuerruder, und schossen ihn in weniger als zwei Minuten durch den Kopf. Nur eine kurze Zeit liessen sie ihn liegen, ehe er aufgerissen wurde, weil sie willens waren, seine Eingeweide zum Abend-

essen zu braten, wozu schon ein groses Feuer bereit war; allein einer von den besten Matrosen, James Campbell, dessen Begierde nach Nahrung zu heftig war, riß die Leber aus dem Körper, und verzehrte selbige ganz roh, obgleich das Feuer, wie ich schon erwähnt habe, fertig war, sie zuzurichten. Der Unglückliche büßte heftig für seinen Heißhunger, denn er starb nach drei Tagen in der grösten Raserei, und ward den Morgen drauf über Bord geworfen."

„Die Leute giengen mit dem Körper des Negers so wirthschaftlich als möglich um, und setzten sich selbst auf Portionen, die ihnen viele Tage lang Nahrung verschaften. Als er aber beinahe verzehrt war, hörte ich sie sehr frei über neue Mittel, diesen Mangel zu ersetzen, berathschlagen. Das Resultat war — mich umzubringen, ehe sie einander selbst auffrässen. Man wird leicht glauben, daß, wenn ich wenig Schlaf hatte, ehe ich ihren Entschluß wußte, dessen noch weniger für mich übrig blieb, nachdem ich von ihrem Vorhaben unterrichtet war. Nach dem Verhältnisse also, wie des Negers Fleisch abnahm, wuchs meine Angst, und mit jeder Mahlzeit, zu welcher sie sich setzten, sah ich mich meinem Ende einen Schritt näher. In dieser Lage blieben wir bis zum 28 oder 29ten Jan. als der Steuermann mit mehrerer Großmuth, als ich wegen der letzten Unterhaltung hoffen konnte, wieder an der Spitze der übrigen zu mir kam, und

mir sagte, daß, da der Neger nun schon seit verschiedenen Tagen völlig verzehret sei, und kein Schiff sich sehen lasse, so wäre es nothwendig, wieder zu loosen, — denn es sei doch besser einzeln, als alle auf einmal zu sterben."

„Da ich sie völlig unlenkbar fand, und nur zu viel Ursache hatte, einige Hinterlist zu befürchten; wenn ich mich nicht darein mengte, so versuchte ich es, mich im Bette in die Höhe zu richten, foderte Feder, Dinte und Papier, und rief sie alle in die Kajüte. Wir waren noch in allem Sieben, und die Loose wurden nun auf die nämliche Art gezogen, wie bei der Lotterie zu Guildhall. Das Loos traf zwar nicht mich, allein es fiel auf einen Namens David Flatt, den besten meiner Leute, und den einzigen Mann, auf den ich einiges Vertrauen setzen konnte. Das Schrecken bei dieser Entscheidung war groß, und die Vorbereitungen zum Tode fürchterlich. Das Feuer brannte schon beim Steuerruder, und alles wurde fertig gemacht, das unglückliche Opfer hinzurichten. Ein tiefes Stillschweigen herrschte unter der ganzen Gesellschaft, und würde noch länger gedauert haben, hätte nicht der Unglückliche, der ziemlich gefaßt schien, es selbst auf folgende Art unterbrochen: „Meine lieben Freunde und Mitgefährten im Unglück, sagte er, alles, was ich von euch zu bitten habe, ist, daß ihr mich so geschwind umbringt, wie den Neger, und mich so wenig, als möglich,

leiden lasset; hierauf wendete er sich zu einem, Namens James Doud, (der den Neger erschossen hatte) und sagte, ich will, daß du mich erschiesest; dieser versprach es ihm sogleich, jedoch mit augenscheinlichem Widerwillen, und nun bat jener noch um eine kurze Zeit, sich zu seinem Ende zu bereiten, welches ihm auch von der ganzen Gesellschaft willig zugestanden ward, die im Anfang sogar geneigt schien, nicht auf die Vollstreckung des Urtheils zu dringen, weil er von allen sehr geschätzt ward. Allein einige Schlucke Wein unterdrückten bald diesen geringen Schimmer von Menschlichkeit; jedoch, um ihm ihre Achtung zu bezeigen, entschlossen sie sich, ihn bis um eilf Uhr am andern Morgen leben zu lassen, in der Hoffnung, daß die Vorsehung während dieser Zeit, irgend ein ander Mittel zu seiner Rettung zeigen werde, zugleich baten sie mich, ihm Gebete vorzulesen, und versprachen, mit gröster Andacht mitzubeten; ich war über diese Wendung sehr froh, und ob ich gleich eben nicht sehr geschickt zu dieser Arbeit war, so strengte ich dennoch alle meine Kräfte an, und sahe mit Vergnügen, daß sie sich mit ziemlicher Anständigkeit betrugen."

„Ich war von dem Lesen so abgemattet, daß ich einer Ohnmacht nahe war, als ich mich niederlegte, unterdessen hörte ich doch die ganze Gesellschaft mit dem unglücklichen Flatt reden; sie sagten ihm nämlich, sie hofften, Gott werde einen Weg zu seiner

Rettung zeigen, und versicherten ihn, ob sie gleich noch keinen Fisch weder gesehen noch gefangen hätten, so wollten sie dennoch bei Anbruch des Tages alle ihre Angeln auswerfen, um alles mögliche zu versuchen, ihrem Mangel abzuhelfen, und sein Schicksal zu ändern. Unglücklicher Weise wurde der arme Mensch gegen Mitternacht völlig taub, und ungefähr um vier Uhr des Morgens war er in Raserei. Als seine Kameraden seinen Zustand gewahr wurden, überlegten sie, ob es nicht menschlicher sei, ihn sogleich umzubringen; allein der erste Entschluß, ihn bis eilf Uhr des andern Morgens beim Leben zu lassen, behielt die Oberhand, und sie giengen zur Ruhe, bis auf einen, der die Aufsicht auf das Feuer hatte. Sie unterliessen diese Vorsicht, bei allen ihren Ausschweifungen, nie."

„Gegen acht Uhr des nächsten Morgens, als ich eben in meiner Kajüte an das bevorstehende Ende des armen Flatt dachte, der nur noch drei Stunden zu leben hatte, traten zwei Matrosen mit blickenvoller Erwartung herein, und berichteten mich, daß sie ein Segel entdeckt hätten, sie hielten es für ein groses Schiff, und es schiene uns in der vortheilhaftesten Direktion, die wir nur wünschen könnten, zu erwarten. Die armen Leute fanden meine Befehle nun ihrer Erhaltung so angemessen, daß sie denselben mit gröster Fertigkeit folgten, und ich hatte verschiedenemalen das unaussprechliche Vergnügen, sie auf dem Verdecke

vor Freude springen und ausrufen zu hören: Es nähert sich, es wendet sich nach uns! Als es wirklich sehr sichtbar näher kam, dachten sie auch an ihren unglücklichen Gefährten Flatt, der aber völlig auser Stande war, sich einen Begriff von seiner wunderbaren Befreiung zu machen. Allein mitten in ihren freundschaftlichen, theilnehmenden Bemühungen um ihn, vergaßen sie dennoch nicht, einen Freudentrunk in Vorschlag zu bringen, — und nur mit der grösten Mühe konnte ich sie überführen, daß dieser Einfall bei unserer traurigen Lage sich gar nicht schicke. Meine Vorstellungen hatten einigen Erfolg, und alle bis auf den Steuermann, der schon seit einiger Zeit sich dem viehischten Grade von Trunkenheit überlassen hatte, liesen diesen unzeitigen Einfall fahren."

„Nachdem wir eine geraume Zeit mit ängstlicher Beobachtung des Schiffes und seiner Bewegungen zugebracht hatten, sahen wir endlich deutlich ein stark bemanntes Boot gerade auf uns zu rudern, und nach einiger Zeit langte es an der Seite unsers Schiffes an; allein unsre Erscheinung war so fürchterlich, daß die Matrosen sich mit Blicken voll Verwunderung auf ihre Ruder stützten, und fragten, was wir eigentlich wären? Nachdem wir ihnen gehörige Nachricht gegeben hatten, kamen sie an Bord, und baten uns, mit möglichster Eil unser elendes Wrak zu verlassen, damit sie nicht von einem Windstose übereilt würden, ehe wir ihr

Schiff erreichen könnten. Da sie sahen, daß ich unvermögend war, selbst ins Boot zu steigen, so gaben sie Seile her, mit denen ich hinunter gelassen ward, meine Leute folgten, und ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß es mit der größten Bereitwilligkeit geschah."

„Als wir eben abstossen wollten, rief einer von meinen Leuten, daß der Steuermann fehle; in der allgemeinen Verwirrung war die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich selbst gerichtet, und es war beinahe ein Wunder, daß jemand sich seiner erinnerte. Er ward unterdessen sogleich gerufen, und erschien endlich mit sichtbarem Erstaunen über die Menge Volks, denn der Freudentrunk hatte alle Erinnerung bei ihm vertrieben. Nachdem wir ihn ins Boot genommen hatten, stiesen wir ab, und erreichten ungefähr in einer Stunde das Schiff, wo wir mit einer Menschenfreundlichkeit aufgenommen worden, die dem Kapitain die größte Ehre macht; er war bei unserer Ankunft mit allen Passagiers, aus einer Bewegung des Mitleidens sowohl, als der Neugierde auf dem Verdeck; allein unsre hohlen Augen, eingefallenen Wangen, lange Bärte und abgezehrten Gestalten machten solchen Eindruck auf sie, daß der Kapitain, indem er mich mit vieler Höflichkeit selbst in seine Kajüte führte, vor Schrecken zitterte, und Gott dankte, der ihn zum Werkzeug unsrer Rettung auserſehen hätte. Der Name dieses großmüthigen Mannes war Thomas Evers,

er führte das Schiff Susanna von Virginien nach London, wohin es eigentlich gehörte. Einige Tage vorher hatten sie selbst einen heftigen Sturm ausgestanden, und ihr Vorrath an Lebensmitteln war nicht groß; allein der menschenfreundliche Kapitain ließ sich hierdurch nicht abhalten, sich unsrer anzunehmen, ob er gleich durch diesen Zuwachs von sieben Personen in kurzer Zeit genöthigt ward, die ganze Mannschaft auf die Portion von zwei und ein halb Pfund Brod wöchentlich und täglich auf ein Quart Wasser und ein halbes Pfund gesalzenes Fleisch zu setzen. So segelten wir lange bei bösem Wetter, wovon das Schiff so leck ward, daß die Leute unaufhörlich pumpen mußten, und hoften immer einem Schiffe zu begegnen, welches unserm Mangel einigermaßen abhelfen könnte; allein wir sprachen nur einen Franzosen von Cap François, der sich aber in eben so dürftigen Umständen befand, als wir."

Den andern Tag, nachdem der Kapitain Harrison auf der Susanna angekommen war, ward der Steuermann desselben, Archibald Nikolson, ein Opfer seiner Unmässigkeit, und starb; er hatte durch den Trunk seinen Magen so geschwächt, daß keine ordentliche Nahrung mehr darin blieb. Die übrigen von Harrisons Leuten waren sehr krank, und der unglückliche Flatt blieb sinnlos; nur zwei von ihnen waren bis zu ihrer Ankunft zu Dortmouth im Stande, einige Dienste zu thun.

Da Kapitain Harrison das Schiff und die Ladung in Neuyork hatte assekuriren lassen, so hielt er es zum Besten der Eigenthümer für nothwendig, die nöthigen Anstalten zu ihrer Sicherheit zu machen. Er wendete sich deswegen bei seiner Ankunft in London sogleich an einen Notarius, und lies die nöthigen Papiere und Atteste ausfertigen. Er gieng hierauf in dem Schiffe, die Hofnung, zurück nach Neuyork, um im Schoose seiner Familie von dem ausgestandenen Elende auszuruhen.

# Verbrecher aus Infamie.

## Eine wahre Geschichte.

Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig seyn wollen, haben ihre besten Entdekkungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöfnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das helleste Licht in der Phisiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicherweise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem grosen Verbrechen war eine verhältnißmäßig grose Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der menschlichen Freiheit eigentlich rechnen darf, und

wie

wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schliesen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so einförmiges, und doch wieder so zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Karakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Karaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger dann eine solche Verwandschaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen, klaßifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, deßen Laster in einer engen bürgerlichen Spähre, und in der schmalen Umzäumung der Geseze jezt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände, vielleicht mit beßerm Grunde beisammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in Eine Klaße zu werfen.

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für

das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird; herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem letzten schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erwecket. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That begieng, so wie in der, wo er dafür büset, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige, seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muß sich mit einem armseligen Verdienste um unsre Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren grosen Zirkel umreichen, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen. — Entweder der Leser muß warm

wer-

werden, wie der Held, oder der Held, wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und das Herz ihres Lesers durch hinreisenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Materie ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikums; dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Gränzengerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschliesend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die leztere übrig.

Der Held muß kalt werden wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt, wir müssen ihn seine Handlung nicht blos vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären, warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit, als einer phisischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer

fieng?

fieng? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das seltsame und abentheuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlornen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von ausen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden.

Wie manches Mädchen von feiner Erziehung würde seine Unschuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, seine gefallene Schwestern in den Häusern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngespinnst politischer Ehre zu Grund gerichtet, würde noch blühen, wenn sie den Baugefangenen, der seine Verschwendung zu büßen die Gassen säuberte, um seine Lebensgeschichte hätte befragen wollen! Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottete, womit gemeiniglich die ungeprüfte, aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt, weil sie

den

den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruch des Lesers nicht vorgreifen. Unsre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöfnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer . . . schen Landstadt, (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen mußte) und half seiner Mutter, denn der Vater war tod, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her, war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klage über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfindrischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine ge-

schwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte, und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung bot. Die Verachtung seiner Person hatte früh seinen Stolz verwundet, und zündete endlich einen schleichenden Unmuth in seinem Herzen an, welcher nie mehr erloschen ist.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich, und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn, er hatte Ursach zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheurungen verschlossen blieb, öfnete sich vielleicht seinen Geschenken, aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch seine Aussenseite gelten zu machen, verschlang vollends das wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen, und seiner angebeten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserm Glücke ergriffen haben — den Ausweg honett zu stehlen. Seine Vaterstadt gränzte an eine landesherrliche Wal-

dung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleissiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirtshaus — sein laurendes Auge, von Eifersucht und Neid geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feinds zu beschleichen, endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuse abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit

ein,

ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn vest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb, aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafiahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Troz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint: man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handvesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen lezten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äuserste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht *einer* in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf ward verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Vestung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er gieng von der Vestung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand, und vor Gerichte bekannt hat: „Ich betrat die Vestung, sagte er, als ein Verirrter, und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Vestung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Eckel und Entsetzen hörte; aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag vergieng, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlim=

schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh' ich dieses Volk, und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war, aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tirannisch, mein Körper kränklich, ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und und diese mußt' ich mit dem letzten Ueberrest meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteliahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen."

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtirer des Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Vestungsberg heraufkam, eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab ich redlich gehalten."

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem schrecklichen Todesschlaf, alle Wunden bluteten wieder, alle Narben giengen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte."

Die Glocken läuteten zu Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell, jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte michs unwillkührlich, daß ich einem Knabe, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen ins Gesichte. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Vestung mitbrachte, meine

Ge=

Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen."

„Der Knabe weiß nicht wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich, wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehn, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann?" — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreiiähriger Galliotendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen."

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber, was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. Sonnenwirth! schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen; „du wieder da, lieber Sonnenwirth, Gott sei Dank, daß du wiederkömmst!" Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesicht, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie

erniedrigt war. Ich ahndete schnell, was hier geschehen seyn möchte, einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, liessen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte ihr lachend den Rükken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.“ —

„Meine Mutter war tod. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen erzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete. Man ließ mich Schandthaten büssen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch schlechte Streiche bei dem Menschengeschlecht gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Kapital, von dessen Zinsen ich noch lange Zeit schwelchen konnte.“

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloh-

ren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Infamie erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen."

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus *Nothwendigkeit* und *Leichtsinn* gesündigt, jetzt that ichs aus freier Wahl zu meinem Vergnügen."

„Mein Aergstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und auserdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, daß meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Auf-

 wand

wand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der grosen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen."

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fieng ich an, meine Beute verlohren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblicke dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiederruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm

zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewanns, und der Jäger lag tod am Boden."

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse ..... Mörder ... stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Toden, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" sagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft; und schwieg plötzlich wieder stille. Es fieng mir an, seltsam zu werden."

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt, jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fieng ich an zu muthmaßen,

daß

daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war."

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwerd, und die Exekution einer Kindermörderinn, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sei. Auf mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Tode im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von allem dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war."

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir sich selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstrase, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken."

„Unwillkührlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwen=

wenden, wo der Tode lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel, und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, gieng ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben da ich beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich inne und überlegte. Es war keine Anwandlung von Schaam, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrösern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn."

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Gränzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut, aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten giengen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord

aus

aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darinn zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewisse Quaalen des Lebens, und die ungewisse Schrecken der Ewigkeit, gleich fähig zu leben und zu sterben brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde voll gepreßt von Quaalen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß, die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabensteine erlassen wird."

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich das vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen sollen, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickigt führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herum zu schauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine grose knotigte Keule trug. Seine Figur gieng ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatten mich das glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weise eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte statt eines Gurts ein dickes Sail zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worinn ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stack. Der

Ruf

Ruf wurde wiederhohlt, und ein kräftiger Arm hielt mich vest. Der Laut eines Menschen hätte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worinn ich jetzt war, hatte ich Ursach vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr vor einem Schurken zu zittern."

„Wer da? sagte diese Erscheinung.

„Deines gleichen, war meine Antwort, wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst.

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?

„Was hast du hier zu fragen? versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — Du sprichst brutal wie ein Bettler, sagte er endlich."

„Das mag seyn. Ich bins noch gestern gewesen."

Der Mann lachte. Man sollte darauf schwören, rief er, du wolltest auch noch iezt für nichts bessers gelten.

„Für etwas schlechteres also — Ich wollte weiter."

„Sachte Freund. Was iagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?"

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam. Das Leben ist kurz, sagte ich langsam, und die Hölle währt ewig."

„Er

„Er sah mich stier an. Ich will verdammt seyn, sagte er endlich, oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift."

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerade!"

„Topp Kamerade! — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatte meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotne Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fieng an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre, soviel konnte dieser willkommene Trank. Ja ich bekenne es, mein Zustand gränzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen endlich, hatte ich eine Kreatur angetroffen, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben."

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein

„Dein Trunk hat mir wohlgethan, sagte ich. Wir müssen bekannter werden.“

„Er schlug Feuer seine Pfeife zu zünden.“

„Treibst du das Handwerk schon lange?“

„Er sah mich vest an. Was willst du damit sagen?“

„War das schon oft blutig? Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.“

„Wer bist du? sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.“

„Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger.“

„Der Mann sah mich steif an, und nahm seine Pfeife wieder.“

„Du bist nicht hier zu Hause, sagte er endlich?“

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L. . . . wenn du von mir gehört hast.“

„Der Mann sprang auf wie ein Besessner. Der Wildschütze Wolf? schrie er hastig.“

„Der nämliche.“

„Willkommen Kamerad! Willkommen! rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth. Jahr und Tag schon sinne ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet. Wozu denn?

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf. Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig. — Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthaus und auf der Vestung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Haase? Soll ein Unterthan des Fürsten für eine wilde Sau des Fürsten zum Geisel dienen? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl wie du konnte das dulden.

„Konnt' ichs ändern?

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir, woher kömmst du dann jetzt, und was führst du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. Komm Bruder Sonnenwirth, sagte er, jetzt bist du reif, jetzt hab ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir.“

„Wo willst du mich hinführen?

„Fra=

„Frage nicht lange. Folge! — Er schleppte mich mit Gewalt fort.“

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüßiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschröckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zwote Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreisen. Damit gieng er.“

„Jetzt stand ich Allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entgieng meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte, es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fieng an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte, nur eine schnelle Flucht

konnte mich retten. Ich beschliese diese Flucht — schon streckte ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen sollte. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.“

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öfnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. Hier Kameraden, sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Krais. Unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth! schrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte sich um mich her. Männer und Weiber. Soll ichs gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte, dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der Auftritt war wie das Wiedersehn eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine

ne Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und nöthigte mich den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und alles wetteiferte seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen."

„Man hatte mich zwischen zwo Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönste weibliche Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete die älteste und schönste von beiden ließ sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Gebärden sagten noch mehr. Marie die jüngere war verheurathet, aber einem Manne entlaufen, der sie mishandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig, und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden, die schöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen."

„Du siehst Bruder Sonnenwirth, fieng der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, du siehst, wie wir untereinander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederhohlte die ganze Bande."

„Kannst du dich also entschliesen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag ein und sei unser Anführer. Bis jezt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seid ihr's zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen."

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt, von Wein und Wollust siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten. — Hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wütendste Neigung, das andre Geschlecht hatte mir bis jezt nur Verachtung erwiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mich wenig. „Ich bleibe bei euch Kameraden, rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, ich bleibe bei euch, rief ich nochmals, wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet." — Alle kamen überein, mein Verlangen

zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer Hure, und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz, das blos Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe heruntersank, mußte sich endlich alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord begieng er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Dißrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands, man glaubte diesem Gerüchte und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stund.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfieng ihm unerträglich zu wer-

den. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllten seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet, jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich man ihn hintergangen hatte. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand, Neid und Argwohn, zwo scheußliche Harpyen, wüteten im Herzen dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin, ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe, das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen gieng, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens

auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand niemand als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet, sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, eine tiefe Schwermuth tratt an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück, jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fieng an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfte, weil er bei sich empfand, daß er es könnte. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen giengen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht eckelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht auserhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr. Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammet mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig

zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mirs zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster, und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden, ich hoffe, daß mir noch einige geblieben sind, ihm zu nützen."

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte."

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr gelten zu machen — doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. „Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte." „Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen."

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst!

Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht stehet, das Gesetz für mich zu erbitten. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das ihrige, ich muß das meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zwote und dritte, worinn der Supplikant um eine Reuterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zum Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, aus dem Land zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preussen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Parthei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas possierliches, und zugleich etwas schreckliches und wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weni-

ger

ger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rath gezogen war, kontrastierte seltsam genug mit einem Gesichte, worauf so viele wütende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigiährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phisiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reuter den Paß ab, indem er sich seines Zügels versicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigiährige Observanz umzustosen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr, als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß, und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit, und liebte besonders bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten

ten aus dem Fremden heraus zu locken, und schickte einen Sekretair mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthaus; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens schaarenweis um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Roß und den Reuter, der Muthwille des Pöbels stieg endlich zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jezt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jezt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei seines Passes verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dumkopf, er giebt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand. „Ein Spitzbube:" ruft alles, und alles stürzt hinter ihm her. Dem Reuter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute,

en-

endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt in Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser Schuß, ruft er, soll dem Tollkühnen, der mich halten will" — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumphe nach dem Amthause zurückgeschleppt.

„Wer seid ihr? fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton."

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet."

„Wer sind Sie?

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden."

„Ihre schnelle Flucht macht Sie verdächtig. Warum flohen Sie?"

„Weil ich's müde war, der Spott ihres Pöbels zu seyn."

„Sie drohten Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“

Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darinn.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde Sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde mögte doch wohl unschuldig seyn, die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich sie gestern etwas hart anließ.“

„Sehr

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen.“

„Unsere Gesetze sind strenge, und Ihre Begebenheit machte Lerm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lang in vester Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Gränze gepeitscht zu werden, oder wenns gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn?“

Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind.“

„Was

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinnaus?“

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lang in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — nicht wahr? und sind menschlicher worden?“

„Mein Herr — wozu soll das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen. — — Ahnden Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnden Sie noch nicht? — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird — bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

# Geschichte
## eines
## Mannes, der zu viel Glück hatte.

Eine vergnügte Gesellschaft hatte sich in einem öffentlichen Hause in der Absicht versammelt noch vergnügter zu werden. Man gebrauchte deswegen die berühmte Universalmedizin gegen den Unmuth, welche überall bekannt und zu haben ist, aber nach der Art aller allgemeinen Mittel nur palliativ kurirt. Weil sie hier etwas widerstehend gefunden wurde, so nahm man das Vehikulum der Gesundheiten zu Hülfe, wodurch ein schlechter Wein immer trinkbar wird. Da die Gesellschaft in den witzigen Modegesundheiten nicht sonderlich bewandert war, so mußte man sich mit den gewöhnlichen behelfen, welche auch zu dem gegenwärtigen Gebrauche eben so gut waren. Das Glas läßt sich bei einer altmodischen Gesundheit eben so gut ausleeren als bei einer neumodischen. Und das war die Hauptsache. Man trank auf das Wohl des Vaterlandes, bessere Zeiten, Erfüllung guter Wünsche und so weiter. Auf gutes Glück, rief endlich ein junger Arzt mit hoch aufgehobenem Glase aus, nachdem er lange in einer denkenden Stellung gesessen,

sessen, indem er eben über einen schweren klinischen Vorfall nachsann. Und zwar recht viel, stimmte ein angehender Kaufmann in raschem und vernemlichem Tone bei, und ergriff sein Gewehr. Herr Doktor, das ist eine Gesundheit für uns, wir haben beide viel nöthig. Jedermann griff mit Lachen über diesen witzigen Einfall zu den Waffen, bis auf einen Fremden von guter Mine und Kleidung, der, weil er da abgetreten war, sich unter die Gesellschaft gemischt hatte. Schon war er im Begriff anzustosen, als er sich plözlich bedachte und sein Glas niedersetzte. Man bemerkte es. Finden Sie was bedenkliches bei der Gesundheit? Nein, war die Antwort des Fremden, wohl aber bei dem Zusatze des Herrn dort im blauen Kleide. Und was haben Sie dagegen, fragte derselbe lebhaft; haben Sie etwa zu viel Glück? Ich hatte es, versezte der Fremde gelassen, und fürchte mich es wieder zu haben. Das ist sonderbar, sagte ein dickbauchigter Mann, dem man es an seiner wichtigen Mine ansehen konnte, daß er der regierende Burgermeister des Orts war, und räusperte sich. Das ist sonderbar, mein Herr, Sie werden nicht viele finden, die sich auf gleiche Art fürchten. Ich wenigstens nicht, fiel der junge Kaufmann ein, der den Zusaz gemacht hatte. Wenn ich nur nicht zu wenig Glück habe, vor dem zu vielen ist mir nicht bange. Darauf will ich es immer wagen. Fordern Sie das Glück nicht zu hizig heraus, erwiederte der

Fremde mit Lächeln. Es war eine Zeit, da ich eben so dachte. Jahre und Erfahrung haben mir gewiesen, daß das Glück nicht immer Scherz versteht, und uns zuweilen im Ernst beim Worte nimmt, das wir so böse nicht gemeint hatten. O möchte es! war die Antwort des andern. Wenn es mir zu viel würde, fürs Loswerden sollte mir nicht bange seyn. Das ist die leichteste Sache. Ja bei meiner Ehre, und auch die angenehmste, sagte ein verdorbner Dorfjunker, der seine Güter bis auf einen geringen Ueberrest verzehrt hatte. Ich getraute mir mit dieser Stadt fertig zu werden, ohne daß es mir sauer werden sollte. Mir ist es wirklich sauer geworden, versetzte der Fremde, und ich glaube, daß es oft schwerer ist, sich auf eine gute Art von grosem Glücke los zu machen, als es zu erlangen. Das ist mir zu gelehrt, sagte der Lizenteinnehmer, der vordem Unteroffizier gewesen war, und strich mit kriegerischem Anstande den Ort, wo ehemals sein Knebelbart gesessen hatte. Ich wills T = = seyn, wenn ichs verstehe. Der Herr scheint ein Philosoph zu seyn, sprach der junge Arzt. Darf ich fragen von welcher Seite? Vermuthlich von der stoischen. Weder von der stoischen noch zirenäischen, war des Fremden Gegenrede. Ich kenne sie kaum dem Namen nach. Meine ganze kleine Hausphilosophie, wenn ich sie so nennen darf, besteht in einigen Folgerungen, die ich aus meinen Schicksalen und Erfahrungen gezogen habe.

Man

Man entfernt sie dabei leicht zu weit von der gewöhnlichen Meinung, weil man sie oft falsch gefunden, und verfällt darüber etwas ins sonderbare. Ich bitte meine Herrn um Vergebung, daß ich Ihr Vergnügen durch einen grillenhaften Einfall unterbrochen, der mir unbedacht entwischte. Sie haben Ihre Gläser darüber vergessen, und unser Wirth scheint bereits dafür gesorgt zu haben, daß man nicht nöthig hat, das überflüßige Feuer verrauchen zu lassen. Der Herr spricht wie ein Engel, rief der Dorfjunker und ergriff sein Glas. Der Lizenteinnehmer pflichtete ihm mit einem kleinen Fluche bei, und die übrige Gesellschaft wollte den guten Rath befolgen, als die Unthätigkeit und tiefsinnige Stille des regierenden Burgermeisters eine plötzliche Halte machte. Dieser Mann war in seiner Stadt nicht weniger das Orakel der Gesellschaften als des Rathhauses. Ein jeder machte sich ein Verdienst daraus seiner Meinung zu seyn, welche alles entschied, und man eilte so sehr sich derselben zu konformiren, daß man sich zu Zeiten übereilte. Sein Schweigen war so bedeutend als seine Reden. Die Art womit er den Stuhl rückte, eine Prise nahm, oder seine Perücke zurechte zog, zeigte der Rathsversammlung genugsam, wie sie zu votiren hatte. Jetzt öfnete er seine Dose mit demjenigen Air, welches das ganze Rathhaus aufmerksam zu machen pflegte, und reichte sie dem Fremden mit einem Lächeln, wofür ein Rathsherr

gern einen Monat Gehalt gegeben hätte. Sie haben Verstand, mein Herr, und verdienten eine Stelle in unserm Kollegio, wenn eine vakant wäre. Der Fremde machte eine Verbeugung. Ich mache keine Komplimente, ich spreche wie ich denke. Aber Ihre Begebenheiten müssen sonderbar seyn, welche Sie zu so reifen Einsichten gebracht haben. Meine Vermuthung triegt mich selten, und ich wollte darauf wetten, Ihre Geschichte muß viel merkwürdiges enthalten. Wollen Sie mir wohl nicht die Gewogenheit erzeigen sie zu erzählen? Ich habe nicht mehr Lust zu trinken, und nach Hause zu gehen ist es noch zu früh. Ich habe es nachgedacht und errathen, Sie haben zu viel Glück gehabt. Das ist was auserordentliches. Wenn doch unser Stadtschreiber hier wäre, der Ihre Erzählung ad protocollum nehmen könnte. Nun erzählen Sie. Hiermit rückte er seinen Stuhl mit derjenigen Art, welche das Signal zu gehorchen war. Der Fremde mochte sich entschuldigen, wie er wollte, und noch so viel sagen, daß seine Geschichte gar nichts sonderliches habe. Die ganze Gesellschaft erstaunt, daß sich jemand unterstehen konnte dem Willen des regierenden Burgermeisters zu widerstreben, stürmte einmüthiglich auf ihn ein, und bat mit so ungestümmer Höflichkeit, daß er sich, um nur aus dem Gedränge zu kommen, entschliesen mußte, ihr Verlangen zu erfüllen. Es erfolgte also eine allgemeine Stille und Bouteillenpause. Der Dorfjunker

und

und Lizenteinnehmer tranken hurtig ihre Gläser aus. Der Arzt sah nach der Uhr, der Kaufmann zog die Manschetten hervor, der Burgermeister nahm noch eine Priese, und der Fremde erzählet was folget:

Der erste Eintritt ins Leben gab mir keine Ursach mich über eine zu grose Freigebigkeit des Glücks zu beschweren. Meine Herkunft sowohl als Glücksumstände waren unter den Mittelmäßigen. Ueberdem hatte ich das Unglück meine Eltern frühzeitig zu verlieren. Glücklicher Weise war ich so weit gekommen, daß ich mich auf der Schule, vermittelst meiner guten Stimme und einiger Benefizien durchbringen konnte. Die Dürftigkeit, welche nach ihrer Anwendung, eben so bald zum Guten als Bösen leiten kann, führte mich zum Fleise, und dieser setzte mich in den Stand, durch Privatunterricht mein Brod, nach meiner Art, ganz reichlich zu verdienen. Sittsamkeit und eine ordentliche Aufführung, welche ich der Armuth zu verdanken hatte, erwarben mir verschiedne Gönner, durch deren Vorschub ich bald einen kleinen Dienst erhielt. Ein Dienst, eine Frau, wenigstens nach den landüblichen Grundsätzen. Ich befolgte sie ohne eine lange Untersuchung, und in einem Alter von vier und zwanzig Jahren läßt man sich eben nicht stark zum Heirathen nöthigen. Ja, ja, sagte der Einnehmer, eben so alt war ich, als ich meine erste selige Frau nahm, und ich hätte lieber zwei als eine genommen. Man lachte, und der Fremde fuhr

fort. Meine Wahl fiel auf eine Verwandtin des Burgermeisters von dem Städtchen, der mir zu meinem Dienste vorzüglich behülflich gewesen war. Das war vernünftig, glossirte der Burgermeister, auf diese Weise waren Sie gewiß Ihr Glück zu machen. Er blickte hiebei verstohlen auf den Arzt, welcher die Augen niederschlug, und mit der Uhrkette spielte. — In der That sagte der Fremde, habe ich auch mein Glück dadurch gemacht. — Das wußte ich wohl. — Anfänglich ließ es sich eben nicht darnach an. Meine Frau war nicht reich, und ihr geringes Vermögen war kaum zu unsrer kleinen Einrichtung hinlänglich. Man schwatzte mir zwar zuweilen was von einem reichen Vetter vor, der in Indien ein unermeßliches Vermögen erworben haben sollte. Aber man hatte seit vielen Jahren keine Nachricht von ihm, und was man zuletzt erfahren, war, er habe sich dort verheirathet. Ich hatte in meiner Jugend schon so viel indianische Erbschaftsträume gehört, die alle nicht eingetroffen waren, daß ich auf diesen gar nicht achtete. Ein reicher Vetter, der verheirathet ist, giebt nicht viel Hofnung. Aber warum nicht? fiel der Dorfjunker ein. Wie bald kann, zum Exempel, mein reicher Onkel und seine beiden Söhne sterben? Das ist möglich, versetzte der Fremde, aber ich rechnete damals nicht so scharf, vielleicht weil ich zu kurzsichtig war. Das Gegenwärtige und Gewisse rührte mich mehr, als das mögliche Zukünftige. Einzig mit

den Pflichten meines Amts, und dem für mich noch neuen Glücke beschäftigt, mein eigner Herr zu seyn, war ich hoch zufrieden, und hatte alle reichen Vetter und beide Indien vergessen, als ich auf einmal die Nachricht erhielt, er sei gestorben, und habe meiner Frau zu ihrem Antheile achtzig tausend Thaler hinterlassen. Da sehen Sie es, schrie der Junker. Achtzig tausend Thaler! sagte der Kaufmann, und schlug in die Hände. Achtzig tausend Thaler! wiederhohlte die übrige Gesellschaft, in einem dreifachen Echo, welches sich mit dem brummenden Tone des Einnehmers verlor: Der T = = Das war viel Holz.

Ja das war es, fuhr der Erzähler fort, und noch jetzt sind mir meine damaligen Empfindungen, wegen ihres gewaltigen Eindrucks, ganz lebhaft. Ein in mein Haus gefahrner Wetterstrahl hätte mich nicht heftiger erschrecken und betäuben können. Ich saß wie eine Bildsäule auf meinem Stuhle ohne Bewegung und halb sinnlos. Meine Frau, nicht weniger als ich gerührt, äuserte ihre Empfindungen nach ihrer Art. Unangekleidet und mit zerstreutem Haare flog sie nach einer nicht weit von uns wohnenden Freundin, ihrem Herzen Luft zu machen. Ihr Betragen, welches ein Aufsehen verursachte, und eine Gesellschaft, die sie bei ihrer Freundin antraf, machte unser auserordentliches Glück in weniger als einer Stunde durch die ganze Stadt bekannt. Ein Schwarm von Glückwün-

schern, der mein Haus in einem Augenblicke erfüllte, riß mich aus meiner Betäubung. Man erstickte mich fast mit Komplimenten und Umarmungen. Niemand konnte mir mein Glück aufrichtiger gönnen. Aber ihre Gesichter waren ehrlicher als ihre Herzen. Denn die meisten legten ihren Glückwunsch mit der Miene einer dreisigiährigen Jungfer ab, welche ihrer jüngern Freundin zu einer Heirath gratulirt, worauf sie selbst gerechnet hatte. Warum hatten sie nicht ein solches Glück? Sie hatten es eben so nöthig, und weit besser verdient. Einige, welche sich aufrichtig zu freuen schienen, hatten blos etwas mehr Welt, und eine grösere Gewalt über ihre Gesichtsmuskeln. Im Grunde gönnten sie mir es eben so wenig. Das Frauenzimmer machte seine Sachen am besten, weil ihnen sowohl ihre Naturgaben als frühzeitige Anweisung zur Verstellung zu Statten kamen. Das waren lauter Entzückungen und Ausrufungen. O meine liebe Frau Gevatterin, meine wertheste Frau Wase! Wie glücklich sind Sie! Nun können Sie recht leben. So gut wie die vornehmste Dame im Lande. Gönnen Sie uns morgen die Ehre Ihres Besuchs, sagte eine Kaufmannsfrau aus der Nachbarschaft. Unser ganze Laden steht zu Ihrem Befehl. Wir haben gestern ganz neumodische Stoffe erhalten. Ich habe schon ein Stück für Sie ausgesucht. Sie müssen sich nach Ihrem Stande kleiden. Hier kam meine Frau wieder zu sich selbst,

und fieng schon an ihren Anzug mit einer standesmäßigen Miene zu entschuldigen, als sie von einer alten Betschwester gestört wurde, die keichend zur Thür hinein trat. Ach, schrie sie, indem sie auf uns zustürzte, ist es denn wahr, was ich gehört habe? — Ja, Madame, unser seliger Vetter hat uns recht reichlich bedacht. — Achtzig tausend Thaler! — Ja so viel ist es. — Das ist schrecklich viel Geld! Ich möchte wohl einmal so viel auf Einem Haufen sehen. Doch es ist alles eitel, und wer weiß, wie lange Sie es haben? Unsre Tage und Zufälle sind ungewiß. O wenn es Ihre selige Mutter wüßte! Sie war meine Herzensfreundin. Die Nachricht, welche Sie haben, ist doch zuverläsig? Es sind doch wohl keine untergeschobene Briefe. Die Welt ist betrüglich und boshaft. — Das war eine kluge Frau, sagte eine hagere schwärzliche Figur, welche sich nicht unter die Trinkgesellschaft begeben, sondern in einer Ecke des Zimmers stillschweigend ihre Pfeife bei einem Glase Bier geraucht hatte. Sie stellte einen Notarius und unzüchtigen Sachwalter vor, und war beim Anfange der Erzählung aufgestanden und näher getreten. Auf die Dokumente, fuhr dieser Mann fort, und nahm die Pfeife aus dem Munde, auf die Dokumente kam alles an. Wenn diese die gehörigen requisita hatten, so giengen Sie sicher genug. Die hatten sie, versetzte der Fremde, es wahren Nachrichten, unter dem Siegel der ostindischen Kompagnie. Also

docu-

documenta quarentigiata, fiel der Burgermeister mit vieler Würde ein. Vermuthlich auch unter dem Rathssiegel von Amsterdam oder Enthuysen? Ich weis es in der That so genau nicht mehr, war die Antwort des Fremden und bitte um Verzeihung, daß ich Sie mit den Nebenumständen meiner unerheblichen Geschichte ermüdet habe. Es ist blos geschehen, Ihnen zu bemerken, daß ich die Bürde eines zu grosen Glücks von seinem ersten Anfange fühlen müssen. Meine Bestürzung verlor sich, um der Unruhe Platz zu machen. Tausend verworrne Gedanken, welche blose Embryonen blieben, zerrütteten mir den Kopf, und eben so viel widersprechende Wünsche das Herz. Eine Idee und Neigung verdrängte die andre. Schwankend und uneinig mit mir selbst, wußte ich zuletzt nicht mehr, was ich dachte oder wollte. Zehen Projektmacher können nicht so viel Entwürfe machen, als ich in Einem Tag aufbaute und einriß. Bald machte ich die Anlage, unermeßlich reich wie ein Krösus zu werden, und strengte meine ganze Rechenkunst an, ausfindig zu machen, wie viel Zeit erfordert werde, eine Million zusammen zu haben. Eine Million zu kommandiren, ja das war ein solides Projekt. Dann konnt ich mit Recht ein groser und reicher Mann heisen. Groß? — nein, das war falsch gedacht. Was war das für eine Gröse, die ich mit einem jeden Wucherer und Juden gemein haben würde? Nein, ein vornehmer Mann, ein Mann

der

der was bedeutete, der mit einem ansehnlichen Titel und Würde bekleidet wäre, ein solcher Mann wollt ich werden. Ich war es bereits in Gedanken, und sah in wachenden Träumen mit einer wichtigen Gönnermine auf die herab, vor welchen ich mich bisher sehr tief hatte bücken müssen. Das war eine Glückseligkeit, welche ans Herz trat. Ich fühlte, daß es mir ganz warm wurde. Aber war es denn wirklich eine solche Glückseligkeit? Wenigstens war sie nicht ohne grose Beschwerlichkeit. Ein groser Stand hat viele Lasten. Wenigstens viel Arbeit, wenn man kein bloser Figurant auf dem grosen Theater seyn will. Da genießt man doch wieder sein Leben nicht recht. Und was hatte ich es nöthig mich mit der Arbeit zu placken? Ich war ein reicher Mann, der blos für sein Vergnügen leben konnte. Das, dachte ich, ist das beste. Ich brauche mir nichts zu versagen. Mein ganzes Leben soll Genuß seyn. Gleich einem langen heitern Tage, der noch in seinen Morgenstunden ist, soll mein Leben ohne eine trübe Wolke in lauter Freude vergehen. Eine wohl besetzte Tafel, ein gut versehener Keller, eine prächtige und bequeme Wohnung, ein schöner Garten, muntere Freunde und alle übrigen Hauptstücke der aristippischen Philosophie fuhren mir durch den ganz wüst gewordenen Kopf, als meine Frau die freundschaftliche Gewogenheit hatte ihn mir wieder zurecht zu setzen.

Ich

Ich war bereits ein Jahr verheirathet, und hatte den Anfang gemacht den zärtlichen Liebhaber in den ernsthaften Hausherrn zu verwandeln. Meine Herren werden zum Theil aus der Erfahrung wissen, wie kritisch dieser Zeitpunkt ist, und wie leicht man es dabei versieht. Man ist gezwungen Fuß vor Fuß das Terrain wieder zu gewinnen, welches man scherzend und tändelnd verlor. Und bei den meisten sind es fruchtlose Versuche. Ja beim T==, sagte der Einnehmer, das habe ich erfahren. Bei meiner zweiten Frau, sie mag wohl ruhen, wurde mir das Leben so sauer gemacht, als vor einer Festung. Wenn ich approchirte, und meinte ich stand am besten, so war eine verfluchte Mine darunter. Meine ietzige ist zwar gelassener, aber sie hat doch ihre Stücke. Sonderlich kann sie das verfluchte Raisonniren und Sticheln nicht lassen, wenn ich fleisig hier auf den Keller gehe. Die meinige war nicht gar so böse, verfolgte der Fremde mit Lächeln, und ich hatte Hofnung mit der Zeit zum Zwecke zu kommen, wenn sich der gefährliche Inzidentpunkt nicht ereignet hätte. Aber nun war alles verloren. Meine Frau hatte sich bisher blos im Zurückziehen vertheidigt. Aber jetzt that sie einen solchen amazonischen Angriff, daß ich auf einmal allen Vortheil verlor. Sie sagte mit dürren Worten und entschlossener Mine, da alles von ihr herkäme, und ich ihr mein ganzes Glück zu verdanken hätte, so wäre es billig, daß sie die Herrschaft im Hause haben

ben müßte. Sie wollte es billig mit mir machen, wenn ich mich gut und gefällig verhielte. Aber das müßte ich ihr förmlich versprechen und angeloben, daß ich ihr folgen wollte. Ich wollte Scherz aus der Sache machen. Aber sie versicherte, daß sie hier keinen Scherz verstünde, sondern im harten Ernst redete, und eine ausdrückliche Erklärung verlangte. Die Pille war etwas stark, und schrecklich bitter. Aber ich hatte aus einigen Winken vernommen, was vor war. Man hatte meiner Frau verschiednes von der Mißheirath vorgesprochen, die sie getroffen hätte, und ihr zu verstehen gegeben, es sei nichts leichter als unsre Verbindung trennen zu lassen. Dieses war mir von einer Freundin meiner Frau hinterbracht, welche es ihrer Nachbarin nicht gönnte, ihren Bruder so vortheilhaft anzubringen, der ein junger Amtmann war. Seine fleisigen und ehrerbietigen Aufwartungen bestärkten diese Nachricht, und da ich wußte, daß es in dem Lande, wo ich wohnte, leichter war einen Mann los zu werden als zu bekommen, so mußte ich mich entschliesen, sie zu verschlucken, und meinen männlichen Gerechtsamen fast eben so förmlich zu entsagen, als sonst bei dem weiblichen zu geschehen pflegt. Vornemlich dem Senatus consulto Vellejano, und der Authentica si qua mulier, fiel der Notarius eifrig ein, und nahm seine Pfeife aus dem Munde. Das wissen wir wohl, versetzte der Burgermeister verdrieslich. Wir machen

chen hier weder Kontrakt noch Obligation. Der Notarius nahm hurtig seine Pfeife als einen Knebel in den Mund, und der Fremde fuhr fort.

Also war ich in allen Formen unter den Pantoffel gerathen, und verlor unter der Last dieses eisernen Szepters mehr als den halben Geschmack an meinem grosen Glücke. Seine Schwere wurde durch die Vergoldung nicht vermindert, und ich habe sie eine geraume Zeit empfunden, ob meine Frau gleich nicht von schlimmer Gemüthsart war. Aber Gewalt und Glück entstellen leicht einen sonst guten Karakter, wenn er nicht unter die vortreflichen gehört. Die erste Probe sah ich, als wir über die Art unsre Schätze in Besitz zu nehmen Berathschlagungen hielten. Ich rieth nach der Meinung eines Freundes sie durch Wechsel an uns zu ziehen. Das war klug, sagte der Junker. Unser Vetter der Burgermeister, der eine ansehnliche Handlung hatte, schlug vor sie an Waaren zu legen,' und erbot sich mit uns in Gesellschaft zu treten. Das war noch klüger, sagte der Kaufmann. Meine Frau aber bestand auf Anrathen einer Gevatterinn darauf, das Geld sollte baar überschickt werden. Ein jeder vertheidigte seinen Vorschlag, bei welcher Gelegenheit verschiedene schöne Haranquen erfolgten, worin ein jeder Theil auf das bündigste bewies, sein Entwurf sei der beste. Meine Frau machte diesem Streit auf einmal durch einen Machtspruch ein Ende. Ich will es so haben, sagte sie in einem

schar-

scharfen und entscheidenden Tone. Wir schwiegen. Aber die Blicke, die auf mich fielen, sagten mehr als mir lieb war, und ich wünschte in diesem Augenblicke keine reiche Frau zu haben.

Das Geld kam an, und zwar in lauter holländischen Dukaten. Waren sie vollwichtig? fragte der Kaufmann. — Sie waren alle gerändert. — Das muß ein schöner Anblick gewesen seyn. — So schön, daß er allen unsern Freunden und Nachbarn das Herz brach. Meine Frau wurde fast versteinert. In acht Tagen war sie gar nicht von dem Kasten wegzubringen. Mit der heissesten Andacht verehrte sie ihren Götzen, dessen Oberpriesterinn sie war. Ich stand als ein Opferknecht zur Seiten. Dieser Mammonsdienst hätte vielleicht noch länger gewährt, wenn ihn nicht der Gedanke unterbrochen hätte, was mit dem Gelde anzufangen sei? So stehen lassen konnten wir es nicht. Das war nicht rathsam und auch nicht sicher. Bei dieser Betrachtung fuhr meine Frau zusammen. Ach! sagte sie mit einem ängstlichen Seufzer, wie leicht könnte es uns gestohlen werden? Wir unvorsichtigen Leute! Hättest du nicht daran denken sollen? Geschwind wurden alle Thüren mit den stärksten Schlössern und Riegeln verwahrt, und die Fenster mit Gittern und Laden versehen, und unser Haus sah in kurzem aus wie ein wohl konditionirtes Gefängniß. Das war noch nicht genug. Jede Nacht wurden zwei Wächter gehalten. Und nun glaubten wir sicher zu seyn,

 und

und so ruhig als vorher schlafen zu können. Aber konnten die Wächter nicht selbst Spitzbuben seyn? Man kann niemand ins Herz sehen. Das war der Einfall meiner bedachtsamen Frau, und die Folgen ergaben sich von selbst. Es wurde beschlossen, eines von uns sollte beständig die Nacht hindurch wachen. Wir wollten uns ordentlich ablösen. Aber man kann leicht gedenken, daß mehr als zwei Drittheile auf mich fielen, wenn ich eine gnädige Frau haben wollte. Des Nachts hatte ich also wenig Ruhe, und am Tage noch weniger. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich von Freunden und Gönnern überlaufen wurde, welche mir ihre Dienste anboten, die ich nicht nöthig hatte. Ich hatte nie geglaubt so viele gute Freunde zu haben. Noch gröser aber war die Anzahl derer, die von mir borgen wollten. Auf ihre Ehre wollten sie mich in kurzem bezahlen. Diese Hipothek war nun freilich nicht die sicherste, sonderlich da ich die mehrsten dieser Herrn kaum dem Namen näch kannte. Wenn es Leute von Stande waren, sagte der Junker, so konnten Sie sich nicht entbrechen. — Ja wenn es auf mich angekommen wäre. Aber meine Frau wollte sich schlechterdings darauf nicht einlassen, und ich kam darüber oft dergestalt ins Gedränge, daß ich mich nicht zu retten wußte. Die Herren, welche erst so höflich baten, wurden bei abschlägiger Antwort von Herzen grob. Das ist natürlich, sagte der Junker. — Diese Gefahr und Plagen los

zu werden wurde beschlossen das Geld anzulegen, so sauer es auch meiner Frau ankam, sich von ihrer Gottheit zu trennen. Aber wie? Das war ein schwerer Knoten.

An gutem Rathe fehlte es uns zwar nicht. Vielmehr hatten wir ihn in solchem Ueberflusse, daß wir uns dafür fast nicht zu rathen und zu helfen wußten. Der schlug dieses, der jenes vor. Ein jeder pries seinen Rath aus allen Kräften an, und wollte ihn befolgt wissen. Und doch war keiner mit dem andern einig. Der erste rieth zu Grundstükken, der andere zum Verleihen, der dritte zur Kompagniehandlung, der vierte zur Fabrik, der fünfte zur Bank und Aktien, und so weiter. Mir graute so oft ich jemand mit einem raschen Tritt in meine Hausthür kommen hörte. Das war gewiß einer, der mit einem neuen Vorschlag schwanger gieng, den er zu meiner Beruhigung bei mir zur Welt bringen wollte. Und die weibliche Weisheit war noch viel fruchtbarer als die männliche. Die Kaffeeglocke schallte mir weit unangenehmer in die Ohren, als einem Knaben die Schulglocke. — Besser können Sie in der Welt nicht thun Frau Gevatterinn. — Nein, Frau Wase, das thät ich nicht, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. — Da brauchen Sie sich wahrhaftig nicht auf zu bedenken. Dann erhoben vier oder fünf Gevatterinnen und Wasen auf einmal die hellschallenden Kehlen, daß mir oft Gehör und Bewußtseyn vergieng.

 End-

Endlich erreichte dieser für mich höchst verdrießliche Reichstag auf einmal sein Ende. Meine Frau erklärte sich für die Ankaufung eines Gutes, und ihre entscheidende Stimme vereinigte die streitigen Meinungen im Augenblick. Das war das allerbeste. Die Frau Gevatterinn haben die Sache am gründlichsten eingesehen. — Ach liebe Frau Wase, da haben Sie Recht. Das ist das sicherste, wobei Sie die wenigste Gefahr laufen. Das war auch richtig fiel der Junker ein. Wir werden es sehen, erwiederte der Kaufmann. — Die weibliche Ungeduld ließ meine Frau nicht warten, bis sich eine bequeme Gelegenheit zeigte. Sie wurde aufgesucht, und man weiß, daß sie uns dann selten die Stirn weiset. Wir glaubten indessen sie mitten in den Haarschlag gefaßt zu haben, als ein guter Freund, den wir gebeten hatten, uns ein Gut zuzuweisen, in Gesellschaft eines Unbekannten zu uns kam. Nachdem er meiner Frau einen Wink gegeben und unvermerkt was ins Ohr gezischelt hatte, ward sogleich der beste Wein herein gegeben. Ich ward ebenfalls auf die Seite gezogen und zum Mitvertrauten des Geheimnisses gemacht. Der Unbekannte hatte ein Gut, welches er aber nicht gern abstehen wollte. Er getraute sich aber schon ihn dahin zu bringen. Das war ein Gut, recht wie wir es verlangten. Mit allen möglichen Gerechtigkeiten. Eine solche Gelegenheit kam sobald nicht wieder. Aber wir mußten uns nicht lange bedenken. Es war schon

ein

ein Groser dahinter, der es gern haben wollte. Heute muß die Sache in Richtigkeit. Bei einer guten Bouteille Wein, welche als ein Erweichungsmittel wirken sollte, versprach er einen vortheilhaften Kauf für uns zu schliesen. Wir konnten uns auf ihn verlassen. — Wir thaten es, und nachdem sich der Unbekannte, der sehr zurückhaltend war, eine Weile hatte nöthigen lassen, nahm der Handel seinen Anfang. Er forderte, wir boten. Nein dafür könnte ers nicht thun Er hätte nichts vorgeschlagen. Wir legten zu, er ließ ab. Kurz, nachdem wir unsre merkurialische Beredsamkeit ein Paar Stunden geübt hatten, wobei unser Freund mit so vielem Eifer für uns sprach, daß er den Unbekannten beinahe einige mal böse machte, so schlug meine Frau auf das Winken des erstern zu. Nun war der Kauf richtig, und es wurde sofort ein Notarius geholt, der ihn durch einen förmlichen Kontrakt bündig machte. Ein Instrument, wollen Sie sagen, fiel der Anwesende mit gefälliger Pfeife ein. — Ja, ein Instrument, mit allen Zierrathen, worin bis auf die Indiktion nicht das geringste vergessen war. — So war es gültig. — Nur gar zu gültig, wie wir in der Folge erfuhren. Der Verkäufer war so großmüthig, daß er uns Bedenkzeit lassen, und nichts auf den Kauf nehmen wollte. Meine Frau wurde es dadurch und durch das Kopfschütteln unsers Freundes nicht minder. Sie wollte das erstere nicht annehmen, und das andre ihm

aufdringen. Nach vielen sehr wohl klingenden Komplimenten und Gegenkomplimenten, wurde endlich die Sache dahin verglichen, daß wir eine gewisse Summe gerichtlich auf den Kauf deponiren sollten. Dies geschah ohne Zeitverlust. Meine ganz erhitzte Frau konnte nicht eher ruhen, als bis sie die Sache in völliger Richtigkeit hatte, denn sie hatte sich durch die Frau des Stadtrichters, welche auf der Gerichtsstube ihres Mannes ein Wörtchen zu sagen hatte, und die Kontraktskauteln fast so gut wie ihr Eheherr verstand, in allem belehren lassen, was zu den Förmlichkeiten eines Kaufs gehört. Eine gute Anzahl unsrer geharnischten Männer gieng also aus der Privatgefangenschaft in die öffentliche, und meine Frau überließ sich ganz dem Vergnügen Erb- und Gerichtsfrau von und zu —— zu heisen. Mit genauer Noth konnte sie so lange warten, bis ihr Putz in gehörige Ordnung gebracht war, ihr neues Gut in Augenschein und Besitz zu nehmen. Aber es war eine absolute Nothwendigkeit hier standesmäsig zu erscheinen, und ohne ein neues Kleid gieng dieses gar nicht an, zumal da sich eine große Gesellschaft bei der Uebergabe, wie gewöhnlich versammeln sollte. In vollem Pomp, mit Feierkleidern, Gelde und Assistenten bis an die Zähne gewafnet, fuhren wir einige Kutschen stark sehr vergnügt ab. Aber dieses Vergnügen verschwand merklich, selbst auf den Gesichtern unsrer Reisegefährten, welche sonst ziemlich Mine halten

konn-

konnten, als wir bei dem quästionirten Gute ankamen. Eine alte abscheuliche Burg, welche zu den Zeiten des grosen Interregnum ein furchtbares Raubnest gewesen seyn mochte, und an welcher die nicht gebesserten Beschädigungen des dreissigjährigen Kriegs annoch zu sehen waren, ragte mit ihren vergitterten und engen Fenstern und gothischen Thürmchen über einem zerfallenen und mit Strauchwerk bewachsenen kleinen Wall hervor, welchen ein morastiger und stinkender Graben umzog. Sie schien mit Fleis zu einer Wohnung des Grauens und der Zihim und Ohim angelegt, welche sich nirgends eine bessere Residenz erwählen konnten. Ach daß Gott erbarm, wir armen Leute! schrie meine Frau, und schlug in ihre Hände. Geben Sie sich zufrieden, Frau Gevatterin, sagte eine gute Freundin, die wir zur Verherrlichung unsers Zugs mitgenommen hatten. Vielleicht ist das Haus inwendig besser, als von aussen. Und was fragen Sie nach dem Hause, wenn das Gut nur einträglich ist. Ein Haus können Sie bauen, so schön Sie wollen. Haben Sie doch das Geld dazu. Dieses beruhigte meine Frau in etwas. Wir stiegen aus, und wurden von dem Innhaber und seiner Gesellschaft, die noch stärker als die unsrige war, mit vieler Gravität an einer alten hölzernen Brücke empfangen, welche, vermittelst einiger Mistbretter, die nach Gefallen hingelegt und weggenommen werden konnten, die Zugbrücke

an dieser Vestung vorstellte. Das Inwendige widersprach dem Aeuserlichen nicht. Ueberall sah man die Hand der Zeit, auf die Achseln der Trägheit und Nachlässigkeit gelehnt. Ich bin ein Freund des Antiken, sagte der Hausherr, welcher meine Frau führte, und an ihren grosen Augen ihr Erstaunen bemerkte. Aus diesem Grunde habe ich diesen alten guten Familiensitz immer so gelassen, wie ihn meine Vorfahren seit mehr als einem Jahrhundert bewohnt haben. Er wird Ihren Nachkommen Ehre machen, Madame. Meine Frau konnte vor Schrecken nicht antworten, und man ließ ihr überdem keine Zeit sich zu besinnen, weil man uns mit aller Gewalt zum Frühstück trieb, das schon bereit stand, indem man noch vor Tische die Grundstücke besehen und alles berichtigen wollte, um hernach desto freier und vergnügter zu seyn. Es war sehr ländlich und etwas im antiken Geschmack. Desto weniger hielt es uns von der Hauptsache ab. Weil die Pertinenzstücke nahe lagen, so wurde beliebt zu Fuse zu gehen. Wir giengen durch den Garten, durch welchen sehr bequem zu kommen war, weil die Thüren überall zerbrochen, und die Hecken voll groser Lücken waren. Auser einigen verwilderten Obstbäumen, würde es schwer gewesen seyn, sich zu bereden, daß man in einem Garten sei. Ich bin kein Gartenfreund, sagte der Besitzer. Ich sehe mehr aufs Nützliche. Gärten bringen wenig ein und kosten viel zu unterhalten.

Wir

Wir verliessen ihn hurtig, um aufs Feld zu kommen, von welchem wir uns mehr versprachen. Dies ist die Hofbreite, sagte unser Führer, als wir an ein Feld mit jämmerlichem Getreide kamen. Es ist das prinzipalste Grundstück, nur dieses Jahr will es nicht recht damit fort. Die Witterung spricht auch mit. Jenes dort, fuhr er fort, ist die goldene Breite, und wies auf ein gegen über liegendes Feld, welches ganz mit Dornen und Disteln bewachsen war. Vielleicht im Gegensatze, fiel ich ein. Sagen Sie das nicht, erwiederte er ernsthaft. Die Breite ist ohne Tadel, sie liegt nur blos jezt seit einigen Jahren brach, damit sie sich recht ausruhen, und von dem Huflattich reinigen soll, der stark darinn war. Dort, wies er mit einem Finger auf einen niedrigen Grund vor uns, ist die schöne grose Reiherwiese, die hundert Morgen hält. Wir sahen nichts, als eine grose Fläche von Rohr mit Sümpfen untermischt. Die gar zu grose Fettigkeit des Bodens, fuhr er fort, bringt etwas Schilf mit hervor. Aber dem ist leicht abzuhelfen. In Holland hat man ganze Ländereien ausgetrocknet. Wir haben sie wegen der wilden Entenjagd so gelassen, die hier vortreflich ist. Hier, zeigte er nordwärts auf eine Anhöhe, die mit niedrigem Strauchwerk bewachsen war, ist der Forst, wovon ich Ihnen gesagt habe. Es giebt zuweilen einen guten Hasen darinn. Das Oberholz ist mit Fleis ausgehauen, weil es den Wuchs des Unterhol-

holzes zu sehr verhindert. Forstverständige haben angemerkt, daß sich auf diese Weise die Waldungen am besten verintereſſiren. Ich kann versichern, daß ich es auch gefunden habe. Wir hatten genug gesehen, und kehrten also kurz wieder um. — Wollen wir nicht weiter gehen? Doch wie es Ihnen gefällt. Sie können sich auf mein Wort verlassen, die Morgenzahl trifft auf eine Ruthe ein. Einem Wink meiner Frau zufolge war ich vorausgegangen, und hatte die Pferde bereits wieder vor unsern Wagen spannen lassen. Was wollen Sie machen, fragte unser Wirth mit einiger Verwunderung? Sie in dem Besitz Ihres herrlichen Gutes zu lassen, war meine Antwort. So, gefällt es Ihnen nicht? Das thut mir leid, sagte er kaltsinnig. Ich bot Ihnen Bedenkzeit an. Der Kauf ist aber einmal geschlossen, und Sie werden sich nicht entbrechen können, ihn zu halten. Das bin ich noch gar nicht Willens, sagte meine Frau. Man wird Ihnen den Willen schon zu machen wissen, versetzte der Herr des Gutes in einem trotzigen Tone. Einen so zu hintergehen! rief meine Frau aus. — Sagen Sie nichts von Hintergehen. Ich bin ein Mann von Stande und Ehre, Madame oder — — Ich sah, daß wir hier nicht die Stärksten waren, und die gegenseitige Gesellschaft hatte kein unebenes Ansehen zum gründlichen Ausprügeln. Um also einer derben Tracht Schläge zu entgehen, zog ich meine Frau in den Wagen, und

ließ

ließ in aller Geschwindigkeit zufahren. Es war Zeit, denn man wollte schon die Zugbrücken, nach oben beschriebener Art aufziehn. Unter den heftigsten Klagen und Verwünschungen meiner ganz auser sich gesetzten Frau kamen wir zu Hause an. Die letztern trafen hauptsächlich den guten Freund, der uns zu dem schönen Kauf gerathen hatte. Gar weislich hatte er sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit uns zu begleiten geweigert. Und eben so weislich kam er uns hernach in geraumer Zeit nicht nahe, denn, wahrlich, seine Perucke wäre in Gefahr gewesen. Ich selbst, so unschuldig ich auch war, blieb nicht verschont. Ich hätte ihr abrathen sollen. Mannsleute müßten eine Sache besser einsehen, und sich das Seil nicht über die Hörner werfen lassen, und was dergleichen Gemeinwörter aus der weiblichen Topick mehr waren, womit ich täglich traktirt wurde. Indessen machten alle Vorwürfe die Sache nicht besser. Wir wurden nicht wenig ausgelacht, und hatten uns einen verdrieslichen Prozeß zugezogen. Zwar nahmen wir einen berühmten Sachwalter an, der schon manche schiefe Sache gerade schrieben hatte. Aber sein öfteres Hum und Ha bei der Erzählung des Vorfalls, und sein häufiges Kopfschütteln bei der sechs Bogen langen Klageschrift ohne die Beilagen, benahm meiner Frau den Muth in etwas, welchen sie aus den Zureden und Erzählungen der Wasen und Gevatterschaft gefaßt hatte. Was

mei=

meinen der Herr Kommissionsrath von unsrer Sache, fragte ihn meine Frau? Es ist ein intrikater Kasus, antwortete er mit einem Schulterzukken. — Uns ist offenbares Unrecht geschehen. Wir sind recht schelmisch hintergangen und betrogen. — Das glaub ich wohl, aber — Was denn aber? — Es ist immer eine schwere Sache. Meine Frau fieng an zu weinen, und alle Beredsamkeit anzuwenden unsern Sachwalter von unserm erlittenen Unrecht zu überzeugen. Ein Bewegungsgrund, den sie anbrachte, that vorzügliche Wirkung. Er bestand in einem Dutzend Dukaten, die sie ihm pro arrha in die Hand drückte. Die Miene erheiterte sich, und die Worte wurden tröstlicher. Es sollte nichts zu bedeuten haben. Er hätte schon intrikatere Sachen durchgesetzt. Wenn nnr ein gewisser Punkt recht ins Licht gesetzt wäre, so sollte der Gegentheil wohl sehen, was er gemacht hätte. Solche Schelmereien müßten exemplarisch bestraft werden. Er erzählte uns einige erbauliche Fälle, wo es durch seine Vermittelung geschehen war, und gab darauf zu verstehen, daß es unsers offenbaren Rechts unerachtet nicht undienlich seyn würde, gut mit dem Herrn Stadtrichter zu stehen, welcher die erste Instanz hatte. Halten Sie Freundschaft mit seiner Frau? fragte er die Meinige. — O wenn es daruauf ankömmt! Wir gehen mit einander um als Schwestern. Sie thut mir alles zu gefallen. Machen Sie einen Versuch, antwortete

tete unser Beistand mit einem Lächeln, welches starken Zweifel äuserte. Das sollen Sie gleich sehen, sagte meine Frau und ergriff die Enveloppe. Wollen Sie nichts mehr mitnehmen? fragte der Anwald. — O das braucht es nicht! Ich verstehe Sie, aber Sie sollen gleich sehen, daß Sie sich geirrt haben. Er hatte sich nicht geirrt. Denn so vertraulich die Frau Stadtrichterinn sonst gewesen war, so fremd und bis zum Kaltsinn feierlich war sie jetzt. Es that ihr leid, daß sie uns nicht dienen konnte. Sie mischte sich niemals in die Amtssachen ihres Mannes. Wir könnten überzeugt seyn, daß er uns so gut wie einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. Das war ein leidiger Trost. Meine Frau fieng an zu weinen, und indem sie das Schnupftuch, sich abzutrocknen, hervorzog, fiel ihr Etui auf die Erde, welches sie erst vor kurzem gekauft hatte. Die Frau Stadtrichterinn war so gefällig es wieder aufzuheben. Das ist ja ein recht artiges Etui. Was kostet es Ihnen? Nein, so viel kann ich nicht daran wenden. Ich habe mir lange eins von dieser Façon gewünscht; aber was man nicht haben kann, muß man zu entbehren wissen. Sie fuhr in diesem Tone so lange fort, daß meine Frau ihrer Zerstreuung und Unerfahrenheit unerachtet, sie endlich verstehen mußte. Das Etui wurde angeboten und nach gehörigen Weigerungskomplimenten auch angenommen. Das Wesen der Frau Stadtrichterinn veränderte sich zusehends, und

in weniger als einer halben Viertelstunde war der ehemalige vertrauliche Ton wieder da. Es sollte nichts zu sagen haben. Das Ding wäre zu machen. Wenn eine Frau gleich nichts in Amtssachen reden darf, so wären doch immer Stunden, wo ihr Wort gilt. Und was war sie nicht fähig für eine solche Freundin zu thun? Aber, fuhr sie mit einer verbindlichen Mine fort, warum hatten Sie nicht so viel Zutrauen zu uns, daß Sie uns zu Rathe zogen? Fast muß ich noch böse auf Sie seyn. Wenn Sie so grose Lust zu Grundstücken hatten, so wäre ich im Stande gewesen Ihnen eine viel bessere Gelegenheit nachzuweisen, Ihr Geld recht vortheilhaft anzulegen. Ich glaube mein Mann wäre zu bereden gewesen, Ihnen sein Landgut, das er eine Meile von hier zu — — hat, abzutreten. Er hat es schon einmal losschlagen wollen, um sich mit seinen Geschwistern aus einander zu setzen. Sie können den Pachtkontrakt davon zu sehen kriegen. Warten Sie, ich glaube ihn hier in meiner Kommode. Ach ja, da ist er. Wollen Sie ihn mitnehmen, und dem Herrn Liebsten weisen? Er kann ihn zum Zeitvertreib und sich darnach zu richten durchlesen, wenn Sie einmal Ihr Gut verpachten. Hier hätten Sie Ihr Geld zu fünf Prozent nutzen sollen, denn mit guten Freunden muß man so scharf nicht handeln. Aber es bleibt unter uns, daß es ja mein Mann nicht erfährt. Ich will ihn mir bald wieder aus-

bit-

bitten, wenn er etwa darnach fragen sollte. Er ist sehr eigen. Doch das sind alle. — Meine Frau kam nur halb getröstet zurück, aber unser Sachwalter sprang vor Freuden auf. Wir haben unsern Prozeß gewonnen, schrie er, aber Sie müssen das Gut kaufen, wenn Sie auch etwas verlieren sollten. Das bringt es auf der andern Seite doppelt ein. Und hier können Sie nicht hintergangen werden. Sie kaufen die Katze nicht im Sacke, wie das vorige mal. Der Pachtkontrakt giebt Ihnen Licht genug, und zu fünf Prozent in liegenden Gründen zu kaufen, ist ein seltenes Glück, worauf man sich nicht lange zu bedenken hat. Die wenigsten kommen auf drei. Das ist der gewöhnliche Fuß. Nach einigen leeren Demonstrationen, Märschen und Kontremärschen kam es zum Treffen. Der Kauf wurde geschlossen, und wir erhielten eine Sentenz wie wir sie wünschen konnten. Das war ein Triumph, der mancher Bouteille den Hals kostete. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Der Gegentheil appellirte, und der Pächter, welcher die kurze Zeit, da sein Kontrakt noch dauerte, die gelobte Summe ohne Weigerung bezahlt hatte, wollte die Pacht nach Ablauf seiner Zeit nicht fortsetzen. Die neuen, die sich meldeten, wollten nicht die Hälfte geben. Ein gründlicher Anschlag des Gutes entwickelte das Räthsel. Man hatte einen Scheinkontrakt gemacht, uns zu hintergehen. Das war richtig genug aber schwer zu beweisen. Unterdessen

fiengen wir in gerechtem Zorn eine Läsionsklage gegen den Verkäufer hitzig an, mußten sie aber mit Schimpf und Schaden endigen, weil man uns, wegen angeschuldigter Betrügerei, noch einen mächtigen Injurienprozeß an den Hals warf, und mit Ersetzung aller Kosten zur Abbitte und Ehrenerklärung nöthigte.

Die andre Sache gieng ihren Gang, wie wir entschlossen waren sie bis aufs äuserste durchzusezzen. Unterdessen hatten uns diese beiden Vorfälle so kopfscheu gemacht, daß es nicht leicht schien uns noch einmal in diesem Felde zu hintergehen. Doch machte ein guter Freund dieses Meisterstück, weil er so fromm und gewissenhaft sprach, daß man an seiner Ehrlichkeit mit gutem Gewissen kaum zweifeln konnte. Meine Frau war insbesondere von diesem christlichen Manne ungemein erbauet, weil er auser seinen frommen Unterredungen auch noch das Verdienst besaß ihr beim Kommen und Weggehen allemal regelmäsig die Hand zu küssen. Doch machte er es noch billig, indem er uns kaum um ein Drittheil betrog, und die Kaufsumme nicht erheblich war. Nunmehr wurde vest beschlossen, nichts mehr ohne reifliche Ueberlegung und genugsame Erkundigung zu unternehmen. Wir fragten also die ganze Welt um Rath. Aber die ganze Welt war verschiedner Meinung, und also waren wir am Ende nicht klüger als beim Anfang. Das gieng nicht. Wir wählten also einen Rathgeber.

Der

Der stand uns mehrentheils nicht lange an. Wir giengen also fast durch alle Hände, und an den meisten liesen wir ein ziemliches kleben. Ganz ungezupft kamen wir aus keinen. Die Kunstgriffe, welche wir kennen lernten, waren so fein und mannigfaltig, daß wir uns nicht genug hüten konnten, so vorsichtig wir auch zu Werke giengen. Es war nicht möglich aus dem Wirbel heraus zu kommen, der uns unaufhörlich mit sich herumriß. Wir argwohnten nichts weniger als den Grund davon in uns selbst und unserm zu grosem Glücke zu finden. Weil wir uns über die Nothwendigkeit unsre Wünsche einzuschränken erhaben hielten, so wußten wir oft selbst nicht was wir wollten. Es wurden Häuser gekauft. In zwei Monaten gefielen sie uns nicht mehr. Sie wurden wieder verkauft. Mit Schaden, wie man leicht denken kann. Mit der Kleidung wurde nicht weniger vergaukelt. Ich mangelte zwar nicht das Meinige dazu beizutragen, aber mit meiner Frau war es eine ganz andre Sache. Stets mit der Verfolgung desjenigen vielgestaltigen Schattenbildes beschäftigt, welches zu beschreiben so schwer ist, und die Mode heißt, hatte sie niemals Ruhe. Weil sie sich in den Kopf gesetzt hatte recht modisch zu seyn, so mußte sie unaufhörliche Veränderungen mit ihrer Kleidung vornehmen. Kaum war ein Kleid angeschaft, so konnte sie sich nicht mehr darin sehen lassen. Stoff, Farbe oder Besetzung waren aus der Mode gekom-

men. Also mußte ein anderes da seyn. Das erstere hieng entweder in den Winkeln ihrer Schränke herum, oder wurde um weniger als die Hälfte wieder verkauft. An fleisigen Besuchen mangelte es auch nicht, die meine Küche und Keller galten. Nachdem ich einige Jahre in diesem Wirbel herumgeworfen worden, sah ich endlich deutlich, was ich bisher nur dunkel gefühlt hatte, nämlich, daß ich nichts weniger als glücklich war. Aber wie war das möglich, da ich doch ein reicher Mann war, und es noch mehr zu seyn glaubte, als ich es wirklich war. Das konnte ich nicht begreifen, so sehr ich darüber nachsann. Ich konnte fast alle meine Wünsche befriedigen, und war doch nicht zufrieden. Welcher Widerspruch! Und doch war es so.

Eines Tages, als ich mit Fleis einen einsamen Spaziergang gewählt hatte, um über meinen Zustand ungestört nachzudenken, begegnete mir einer meiner vormaligen Freunde, den ich aber in der ganzen Zeit meiner glücklichen Veränderung nicht gesprochen hatte. Er war der einige, welcher unterlassen hatte, mir Kour zu machen. Mußte mich das nicht verdriesen? Alceſt, das war der Name dieses Mannes, hatte den Ruhm einer unbescholtenen Redlichkeit. Er besaß, bei einer ausgebreiteten Kenntniß, das beste Herz. Sein Verdienst war auser allen Zweifel gesetzt. Aber überall hochgeachtet, war er nicht überall geliebt. Man wollte

te an ihm eine gewisse Art von Sonderbarem, und zu viel Eigensinn wahrgenommen haben. Er gieng oft von den gewöhnlichen Maximen ab, und handelte mehr nach Grundsätzen als nach Zeit und Umständen. Zu wenig biegsam gegen die Lieblinge des Glücks, zu genau unterscheidend zwischen der Würde der Person und des Titels, beschuldigte man ihn durchgehends eines Mangels an Lebensart. Es war Schade um den Mann, daß er nicht mehr Welt hatte. Sehr eingezogen, und fast immer an seine Bücher und Geschäfte geheftet, hatte er sehr wenig Umgang. Ob er gleich als ein treuer Freund bekannt wär, wurde er doch von wenigen, als von Unglücklichen gesucht, denen er sich auch willig darbot. Ich selbst hatte von ihm einige erhebliche Dienste in dem Stande meiner Niedrigkeit genossen. Aber die Beleidigung, daß er mir in meinem Glücke nicht ein einigesmal die Aufwartung gemacht, überwog sie weit, und ich hatte sie fast ganz vergessen, als er mir hier unvermuthet aufstieß. Die heitere Mine, welche ich an ihm wahrnahm, setzte mich in Verwunderung, denn ich wußte, daß seine Glücksumstände nicht die besten waren, und reizte mich, ihn anzureden, als er mit einer freundlichen Verbeugung bei mir vorübergehen wollte. Wie befinden sie sich? — Ziemlich wohl. — Machen Sie eine Promenade? — Ich geniese die Schönheit des Abends. — Sie geniesen sie sehr, wie ich aus ihrer Mine schliese. —

Sie nicht sehr, wenn dieser Schluß zutrifft. Ein Seufzer, der mir wider Willen entwischte, machte mich roth und verwirrt. Schämen Sie sich nicht, sagte Alceſt mit einem sanften Lächeln, ein Geständniß zu thun, welches ich bereits wußte. Man ist selten recht glücklich, wenn man so viel Glück hat, wie Sie. — Das ist sonderbar. — Und dennoch wahr, sagte Alceſt, und wollte Abschied nehmen. Sie fliehen mich, rief ich, o ich muß fast glauben, daß Sie Recht haben, wenn mich mein Glück um Ihre Freundschaft gebracht hat. — Der Glückliche braucht wenig Freunde, und Sie haben sich eher über zu viel als zu wenig zu beklagen. — Wollen Sie mich denn nicht einmal besuchen? — So bald ich glaube, Ihnen nützlich zu seyn. Hier empfahl er sich, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm mit starren Blicken nachzusehen.

War es Stolz? Vielleicht. Aber kein gemeiner. Verachtete er mich? Es schien fast so. Aber hatte ich ihn nicht dazu berechtiget? Und dennoch schien sein Blick mehr Mitleid als Geringschätzung zu sprechen. Am Ende war er doch mehr als alle meine übrige Freunde werth. Wenigstens hatte er nie mein Glück, sondern mich geliebt. Ich hatte nicht alles verstanden, was er mir sagte. Also überwand ich mich, ihn den folgenden Morgen zu besuchen. Eine kleine Verwunderung blickte durch seine ruhige und gesetzte Mine, als er mich sah. Wenn Sie mich, sprach ich, gestern Abend nicht

so geschwind verlassen hätten, so würde ich mir die Erklärung erbeten haben, warum ich gegenwärtig zu bitten komme. Sie sagten, man sei selten recht glücklich, wenn man so viel Glück, wie ich, hat. Wie soll ich das verstehen? — Nach Ihrer Empfindung. — Aber wie ist es möglich, daß ein groses Glück unsre Glückseligkeit stören kann? Es muß sie ja erhöhen. — Sind Sie wirklich glücklich? — Das kann ich wohl nicht behaupten, ohne mein Gefühl zu verläugnen. — Und doch haben Sie sich über den Mangel des Glücks nicht zu beklagen. Sie sehen also, daß das, was man Glück nennt, unsere Glückseligkeit nicht immer befördert, sondern öfters hindert. — Wie soll ich das erklären? — Ungefähr so, als wenn Sie zü viel gegessen haben. Der überladene Magen und schwer gemachte Verdauung, verursachen unangenehme Empfindungen, welche sich nicht eher völlig verlieren, als bis die gehörig aufgelöseten und gemischten Säfte, entweder in Fettzellen eingetragen, oder wieder fortgeschafft sind. — Keine Satire, wenn ich bitten darf. — Nein, aber doch wohl eine angemessene Vergleichung. Unser Geist und Herz haben eben so wohl ihr Maß als der Magen, und die Ueberladung von jenen verursacht eben so wohl, als von diesem, Kruditäten von unangenehmer Empfindung und Folge. — Also trauen Sie mir wohl nicht wenig Kruditäten des Geistes und Herzens zu? — Das will ich nicht ganz läugnen.

Der Bissen war etwas stark. Auf einmal war er zu viel zum Verdauen. — Also werde ich in Ihren Augen eine schlechte Figur machen? — Warum glauben Sie das? Ich kenne die Schwäche des menschlichen Herzens aus eigner Erfahrung, und ertheile gern eine Verzeihung, die ich selbst gebrauche. Und hier leg ich dem Glücke mehr als Ihnen zur Last. Es muß ein sehr guter Kopf seyn, der nicht gewaltsam erschüttert wird, wenn das Glück einen schweren Geldsack auf ihn fallen läßt. Und das Herz geräth noch leichter in Unordnung als der Kopf. Aber beruhigen Sie sich. Sie werden bald wieder zu sich kommen. Mich dünkt, der erste Taumel ist bereits vorüber. — Ja, das ist er, und ich fühle, daß es nur so lange ein Vergnügen ist, reich zu seyn, als man es nicht gewohnt ist. Die Gewohnheit, unsre vermehrte Bedürfnisse und vervielfältigten Wünsche machen uns in weniger Zeit eben so arm, als wir vorher waren. Er umarmte mich. Ich wünsche Ihnen Glück, fuhr er fort, zu dieser Entdeckung, und bin von Ihrer Rückkehr gewiß. Aber, setzte er ferner hinzu, ich vermuthe, Ihre Sachen sind nicht in der besten Ordnung, und es wird Ihre Beruhigung merklich befördern, wenn Sie keine Veranlassung zur Unruhe auser sich haben. Diesen Nachmittag, wenn Sie allein sind, will ich Sie besuchen. Er kam, und in weniger als einer Stunde, hatte er das Vertrauen meiner Frau so vollkommen, als das

mei=

meinige erlangt. Sein Ruf war vor ihm hergegangen, und alles, was wir an ihm sahen und von ihm hörten, bestätigte denselben. Darauf gieng er an die Untersuchung unserer Sachen. Zu unserm grösten Erstaunen wies er uns, daß wir bereits mehr als die Hälfte unsers Vermögens zugesetzt hatten. Meine Frau wollte verzweifeln, denn ob sie gleich wußte, daß wir gelitten hatten, so glaubte sie doch nicht, daß es so viel wäre. Er richtete sie auf. Sie sind, sagte er, noch reich genug zu einem ordentlichen und vergnügten Leben. Sie brauchen dazu lange nicht so viel, als Sie haben. Was Sie verlieren, ist blos der Ueberfluß, welcher zu Misbräuchen und Ausschweifungen verleitet, und unsre Ruhe stöhrt. Danken Sie der Vorsehung, welche Ihnen die Gelegenheit dazu entzog. Sie bediente sich schlechter Menschen und Ihrer eigenen Schwäche, den Ueberfluß eines Glücks wegzuschaffen, der Ihnen zu nichts diente und blos nur zur Last war. Es liegt nur an Ihnen, so glücklich zu werden, als es Menschen seyn können. Die vorige Masse war Ihnen zu groß und zu schwer zu regieren. Die gegenwärtige scheint Ihren Kräften so ziemlich angemessen, sobald sie gehörig geformt seyn wird. Wenn Sie erlauben, so will ich die Hand mit Ihnen an dies Geschäfte legen. Er that es, und in weniger als einem Monat war alles in Ordnung. Er legte den Rechtshandel wegen des Guts durch einen Vergleich bei. Der

Verkäufer ließ eine ansehnliche Summe am Kaufgelde fallen. Das übrige, sagte er, wollen wir durch Verbesserungen wieder zu gewinnen suchen. Wir schaften alles Ueberflüssige auf seinen Rath ab, und begaben uns auf das andre Landgut, bis das erstere verbessert und wohnbar gemacht war. Er lehrte uns die Freuden des häuslichen Lebens recht schmecken, die wir im Schoose des Ueberflusses und der Weichligkeit ganz verkannt hatten. Die Erziehung unsrer Kinder wurde uns, so wie die Führung unsrer Wirthschaft, nach seinen Lehren, ein angenehmer Zeitvertreib. Er machte meiner Frau begreiflich, daß die Herrschaft über den Mann ein Uebelstand und eine Entehrung für sie selbst seyn würde, und zeigte ihr, daß da die beste Einrichtung sei, wo der Punkt der Herrschaft unerörtert bleibt, und blos Vernunft und gegenseitige Gefälligkeit regieren. Durch seine Bemühung ist das grösere Gut aus einer Wüstenei in ein wohlgebautes und einträgliches Landgut, und das alte abscheuliche Wohnhaus in einen guten und bequemen Aufenthalt verwandelt. Es ist mir schon mehr als einmal mehr dafür geboten als es mich gekostet. Kurz, mein würdiger Freund that alles für uns, ohne daß er uns gestatten wollte, das geringste für ihn zu thun. Wir konnten ihn weder durch Bitten, noch durch Kunstgriffe vermögen, etwas zur Belohnung anzunehmen. Bin ich nicht genug belohnt, sagte er? Ich sollte Ihnen billig

noch was für das Vermögen geben, das ich geniese. Das Vergnügen, Gutes zu thun, ist so groß, daß wir die billig bezahlen sollten, die es uns verschaffen.

Ich war in dem Besitze eines solchen Freundes zu glücklich, um es lange zu seyn. Er starb bald, und es war für mich eben so belehrend, als rührend, ihn sterben zu sehen. Wie schön war sein Tod! Mit eben der ruhigen und heitern Mine, welche ich in seinem Leben an ihm bewundert hatte, sah ich ihn sterben. Es ist allein der Mühe werth, rechtschaffen und tugendhaft zu seyn, um auf eine solche Art sterben zu können.

Verzeihen Sie meinen ernsthaften Ton. Ich bin allemal stark gerührt, wenn ich an diesen vortrefflichen Mann gedenke. Täglich besuch ich sein Bild, welches in dem besten Zimmer meines Hauses aufgestellt ist. Sein Anblick bevestigt mich, wenn ich eine gute Entschliesung gefaßt habe, und ruft mich zurück, wenn ich mich verirre. Ich kehre von demselben immer mit neuem Triebe zurück, die Lehren meines Freundes zu befolgen, welchen ich meine ganze Glückseligkeit zu verdanken habe. Sie sind meine beständige Richtschnur. Nach derselben bin ich mehr bemühet, mein Vermögen wohl zu gebrauchen, als zu vergrösern. Es ist für meine beiden Kinder groß genug, wenn sie vernünftig und tugendhaft seyn werden, und viel zu groß, wenn sie es nicht seyn werden. Kurz, ich bin so

glücklich, als ich seyn kann, und werde täglich mehr überzeugt, daß unsre Glückseligkeit mehr in als auser uns wohnt, und daß eingeschränkte Glücksumstände und Wünsche uns am ersten dahin bringen können, wohin wir alle streben, aber nicht kommen, weil wir eine verkehrte Richtung nehmen. Werden Sie es mir jetzt vergeben, wenn ich einen Wunsch nach grosem Glücke, auch im Scherz für mich bedenklich fand?

Die ganze Gesellschaft pflichtete ihm bei und trank:

Auf so viel Glück, als wir ertragen können!

# Die unglückliche Heirath.

## Eine wahre Geschichte aus dem Englischen.

Nach einer langen Abwesenheit, die ich größtentheils in Zerstreuung von Geschäften und dem Gewühle groser Städte zugebracht hatte, war ich endlich so glücklich, wieder meinen ruhigen Aufenthalt in dem Landhause auf dem neuen Walde bei Southampton bewohnen zu können. Es wohnte hier außer mir nur der Herr des Hauses mit seiner Gattin, ihrem Sohne und Tochter, nebst einem alten Bedienten und einer Magd. Wir waren eben mit einem leichten Abendessen fertig, als wir ein lautes Pochen an der Thür hörten. Da wir um diese Zeit keine Besuche erwarten konnten, so wurden wir etwas dadurch erschreckt; es war ein Bedienter, der mit vieler Höflichkeit um etwas Hirschhornwasser für seinen Herrn bat, der sich übel befände; er erhielt dies sogleich, und verließ das Haus, von den Wünschen der ganzen Familie für die Besserung desselben, begleitet. Ich konnte mich nicht enthalten, mich nach ihm zu erkundigen, allein niemand war im Stande, mir eine gewisse Nachricht von ihm zu geben; seit einigen Monaten lebte er in einem benachbarten Landhause; die Bäu-

me des Waldes waren seine Gesellschafter; er sprach mit niemand, als mit seinem Bedienten, er gieng viel, man hörte ihn oft seufzen und sah ihn Augen und Hände gen Himmel heben. Er hatte viel Geld, und jede Familie in der Nachbarschaft, die einiger Hülfe bedurfte, seit seinem Aufenthalte großmüthig unterstützt. Eine so unbekannte Person und ein so besondres Betragen hatte schon sehr verschiedne Meinungen veranlaßt; der größte Theil hielt ihn für einen Mörder, der sich aus Furcht vor der Gerechtigkeit an diesen abgelegnen Ort begeben, und nun sein Leben in Reue und Gebet zubringen wolle, andre hielten ihn für verrückt, und die jungen Leute behaupteten einstimmig, es sei ein unglücklicher Liebhaber. Alles dies zusammen erregte eine auserordentliche Begierde in mir den Mann kennen zu lernen. Selten unterließ er seinen Morgengang, der nahe an dem Orte war, wo das Wild gefüttert wurde. Ich nahm mir vor, den nächsten Morgen mit William, meines Wirths Sohn, dahin zu gehn.

Mit Anbruch desselben, als schon jedermann im Hause an seine Arbeit gieng, begaben wir uns zu unsern Hirschen, die eigentlich Williams Sorge anvertraut waren. Schon in einiger Entfernung wurden wir den Unbekannten gewahr; er gieng stark, wie ein Mensch, der heftig bewegt ist, ich schmeichelte mir deswegen, ihm nahe zu kommen, ehe er mich bemerkte. Doch meine Hoffnung war

ver=

vergebens, er sah mich und begab sich hinweg. Der Zufall aber führte ihn kurz darauf in unsern Weg. Ich war ihm nahe genug, um seine Person deutlich zu beobachten. — — Himmel! wen erblickte ich in diesem vermeintlichen Mörder! — meinen vertrautesten Freund Crawford. Ehe ich mich von meiner Bestürzung erholte war er schon wieder so weit weg, daß ich ihn nicht einmal rufen konnte. Ich befürchtete nun wirklich, daß sein Gram ihn der Vernunft beraubt, denn sonst hätte er die Freundschaft nicht so beleidigt; ich kannte seinen Gram, der zu tief war, als daß Philosophie ihn davon hätte befreien können. Mein ganzes Bestreben gieng nur dahin, eine Unterredung mit ihm zu erhalten; ich schöpfte einige Hoffnung bei dem Gedanken, daß er mich nicht erkannt habe, deswegen schrieb ich ihm folgendes Billet:

„Der Zufall zeigte mir heut ein unerwartetes „Glück, allein Du hast mich desselben durch „Deine Flucht beraubt. Gestern erst kam ich „hier an, habe aber schon zu viel von Deinem „gegenwärtigen Zustande gehört, als daß ich „die Freuden in der Einsamkeit geniesen könn„te, auf die ich gerechnet hatte. Bei der un„unterbrochenen Freundschaft, die schon in un„sern frühesten Jahren uns vereinigte, be„schwöre ich Dich, lindre meine Unruhe da„durch, daß ich Dich sehen darf; kann ich „Deine Traurigkeit nicht schwächen, so erfor-

„dert

„dert wenigstens die Freundschaft, daß ich sie
„mit Dir theile. Lebe wohl!"

Moreton.

Ich befahl dem Ueberbringer auf Antwort zu warten; unterdessen war in unserm Hause der Tisch zum Frühstück gedeckt, alle Augen waren auf mich gerichtet, man fürchtete sich mich wegen meines Freundes zu fragen. Endlich befriedigte ich die allgemeine Neugierde durch folgende Erzählung.

Blos um einen Theil der übeln Eindrücke zu schwächen, oder vielmehr selbige in einem Hause, das ich hochschätze, ganz zu verhindern, welche die Erscheinung sowohl als das sonderbare Betragen meines Freundes erregt hat, will ich Ihnen einige Umstände aus seiner Geschichte mittheilen. Von unsre Kindheit an herrschte schon die genaueste Vereinigung zwischen uns, die mit den Jahren immer zunahm; wir kamen zusammen auf die nämliche Akademie. Er hatte eine liebenswürdige Gestalt, und sein Gesicht schon zeigte die Redlichkeit seines Herzens; mit diesen Vorzügen, ob er gleich noch keine Kenntniß der Welt besaß, fand er dennoch vielen Beifall bei dem andern Geschlechte. So wie sich unsre Bekanntschaft vermehrte, suchten wir so viel als möglich zu den Partien und Ergötzungen der Frauenzimmer zu kommen, deren Gesellschaft wir als das einzige Gegenmittel gegen die Pedanterei ansahen. — Doch! wie kurzsichtig sind wir

Sterb-

Sterbliche! was wir damals für unser größtes Glück hielten, ward für meinen Freund die Quelle unaussprechlichen Elends! Sein Herz war sehr empfänglich für die Schönheit, es war also natürlich, daß ihn die ungekünstelten Reize, der feine Witz, und die einnehmende Unterhaltung Konstantiens fesselten. Er fühlte Unruhe, wenn er abwesend von ihr war, und entdeckte es mir; jede auch die kleinste ihrer Handlungen, war fähig ihn in Entzückung zu setzen. Ich hatte nichts wider seinen Vorsatz sie zu heirathen, einzuwenden, jedoch rieth ich ihm, es reiflich zu überlegen. Er gab mir zur Antwort, seine Leidenschaft sei zwar heftig, jedoch seine Beurtheilungskraft noch frei, und er bemerke an ihr auch eine entschiedne Neigung für ihn. Wir können kein gröseres Glück geniesen, als die häuslichen Freuden, ich trieb ihn also selbst an, diesen Plan auszuführen; — er that es, und es gelang ihm nur zu gut! — er gewann das Herz der Konstantia. Mein Freund war eine Waise, und hatte nie die Süsigkeiten der kindlichen Liebe gekannt; ein Vetter nahm ihn von dem Augenblicke, wo er seine Eltern verlor, zu sich, unterstützte ihn noch, und da er von selbigem zum geistlichen Stande bestimmt war, so schien selbst dies sehr gut zu seinem Plan von Glückseligkeit, welchen er sich gemacht hatte, zu passen. Dieser Anverwandte war ein Graf; einer seiner Bedienten kam eines Tags eilig, brachte einen Brief an Crawford, und sagte,

seine

seine Ankunft zu Winstone sei äuserst nothwendig. Crawford theilte diese Nachricht seiner Geliebten mit, nahm zärtlich Abschied, und folgte dem erhaltnen Befehle. Voll Unruhe über das Unerwartete desselben langte er auf dem Landsitze seines Onkels an, und ward mit den größten Zeichen der Freundschaft und Liebe aufgenommen.

Sir Harry Bewley mit seiner Gemahlin, und Emilie ihr einziges Kind waren hier zum Besuche. Der Graf that auserordentlich aufgeräumt, hingegen Crawford niedergeschlagen, jedoch schrieb man dies der Ermüdung von der Reise zu. Konstantia besaß sein Herz, und die Reize, welche die Natur Emilien versagt, der erstern hingegen so reichlich ertheilt hatte, fesselten ihn noch mehr an sie. Das Abendessen ward aufgetragen, und nun erfolgten lange uninteressante Gespräche, wovon Crawford doch meistens der Gegenstand war, bis sich endlich die Fremden in ihre Zimmer begaben, und nun entdeckte ihm der Graf seine Absichten mit folgenden Worten: „Karl, Deine gute Aufführ„rung und vortreflicher Karakter haben mich schon „längs angetrieben, Dich in eine solche glückliche La„ge zu setzen, wo Du deinen großmüthigen Neigun„gen folgen kannst. Mein Titel kann, wie Du weißt, „nach unsern Gesetzen nicht Dein werden; dasjeni„ge von meinem Vermögen, welches mir überlassen „ist, fällt Dir zu. Sir Harry's Guth gränzt an „das, welches ich dir bestimmt habe, und dieser

„Um-

„Umstand macht eine Heirath mit seiner Tochter zu „einer sehr vortheilhaften Parthie. Zwar könnte ich „durch meine Verbindungen Dich in eine Familie „von höherm Range bringen, allein des Baronets „grose Reichthümer müssen der Sache das Gleichge„wicht geben; seine Familie ist alt, er steht in grosem „Ansehen, und wird seiner Tochter dreisigtausend „Pfund Sterling mitgeben, alles ist richtig, und in „wenig Tagen wird Emilie Deine Frau seyn. Karl, „die Schwäche des Alters nähert sich mir, dies ist „meine gewöhnliche Schlafstunde, ich werde also „heute nicht weiter davon reden, — morgen mehr." Gute Nacht, Karl, mit diesen Worten verließ er ihn.

Die kalte Hand des Todes hätte meinen Freund nicht mehr erschrecken können; er warf sich auf einen Sopha, und als sein Bedienter herein trat, fand ihn dieser in heftigen Konvulsionen, die übrigen Bedienten waren erschrocken, allein Karl erholte sich und gieng in sein Zimmer. Ich werde es nicht wagen Ihnen zu beschreiben, was er diese Nacht litt; er fühlte den heftigsten Streit zwischen Leidenschaft und Pflicht, wovon eine um die andre die Oberhand erhielten.

Nach dieser traurigen Nacht brach endlich der Morgen an, und er wurde zum Frühstück gerufen, allein er ließ sich entschuldigen. Der Graf schloß aus der Art, wie seine Erklärung den Tag vorher

war aufgenommen worden, daß er einige Widersetzung zu befürchten haben würde, er kam deswegen zu Crawford und nahm die nämliche Materie wieder vor. Zuerst bezeigte er ihm Mitleid wegen seiner Krankheit und fuhr darauf fort: „Es scheint als wenn Du meinen Antrag nicht mit der Freude aufgenommen hättest, den eine so reiche und in jedem Betracht wünschenswerthe Verbindung erregen sollte. Es ist wahr, das Mädchen hat eben nicht sonderlich viel Verstand, aber Karl, ihr Geld wirft einen Schleier über dies und jedes andre Gebrechen, zu was braucht ein Weib grose Einsichten? oder was würde Dir die Deinige helfen, wenn mein Rang und Ansehn Dich nicht unterstützte? Ich befürchte, Du hast Dich ohne mein Vorwissen in andre Verbindungen eingelassen, — ich werde deswegen ganz deutlich mit Dir sprechen: — — Sir Harry und ich sind über alle Punkte völlig einig, ich bin also schon zu weit gegangen, wie Du siehest, um mit Ehren zurück treten zu können; nur unmittelbare Befolgung meiner Befehle kann Dir meine Gewogenheit erhalten, Widersetzung würde den gänzlichen Verlust derselben, und folglich Dein Elend nach sich ziehen.“ Crawford versuchte es ihn zu bewegen, und dies bestärkte den Grafen in seiner Meinung, daß sein Neffe einer andern Leidenschaft nachhänge, er hörte ihn deswegen gar nicht an, sondern bestimmte sogleich, daß die Zeremonie noch diesen Abend vor sich gehen sollte; er

befahl Karln, sich darauf vorzubereiten, und verließ das Zimmer.

Der geschwinde Entschluß und ausdrückliche Befehl überzeugte meinen Freund, daß sein Vetter durch nichts, selbst nicht durch die Ueberzeugung ihn völlig unglücklich zu machen, von seinem Vorsatze abzubringen seyn würde. Seine Lage war fürchterlich; seinem Onkel sich widersetzen, hieß sich auf Lebenszeit elend machen, und der Gedanke: Konstantien zu entsagen, beraubte ihn beinah der Vernunft. Dieser Verfassung, worinn er beinahe von sich selbst nichts wußte, machte sich der Graf zu Nutze, und Emilia ward Crawfor's Weib; auf diese Art wurde jede andre Rücksicht dem Stolze und dem Ehrgeize aufgeopfert. Einmal hatte der Graf sein Wort gegeben, und die Vortheile der Verbindung mit einem so vornehmen Manne unterdrückten auch bei dem Baronett jeden aufsteigenden Gedanken, aus Grosmuth vielleicht, ihm selbiges znrück zu geben; Emilie selbst war von so schwachem Verstande, daß sie keinen Begriff von der Rolle, die sie spielte, oder von der Parthei, welche sie ungefähr ergreifen müßte, hatte. Nachsinnen und Ueberlegung hielten nun den armen Karl gleichsam in einem Spiegel den Schritt, welchen er gethan hatte, vor. Seine scheinbare Untreue an Konstantien zeigte sich ihm in dem schwärzesten Lichte, ohne den geringsten Schimmer von Hoffnnng oder Trost zurück zu lassen. Er be-

kam das Fieber, welches ihn beinahe an den Rand des Grabes brachte; seine Jugend rettete ihn zwar, allein sein Verstand schien gelitten zu haben, man glaubte daher, das einzige Mittel, ihn wieder herzustellen, sei, Entfernung von allen Gegenständen, welche ihm das Vergangne in's Gedächtniß zurückrufen könnten; er wurde deswegen überredet auf Reisen zu gehn. Seit zehn Jahren habe ich ihn also nicht eher als gestern wieder gesehen.

Der Bote kam unterdessen wieder zurück, und brachte mir folgende Antwort:

„Nachdem ich die zärtlichsten Bande der Liebe, „Freundschaft und sogar der Ehre zerrissen habe, „kannst du glauben, daß Crawford noch ihre Freu„den zu fühlen fähig sei? Moreton, störe mich „nicht; zwinge mich nicht, den einzigen Ort zu flie„hen, wo ich noch einige Ruhe geniese; die Natur „würde endlich zu schwach in mir werden. Ich füh„le, daß der Gram mich bald überwältigt, deswe„gen wünsche ich eine Art von Stille in meiner See„le zu erlangen, um die letzte fürchterliche Stunde „gehörig erwarten zu können. Wenn ich noch irgend „einiger Freude fähig wäre, so würde Deine Gegen„wart sie erregen. Der Ueberbringer wird Dich zu „Wilson führen, und dieser Dir mehr von meiner „unglücklichen Geschichte sagen, als Du vielleicht „jetzt weißt. Lebe recht wohl! — ich beschwöre Dich, „unterbrich die Ruhe des Sterbenden nicht. — Der

„Him-

„Himmel nehme Dich in seinen heiligen Schutz. Le-
„be wohl auf ewig!"

Crawford.

Gütiger Gott! rief ich aus, Wilson ist auch hier! Ich schickte sogleich nach ihm, und noch selbigen Abend kam er. Es gieng einige Zeit hin, ehe die Freude uns zum Sprechen kommen ließ; endlich sagte mein Freund, wie sehr werden diese süse Empfindungen durch das Andenken an das traurige Schicksal des armen Crawford's verbittert! — Doch ich will Dir den Erfolg der Begebenheiten, wovon Du vermöge Deiner langen Abwesenheit nichts gehört hast, mittheilen.

Eine Hochzeit bleibt auf dem Lande, besonders wenn die Partheienleute vom Stande sind, nicht lange ein Geheimniß. Konstantia hörte die Geschichte bald; im Anfange betrachtete sie es als ein Gerücht, das der Neid ausgesprengt habe, allein sie erfuhr nur zu bald für ihre Ruhe die Wahrheit. Verachtung und Stolz verbannte zuerst jede andre Empfindung, doch nicht lange darnach nahmen zärtlichere Gefühle ihre Stelle ein. Crawford zu vergessen, war ihr unmöglich. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Andenken bei sich auszulöschen, so ergab sie sich dem Nachdenken und einem stillen Kummer. Sie ward ernsthaft und traurig, diesem folgte bald Schwermuth, endlich konnte die Vernunft der Härte ihres Schicksals nicht länger widerstehen. Eines Abends betrog sie

die Wachsamkeit ihrer Aufseher, stürzte sich in einen Kanal des Gartens, und war schon tod, ehe einige Hülfe herzukommen konnte.

Ein Vater konnte keine heftigere Neigung für seinen Sohn haben, als der Graf von Winstone für Crawford, allein er konnte nie Widerspruch vertragen. Er war an Karls Unglück schuld. Als er das Elend sahe, welches sein eigenmächtiges Verfahren verursacht hatte, und die Gefahr seinen Neffen zu verlieren, so fühlte er die Bitterkeit der Reue so lebhaft, daß er sogar Versuche gegen sein Leben machte. Sein schwächliches Alter konnte diesen Streit der Leidenschaften nicht lange ertragen, und kurz nach Karls Abreise starb er an einem Fieber.

Crawford ist seit einigen Monaten zurück gekommen; ich entdeckte seinen hiesigen Aufenthalt, und ob ich gleich erfuhr, daß er jede Gesellschaft sorgfältig vermied, so wagte ich dennoch verschiedne Versuche, mit ihm zu sprechen, die aber alle bis jetzt vergebens gewesen sind. Kurz, Moreton, ich habe keine Hoffnung mehr, wir müßten denn bei Karln die alten Gefühle für die Freundschaft wieder erwecken können; die Art, wie wir uns dabei verhalten, muß geschwind beschlossen und ausgeführt werden; heut ist es zu spät, allein morgen sehr früh wollen wir einander unsre Gedanken mittheilen, und nachdem wir einig geworden, den Vorsatz vollziehen. Am andern Morgen, als wir uns eben damit beschäftigten, sahen wir einen Mann

nach

nach dem Hause zueilen; es war ein Bote von Crawford, der sogleich mit mir zu sprechen verlangte, wir eilten, so viel wir konnten, diesem so erwünschten Rufe gemäß nach seiner Wohnung. Allein dieser Strahl von Hoffnung war nur kurz; bei unsrer Ankunft fanden wir alles in gröster Verwirrung. Karl saß auf dem Bette, und wurde von zwei fremden Männern unterstützt. Groser Gott! welcher Gedanke entstand in meiner Seele! Ich erstarrte vor Furcht, er mögte Hand an sich selbst gelegt haben. Als wir herein traten redete uns Karl mit vieler Fassung an: „Moreton, kannst „Du Deinem Freunde vergeben? Wilson, kannst „Du meinen Weigerungen auf deine zärtlichen Bit„ten und Bemühungen verzeihen? Kurz ist noch „die Frist meines Lebens— — ihr scheint voll Mis„trauen zu seyn — — obgleich mich das Schicksal „ausgesucht hat, an mir seine grösten Tücke zu zei„gen, so hat dennoch die Religion mich noch vor je„der Gewaltthätigkeit gegen mich selbst geschützt. „Ich wollte nicht vor der Zeit, unbereitet und un„gerufen an dem Orte der Ruhe erscheinen; die Na„tur erstarrte vor den Gedanken, und die Vernunft „entsetzte sich bei dieser Idee. Allein, was Natur „und Vernunft mir widerriethen, hat die gütige „Vorsehung durch ein ander Mittel ausgeführt. „Indem ich diesen Morgen spatzieren gieng, begeg„nete ich einem Hirsche, der heftig von den Hun„den verfolgt ward; ich konnte ihm nicht auswei-

 „chen,

„chen, er griff mich wüthend an, und wäre man
„mir nicht zu Hülfe gekommen, so würden wenig
„Augenblicke meinem Leben ein Ende gemacht haben.
„Diesen ehrlichen Leuten bin ich meine Rettnng schul-
„dig, einer von ihnen ist nach einem Chirurgus ge-
„gangen. Bei dieser Gelegenheit die Hülfe der
„Kunst nicht annehmen, würde Selbstmord seyn.
„Ich habe nach Euch geschickt, um Eure Vergebung
„zu erhalten — den letzten Abschied von Euch zu
„nehmen, und vor meinem Ende noch einmal jene
„zärtlichen Bande zu erneuern, welche die Härte des
„Schicksals so grausam getrennt hat. Zu jedem an-
„dern Gedanken, als den an Konstantien, unfähig,
„konnte ich aus dem Schlummer, in dem ich war,
„nicht erwachen. Ich rief Philosophie, diesen Bal-
„sam einer unruhigen Seele, zu Hülfe, — allein
„sie konnte mir Konstantien nicht wieder geben! —
„sie konnte den wieder belebenden Funken nicht an-
„zünden, der ihre liebenswürdige Gestalt ins Leben
„zurück gerufen hätte! O! meine Freunde! wie
„sehr versüßten ehedem die Freuden unserer Verbin-
„dung, jede kleine Sorgen des Lebens! Gewiß
„waren wir damals glücklich! und wir würden es
„noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick seyn,
„wenn es keinen Ehrgeiz gäbe; Ehrgeiz war Craw-
„ford's Unglück, — nicht der seinige, sondern sei-
„nes Vetters! In einem Anfalle von Unsinn gab
„ich seinen Wünschen nach! — ich Unglücklicher!
„ich opferte Konstantien auf! Theurer, beleidigter

„Geist,

„Geist, blicke vom seligen Aufenthalte Deiner Ru-
„he herab, und siehe Deinen sterbenden, reuigen
„Crawford!"

Der Chirurgus, welcher unterdessen angekommen war, untersuchte nunmehr die Wunden; es war nicht nöthig, ihn um seine Meinung zu fragen, seine Blicke verriethen sie. „Sir sagte, Karl,
„ich sehe das bestätigt, was ich mir vermuthete, Sie
„können das Blut nicht stillen." — „Ich will thun,
„Sir, was ich kann, aber ich gestehe, mit wenig
„Hoffnung." Crawford richtete sich ein wenig auf, und erwartete den Tod mit vieler Gelassenheit.
„Wäre dieser Zufall nicht dazwischen gekommen,
„so würde ein langsamer Tod mein Unglück geen-
„digt haben; allein der grose Urheber aller Dinge
„streckt nun die Hand seiner Gnade nach mir aus,
„indem er einem Leben ein Ende macht, welches mir
„unerträglich worden war." — Er ward ohnmächtig, indem er dies sagte, allein nachdem er sich erholt hatte, fuhr er fort: „Da ich beständig
„mein Ende erwartete, so habe ich die nöthigen An-
„stalten wegen meiner Angelegenheiten getroffen;
„Du, Wilson, bist der Vollzieher meines Testa-
„ments, hätte ich gewußt, daß Du hier wärst, Mo-
„reton, so hättest Du diese Beschwerde mit ihm thei-
„len sollen. Ob ich Dir gleich bei unserer unvermu-
„theten Zusammenkunft unfreundlich begegnet bin,
„Moreton — so bitte ich Dich dennoch — um Ver-
„gebung." — Hier unterbrach ihn eine zweite Ohn-

macht, von welcher er sich nur mit Mühe erholte; er machte verschiedne vergebne Versuche zu sprechen; alles, was er noch sagen konnte, war: „Legt „mich, wenn es möglich ist, zu Konstantien; — „lebt wohl — — lebt wohl," und starb.

Wir giengen von den schmeichelhaften Hoffnungen, die wir uns von unserm entworfenen Plane gemacht hatten, zu der tiefsten Traurigkeit über. Sein Wille ward pünktlich vollzogen; das Vermögen, welches ihm Emilie zugebracht, hatte er nie annehmen wollen, und was ihm Lord Winstone hinterlassen, vermachte er der einzigen Schwester Konstantiens, mir und Wilson aber jedem ein kleines Andenken. In seinem Testamente hatte er verordnet, daß auf seinen Sarg folgende Innschrift gesetzt werden sollte:

*Was ist der Mensch, wenn Standhaftigkeit ihn verläßt?*

**Karl Crawford.**

Es geschah, und er ward neben Konstantien begraben.

# Mariane,

## eine wahre Anekdote mit Verschweigung des wahren Namen.

Die junge Mariane besaß keine Reichthümer, aber alles was die Reichthümer entbehrlich macht. Ich rechne hierzu weder eine hohe Geburt noch eine vornehme Erziehung. Sie war die Tochter eines herrschaftlichen Bedienten, der nicht viel mehr als den Ruf eines rechtschaffenen Mannes hinterließ und hatte, von einer vernünftigen Mutter, die kaum wußte, daß sie eine vernünftige Mutter war, nur die Kenntnisse erlernt, welche sie selbst besaß und wodurch sie einen Ehemann, der blos eine fromme, gefällige Gattin und eine kluge Hauswirthin gesucht, glücklich gemacht hatte. Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß sie ohne im strengsten Verstande schön zu seyn eine sehr angenehme Bildung besaß, in welcher die ganze Einfalt und Güte ihrer Seele sich ausdrückte. Ihr schlanker, hoher Wuchs, den man bei einer Fürstin maiestätisch genannt hätte, wurde durch keinen läppischen Anputz verunstaltet. Sie floh zwar die Mode nicht, wenn sie ihr gefiel; aber sie gefiel ihrem gesunden Auge nicht, sobald sie lächerlich oder zu gekünstelt

war. So lebte Mariane den Frühling ihres Lebens in einer heitern Stille dahin, die, Dank sei es der Dunkelheit ihres Wohnorts, weder durch das Geschwirr vergoldeter Laffen, noch durch die süsen Akzente des sentimentalischen Verführers gestört wurde. Endlich aber mußte ein so liebenswürdiges Geschöpf, das eben so wenig sich zu verbergen als hervorzudrängen suchte, doch einem Auge begegnen, das fähig war seinen Werth zu bemerken, und zum Glück für Marianen, war ihr erster Liebhaber ein Mann von Verdiensten, in dessen Umgang ihre Seele sich verschönerte ohne daß ihr Herz seine reizende Einfalt verlernte. Erast war von einer angesehenen Familie und vermöge seines Amtes der Vornehmste des Landtstädtchens, wo dieses junge Frauenzimmer mit ihrer Mutter wohnte. Seine Gestalt, seine Sitten, sein ganzes Wesen war dazu gemacht, Marianen zu rühren; und als er ihr seine Neigung erklärte, gestand sie ihm gleich mit der lakonischen Beredsamkeit der Unschuld ihre Gegenliebe. Anstatt ihr den Kopf mit süsen Tändeleien zu verrücken, gab er ihr einige gute Bücher in die Hand, welche ihren Geist aufklärten, ohne ihren Geschmack so sehr zu verekeln, daß die Gesellschaft eines wackern Bauerweibes ihr nicht eben so viel und oft mehr Vergnügen gemacht hätte, als der belebte Umgang der benachbarten Damen, bei denen Erast sie einführte. Dieser wünschte sich kein gröser Glück als den

Besitz

Besitz seiner Geliebten. Weil er unter der Gewalt einer Mutter stund, die er verehrte und welche ganz andere Absichten mit ihm hatte, so mußte er ihre Einwilligung zu dieser Heirath durch die behutsamsten Umwege suchen. — Alle seine Bemühungen waren vergebens, und als er sich ohne Hoffnung sah, hatte er den Muth es Marianen zu gestehen und die Zärtlichkeit, ihr Glück dem seinigen vorzuziehen. Er erklärte sie für frei und stellte ihr eine Verschreibung von viertausend Thaler zu, die ihr zufallen sollten, wofern er sie binnen einer gewissen Zeit nicht heirathen würde. Mariane kannte den raffinirten Heldenmuth der Romane nicht. Sie nahm das Geschenk ihres Geliebten mit einer Thräne im Auge an, weil er mit einer Thräne im Auge sie bat es anzunehmen. Ihr Umgang wurde deswegen weder gezwungener noch sparsamer. Erast hatte seine Leidenschaft dem strengsten Gesetze der Ehre unterworfen, und die bescheidene Mariane hatte sich nie von dem Gedanken entwöhnt, daß Erast eine zu glänzende Parthei für sie wäre. Bald darauf ward er zu einer von der ersten Stellen seiner Provinz befördert. — Sympathetische Seelen können sich den Augenblick seiner Trennung von Marianen vorstellen. Andere würden auch die kürzeste Beschreibung dieser Szene langweilig finden. Ihr Geliebter machte nun seinen letzten Versuch, um die Einwilligung seiner Mutter zu erhalten. Er konnte aber nichts von

ihr auswirken, als das Versprechen, daß sie ihn zu keiner andern Heirath nöthigen würde. Dieses war schon ein groses Opfer, weil ihre Phantasie seit seiner Beförderung sich mit mehr als einem Entwurfe zu den schmeichelhaftesten Verbindungen beschäftigte. Sie war, ich weis nicht wie, von der Verschreibung unterrichtet, welche Mariane in Händen hatte. Es lief ihren Absichten zuwider eine Urkunde von dieser Art in der Gewalt dieses Mädchens zu lassen. Sie trug daher dem Pfarrer des Ortes auf, ihr gegen die Auslieferung derselben eine Summe von 2000. Thalern anzubieten. Die mittelmäsigen Glücksumstände des jungen Frauenzimmers liesen sie keinen Augenblick an dem erwünschten Ausgange zweifeln. Der Geistliche besuchte Marianen und nach einer Vorrede, die bei einer unangenehmen Eröfnung allemal länger ist, als die Abhandlung selbst, brachte er in einem sanften Amtstone sein Anliegen vor. Mariane hörte ihn mit heitrer Gelassenheit an. — Verziehen Sie ein wenig Herr Pfarrer, war ihre Antwort. Sie verließ ihn und in wenig Augenblicken kam sie mit der Schrift in der Hand ins Zimmer zurück. Wenn Madame N. meine Person verschmähet, so verschmähe ich ihr Geld — So sprach das edle Mädchen, indem sie dem verstummten Priester die Stücke des Papiers zustellte, das sie während dieser Rede zerrissen hatte.

Er=

# Erwine von Steinheim.

## Eine deutsche Geschichte aus den mittlern Zeiten.

Das jetzige Amt Marbach, im Würtembergischen am Neckar, machte gegen das eilfte und im Anfang des zwölften Jahrhunderts einen Theil des Gebietes der Freiherrn von Steinheim aus, einer alten sehr reichen Familie, die ihren Namen von der vesten Burg Steinheim, an dem kleinen Fluß Mure gelegen, hatte. Konrad von Steinheim, der in diesen Zeiten diese Burg bewohnte, war ein alter Herr von grosen Verdiensten, der unter des tapfern Kaiser Heinrichs IV. Fahnen in den Waffen grau geworden war. Er war sein Freund und seine Stütze gewesen, bis er von seinem gottlosen Sohn abgesetzt worden, und die Bewegungen, die hernach seinetwegen am Rhein entstanden, gaben dem edlen Steinheim wiederum Hoffnung, seinen alten Feldherrn noch einmal siegreich zu sehen. Da aber dieser gebeugte Prinz mitten unter diesen Vorkehrungen zu seiner Wiedereinsetzung starb, so begab sich Konrad von Steinheim auf seine Burg, sein Leben dort in dem Schoose seiner Familie und dem Umgang der Musen zu beschliesen. Die schö-

nen Zeiten der alten deutschen Poesis hatten in seiner Jugend den Anfang genommen. Die Minnesinger nahmen den Stoff ihres Gesanges aus der Natur und ihren Empfindungen, und war ihre Sprache vielleicht weniger geschliffen und biegsam, als die Sprache der jetzigen Dichter, so war sie doch edel, voller Ausdruck, Natur und Zärtlichkeit. Die Dichtkunst hatte damals das Glück, daß sehr viele Herren vom ersten Stande sie liebten, und sich mit ihr beschäftigten, und die Stolberge und Gemmingen waren damals nicht so rar auf dem Parnas, als jetzt. Steinheim war ebenfalls ein Sammelplatz der schönen Geister der damaligen Zeit, die nicht wenig zu der Bildung einer der liebenswürdigsten Personen, deren traurige Begebenheiten wir dem Leser hier erzählen wollen, beitrugen.

Konrad von Steinheim hatte zwei Kinder. Friederich sein Sohn, glich seinem braven Vater an Tapferkeit, und hatte schon mehr als einen Beweis davon gegeben. Erwine, seine Tochter, war die bewunderte Schönheit der ganzen Gegend, und die reichen Gefilde, die die Donau und der Neckar durchströmen, hörten ihre Loblieder jedes Frühjahr, in welchem sich ihre Reize mehr entwickelten, lauter erschallen. Ihre Mutter war früh gestorben, und Erwine hatte theils durch die Sorgfalt ihres Vaters Schwester, der Gräfin von Urach, theils von ihrem Vater selbst, eine vortrefliche Erziehung erhal-

halten, die ihr vorzügliches Genie völlig ausbildete. Sie verband mit einem lebhaften Verstande ein feines Gefühl für die Schönheit. Da sie von Jugend auf mit der Dichtkunst bekannt gemacht war, so liebte sie dieselbe, und machte selbst Versuche darin, denen die Kenner ihren Beifall nicht versagten. Uebrigens war ihr Karakter weich zu zärtlichen Eindrücken geneigt, gefühlvoll und dankbar bei dem kleinsten Freundschaftsdienste, aber eben deswegen auch leicht zu überreden, fertig, anderer Einsichten den ihrigen vorzuziehen und dem Rath derselben Folge zu leisten. Man verkennte an der furchtsamen Erwine die Tochter des tapfern Steinheim, und sie zitterte so sehr bei jeder Gefahr, als ihr Vater sie aufsuchte.

Das Haus Urach war auf mehr als eine Art mit dieser Familie verwandt, und der jetztlebende Graf von Urach hatte eine Schwester des alten Herrn von Steinheim zur Gemahlin. Da Erwine, wie wir schon gesagt haben, von derselben auferzogen war, so hatte sich frühzeitig zwischen ihr und dem jungen Grafen Berthold von Urach eine gegenseitige Zärtlichkeit angefangen, die ihre beiderseitigen Verwandten mit Vergnügen sahen, und auf alle Art beförderten. Graf Berthold war ein feuriger, tapferer, edeldenkender Jüngling. Er war mit dem Herrn von Steinheim als Schildknappe in das Feld gegangen, und hatte sich durch tausend grose Thaten frühzeitiger zu der Ehre eines

Ritters herauf geschwungen, als es sonst bei der damaligen kriegerischen Strenge gewöhnlich war. Als der Kaiser Heinrich V. zur Regierung kam, so gieng er sowohl, als die beiden Steinheim, auf ihre Güter. Dieser Prinz wußte, daß sie seinem Vater, bis an den Tod desselben getreu gewesen, aber er fand es zuträglicher, den Freunden desselben seinen Haß zu verheelen, und daher blieben die mehrsten unverfolgt.

Erwine hatte damals ihr achtzehntes Jahr angetreten, und der junge Graf Berthold fand sie dreimal schöner, als er sie verlassen hatte. Sie glaubte gleichfalls, daß der Rest nicht zu viel von ihrem Liebhaber gesagt hatte. In der Abwesenheit ihres Vaters war sie stets bei ihrer Tante geblieben, und des Grafen Berthold Zurückkunft war eben kein Bewegungsgrund für sie, nach ihrer Abreise zu verlangen. Da sich nichts der Zärtlichkeit der beiden Liebenden entgegensetzte, so wuchs dieselbe täglich, und da sie einander beständig zu sehen Gelegenheit hatten, so blieben sie nicht lange, ohne sich zu sagen, daß sie einander beständig lieben würden. Die Verbindung dieses liebenswürdigen Paars war lange unter den beiderseitigen Eltern vestgesetzt. Bertholds Vater gab ihm bald Gelegenheit, mit ihr von seiner Liebe zu sprechen. Sie ist eines rechtschaffenen Mannes Tochter, mein Sohn, antwortete ihr der alte Graf von Urach, und ihres Vaters Schwester hat mir die Beschwer-

lichkeiten des Lebens erträglich gemacht. Die Redlichkeit ihres Vaters ruhet auf ihr, und wenn sie dir ihre Hand giebt, so bemühe dich, ihr Herz durch Treue und Gefälligkeit zu erhalten. — Sobald der Graf Berthold die Einwilligung seiner Eltern erhalten hatte, so flog er zu Erwinen, und bat sie um Erlaubniß, ihrem Vater antworten zu dürfen, um von demselben die Bestätigung seiner Glückseligkeit zu erbitten. Die schöne Erwine liebte den Grafen zu sehr, um ihn seine Bitte lange zu versagen. Berthold gieng den andern Tag nach Steinheim ab, und kam nach einigen Tagen in Gesellschaft seines künftigen Schwiegervaters zurück. Vier Wochen hernach wurde er der glückliche Ehemann der schönsten und zärtlichsten Frau in Oberdeutschland.

Berthold durchlebte in den Armen seiner Gattin drei glückliche Jahre, und wurde in dieser Zeit Vater zweier liebenswürdigen Kinder, als die erneuerten Streitigkeiten zwischen dem Pabste und dem Kaiser Deutschland wiederum in Bewegung brachten. Die Steinheims sowohl, als die Urachs, waren tief in diese Streitigkeiten verwickelt. Die auserordentliche Unwissenheit dieser Zeiten hatte dem Aberglauben Gelegenheit gegeben, seinen Szepter über den grösten Theil von Europa auszustrecken. Roms oberster Priester hatte sich, als ein sichtbarer Statthalter Christi, zum wirklichen Oberhaupte der ganzen Christenheit gemacht. Er nahm und ver-

gab Kronen; er entband die Unterthanen von Eiden, die sie ihren Erbfürsten geleistet, und bewafnete sie gegen diese ihre rechtmäsige Herren; er schickte endlich Millionen geistlicher Krieger nach Asien, das gelobte Land den Mahomedanern zu entreisen, und nahm durch diese heiligen Heerzüge den weltlichen Fürsten die lezte Kraft, mit der sie sich ihm hätten widersezen können. Der Pabst war derjenige gewesen, der den Kaiser Heinrich V. gegen seinen grosen, vorher weder durch die Waffen, noch durch tausend gottlose Anschläge zu überwindenden Vater aufgehezt hatte. Heinrichs älterer Bruder, Konrad, war von ihm ein gleiches Werkzeug der Verrätherei in den Händen des Pabstes. Als der Tod ihn während seines Aufruhrs wegnahm, so mußte Heinrich V. an seine Stelle treten. Dieser Prinz verband mit vieler Ehrsucht und einem unersättlichen Geize alle Scheinheiligkeit und kriechende Unterwürfigkeit, die nöthig war, Roms Priesterpolitik zu hintergehen. Er siegte über seinen alten sechzigjährigen Vater halb durch Gewalt, halb durch Betrug, und entriß ihm die Krone. Dieser unglückliche Prinz, dessen menschliche Fehler von seiner höchst elenden Erziehung herrührten, und durch tausend schöne Eigenschaften gut gemacht worden, den Feinden, die sein Leben durch meuchelmördrische Angriffe in Gefahr gebracht, verzieh, dessen Schätze den Armen stets offen standen, der bei den größten Schwierigkeiten die Gegenwart des

Gei-

Geistes behielt, und aus zwei und sechzig Feldschlachten gröstentheils als Sieger heraus gegangen war, der beste Redner seiner Zeit, und ein Freund der Dichtkunst, unterlag der Treulosigkeit seines Sohns und des päbstlichen Legaten. Durch eine verstellte Aussöhnung brachte man ihn dahin, daß er seine Armee, die er, um den Aufruhr seines Sohns zu strafen, zusammengezogen hatte, verlies, und in Begleitung desselben nur mit dreihundert Pferden nach Bingen gieng, um daselbst den Ausgang des zu Mainz versammleten Reichstags zu erwarten. Allein Heinrich und die päbstlichen Legaten wußten die Sachen auf dieser Versammlung der deutschen Grosen so zu spielen, daß dieselben ihren tapfern Kaiser der Krone unwürdig erklärten, und sie dem Sohne aufsetzten.

Die Erzbischöffe von Mainz und Köln und der Bischof von Worms wurden nach Bingen gesandt, von dem unglücklichen Fürsten die Kleinodien, deren Besitz damals als eine nöthige Bestätigung der Wahl angesehen wurde, abzufordern. Heinrich IV. von allen verlassen, und zu enge bewacht, um entfliehen zu können, lies die Abgeordneten vor sich kommen. Sie fanden ihn mit allen Reichsinsignien bekleidet sitzen. Priester, sagte er zu ihnen, Gott bestimmte euch, Boten des Friedens und Prediger des Rechts zu seyn. Durch euch selbst bin ich ein Gesalbter des Herrn geworden. Ich werde diese Zeichen meiner Würde, die ich durch kein Laster

verwirkt habe, nicht gutwillig fahren lassen. Ihr werdet sie nicht anders erhalten, als wenn ihr eure Hände an euren rechtmäßigen Fürsten legt, und den Zorn des Gottes, dem ihr dienet, durch die ruchloseste That reizet! — Die Bischöffe antworteten auf diese höchst pathetische Rede mit der Kaltsinnigkeit geübter Verbrecher. Sie sind von dem Statthalter Gottes in den Bann gethan, sagten sie. Wen dieser verwirft, der ist von Gott verworfen. Er hat das Reich von ihnen genommen, und ihrem Sohne gegeben; wir richten den Willen Gottes aus, wenn wir den Befehlen des Reichstages gemäß verfahren. Sie fielen hierauf über den unglücklichen Kaiser her, und nahmen ihm ein Kennzeichen seiner Würde nach dem andern ab. Er widersetzte sich nicht länger: Allmächtiger Gott, sagte er, Gott der Rache, an dir hab' ich gesündiget, nicht an diesen gottlosen Werkzeugen deines Zorns, nicht an meinem Sohn, dem wenige Jahre den Thron doch geben würden! Wenn du sie, wenn du meinen Sohn strafest, wie du gewiß thun wirst, so gieb ihnen Zeit zur Reue. Der abgesetzte Kaiser wurde nach Ingelheim geführt, wo ihn sein Sohn den äusersten Mangel leiden lies. Umsonst stellten ihm weniger gefühllose Minister die Unmenschlichkeit eines solchen Verfahrens vor. Mein Vater, sagte der fromme Sohn, ist seiner Sünden wegen in den Bann gethan. Ich würde Gott und den Pabst beleidigen, wenn ich anders gegen ihn handelte. —

Der

Der abgesetzte Kaiser würdigte diesen entschlossenen Heuchler keiner Bitte. Er wandte sich aber an den Bischof von Speier, einen seiner ehemaligen Höflinge, dem er das Bisthum zur Belohnung seiner kriechenden Schmeicheleien geschenket, und bat ihn, ihm ein Kanonikat zu geben. Der Prälat dachte eben so orthodox, als Heinrichs Sohn, und schlug ihm diese Bitte ab, weil er exkomunicirt war. Als man dem bedaurungswürdigen Fürsten diese Antwort brachte, heftete er eine zeitlang die Augen auf die Erde. Endlich sagte er mit einem Blicke voll Verzweiflung: Ach meine Freunde, habt Mitleiden mit mir! Der Herr hat seine Hand auf mich gelegt, und sie ist mir schwer worden. — Er erholte sich indessen bald wieder. Der Herr von Steinheim hatte das Unglück seines geliebten Kaisers zu spät erfahren, um sich dem Strome widersetzen zu können. Dazu waren die mehrsten Grosen in Schwaben auf des jungen Heinrichs Seite. Steinheim wußte indessen, daß die Fürsten am Niederrhein nicht so dachten. Er reisete in dieser Gegend von Ort zu Ort, und fand einen jeden aufgebracht über das gottlose Verfahren des Sohns, und gerührt durch das Unglück des Vaters. Aber es fehlte diesen Wohlgesinnten an einem Anführer, und der tapfere Steinheim sah wohl, daß er nichts thätiger für den Kaiser würde thun können, so lange er sich noch in der Gefangenschaft befände. Er nahm deswegen ein

Mönchskleid, und gieng durch dasselbe verkleidet in Ingelheim. Es wurde ihm nicht schwer, zu dem gefangenen Kaiser gelassen zu werden. Man wollte diesen Prinzen überreden, seine Bewilligung zu seiner Absetzung zu geben. Steinheim zeigte einen grosen Eifer für die Sache des neuen Kaisers und des Pabstes, und wurde zu dem gefangenen Prinzen geführt, um durch seine Zuredungen die standhafte Weigerung, seine Absetzung zu unterschreiben, erschüttern zu helfen. Heinrich stützte sich auf den Arm und würdigte ihn keines Blikkes. Er hatte bei Eröfnung der Thür von seinem Kleide auf seinen Stand geschlossen, und zuviel von dieser Art Menschen gelitten, um glauben zu können, daß ihm einer von ihnen Trost bringen würde, Als er aber die bekannte Stimme seines alten Kriegsgehülfen hörte, so hob er den Kopf mit Erstaunen in die Höhe, und starrte Steinheim an, der ihm mit den Augen ein Zeichen gab, sich gegen die Anwesenden nicht zu verrathen. Sie fanden Gelegenheit, sie zu entfernen, und nunmehr stürzte Steinheim vor die Füse des unglücklichen Kaisers, der ihn unter tausend Thränen umarmte. Steinheim entdeckte ihm seine Absichten, und die guten Gesinnungen der lothringschen und niederrheinischen Fürsten. So wenig Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs der Kaiser auch vor sich sah, so fühlte er doch heilenden Trost, daß noch jemand da war, den das ihm geschehene Unrecht jammerte.

te. Steinheim hatte unter der Wache des Kaisers einen alten Bekannten erblickt, einen Soldaten, dem er in einem Feldzuge gegen die Polen das Leben errettet, indem er einen Polen tödete, der schon den Arm aufgehoben, ihn niederzuhauen. Er hoffte auf die Dankbarkeit dieses Kriegers rechnen zu können, von der er ihm schon mehrere Beweise gegeben hatte. Da er überhaupt der Meinung war, daß die mehresten Menschen lieber Gutes als Böses thäten, so bald ihnen das Gute nur von der rechten Seite vorgestellt würde, so zweifelte er nicht daran, nicht allein diesen Soldaten, sondern noch mehrere von der Wache zu gewinnen, wenn er Gelegenheit hätte, ihnen das Verfahren des unrechtmäßigen Besitzers des Throns gegen seinen Vater vorzustellen. Steinheim hatte nicht falsch geschlossen; es wurde ihm nicht schwer, zuerst seinen alten Bekannten, und durch denselben einen Theil der Wache des Kaisers zu gewinnen. Heinrich IV. entwischte aus Ingelheim, und gieng den Rhein verkleidet herab bis nach Köln. Steinheim hatte daselbst alles zu seinem Empfang zubereitet. Er wurde als Kaiser erkannt, und gieng, von neuem mit den Zeichen dieser Würde bekleidet, durch alle die Länder, welche an dem Niederrhein liegen. Man empfieng ihn allenthalben als das rechtmäßige deutsche Oberhaupt, man rüstete sich allenthalben, ihm den völligen Besitz von Deutschland zu verschaffen, und seine Freunde eilten aus

ganz Deutschland zu seinem Beistande herbei. Von Lüttich aus bat er alle Prinzen der Christenheit, sich seiner gerechten Sache anzunehmen; und nicht zuzugeben, daß ein so böses Beispiel eines rebellischen Sohns ungestraft bliebe. Er schrieb auch an den Pabst, und dieser Brief, den uns die Geschichte aufbewahrt, ist ein Beweis, daß alles das, was er gelitten, seinen grosen Geist nicht geschwächt. Denn er bat zwar den Pabst mit vieler Demuth um seine Absolution, und versprach alles zu leisten, was derselbe von ihm forderte, aber er nahm doch davon die Rechte seiner Krone aus, und versicherte, daß er sie nie aufgeben würde. Die Stärke seines Körpers glich dieser Geistesstärke nicht. Er wurde zu Lüttich von einer heftigen Krankheit angegriffen, die seinen Freunden bald die Hoffnung zu seinem Leben nahm. Er starb in seinem sechs und fünfzigsten Jahre, und sein letzter Athemzug war Gebet zu Gott und Vergebung für seine Feinde.

Die Stadt Lüttich glaubte nicht, daß es Sünde sei, einem Prinzen, der mit diesen Gesinnungen, die die christliche Religion zum ersten Gesetz macht, gestorben war, ein prächtiges, seinem Stande gemäses Begräbniß zu geben. Aber Heinrichs Sohn und der Pabst unterrichteten sie bald eines bessern. Des verstorbenen Kaisers Armee war nach seinem Tode auseinander gegangen. Heinrich V rückte mit seinen Truppen vor Lüttich, und nöthigte die Stadt, den Körper seines Vaters

als eines in den Bann gethanen Sünders wieder aufzugraben. Er wurde nach Speier gebracht, wo er unbegraben fünf Jahre in der Kapelle des heiligen Afrenius stand, bis ihm der Pabst endlich ein ehrliches Begräbniß erlaubte.

*Steinheim* war nicht in *Lüttich*, als der Kaiser *Heinrich* IV starb. Er war mit seinem Sohn und dem jungen Grafen von Urach bei der Armee, die sich zum besten desselben am Rhein zusammenzog. Sobald sie den Tod dieses Prinzen hörten, verliessen sie die Armee und giengen nach Schwaben auf ihre Güter, wie wir schon erzählt haben. Von dort aus schrieben beide Häuser an den neuen Kaiser unterwarfen sich demselben, und baten um Verzeihung, wegen einer Handlung, die ihr Herz nicht tadelte. *Heinrich* sah zu viele Schwierigkeiten vor sich, als daß er diejenigen hätte zurück weisen dürfen, die sich ihm freiwillig unterwarfen. Die Verheirathung des Grafen von Urach mit *Erwinen*, die Einrichtung ihrer Familienangelegenheiten, und das erste Gefühl der Glückseligkeit dieses jungen Paars, verursachten, daß sich diese Häuser eine Zeitlang nicht in die Staatsangelegenheiten gemischt hatten, als der Kaiser einen Reichstag zu Goslar zusammenrief, von dem Reiche eine hinlängliche Unterstüznng gegen den Pabst zu erlangen.

Die Hauptstreitigkeit der deutschen Kaiser mit diesem geistlichen Oberhaupt der Christenheit betraf

traf die Besetzung der geistlichen Würden und der Pfründen der Kirche in Deutschland. Da die hohen Geistlichen unsers Vaterlandes damals schon zugleich weltliche Fürsten waren, so hatte es Niemand dem Kaiser streitig gemacht, ihnen ihre Würden nach seinem Wohlgefallen zu ertheilen, bis der stolzeste und schlaueste Priester, den die Christenheit bisher gekannt, der Kardinal Hildebrand, unter dem Namen Gregor VII, den päbstlichen Thron bestieg. Dieser verlangte von dem tapfern Heinrich IV, daß er sich dieses Rechts begeben sollte. Es ist schon an sich ein Verbrechen, sagte er, daß ein weltlicher Fürst über geistliche Würden ordnen soll, ein Ungeweiheter über Geweihete; es wird aber noch gröser durch die Folgen. Die Kaiser gaben die geistlichen Aemter an ihre Schmeichler, an die rohen Diener ihrer lasterhaften Neigungen. Der vornehme Kuppler, der getreue Beistand in den Festen der Trunkenheit, der wilde unwissende Krieger, wurden zur Belohnung ihrer gefälligen Laster zu Vorstehern der Kirche Gottes ernannt, und diejenigen, die ihre Aemter am unschuldigsten erlangt haben, haben sie erkauft. — Ob man gleich diese Beschuldigungen nicht ganz leugnen konnte, so war Heinrich IV doch nicht der Fürst, der gutwillig ein Recht, das er besaß, weggab. Er widersetzte sich dem Pabste sein ganzes Leben hindurch; und ungeachtet die Streitigkeiten mit demselben ihm bis an seinen Tod die Quelle

der

der herbsten Unglücksfälle waren, so ließ er doch seinen Sohn im Besitz der Vergebung der geistlichen Würden. So bald Heinrich V auf dem Throne vest saß, fand der Pabst an ihm nicht mehr die nachgebende unterworfene Gefälligkeit, die er vorher für den heiligen Stul gezeigt hatte. Er weigerte sich, wie sein Vater, die geistliche Investitur fahren zu lassen, und die Streitigkeiten zwischen ihm und Rom brannten bald eben so heftig, als zu seines Vaters Zeiten. Deutschlands Oberhaupt mußte damals noch nothwendig zu Rom gekrönet werden, ehe er den Titel eines römischen Kaisers führen konnte. Die Fürsten Italiens waren ihm in der Maße unterworfen, als die Fürsten von Deutschland. Aber sie trugen dieses Joch unwillig, und der Kaiser konnte sich von ihnen nicht anders als an der Spitze einer Armee, Gehorsam versprechen. Auch giengen dieselben nicht anders über die Alpen, als mit einem Heere, und ihre Reisen nach Rom waren stets Kriegszüge. Die deutschen Grosen begleiteten sie dahin, oder gaben ihnen ihre Unterthanen und Beiträge an Gelde. Heinrich V. wollte diesen Zug itzt antreten, und die kritische Lage der Sachen zwischen ihm und dem Pabst machte es doppelt nöthig, daß er der deutschen Stände Rath und Beistand erhielte. In dieser Absicht hatte er den Reichstag zu Goslar *) zu-

*) „Zu Regensburg, mein Herr, zu Regensburg, „nicht zu Goslar! Lesen Sie nur Annal. Sax. „An-

zusammengerufen. Die Grafen von Urach und Steinheim konnten es nicht vermeiden, auf demselben zu erscheinen, auch wünschten sie es nicht. Denn so sehr sie den Kaiser in seiner Person haßten, so überzeugt waren sie doch, daß es die Pflicht eines rechtschaffenen Deutschen sei, sich der auswärtigen Tirannei, mit der Rom der halben Welt drohete, zu widersetzen. Indessen war die Reise dahin nicht ohne Schwierigkeit. Es war bekannt, daß der alte Steinheim Heinrich IV aus seinem Gefängniß zu Ingelheim befreiet, und man mußte fürchten, daß die Rache des Kaisers die Gelegenheit, ihn in seinen Händen zu haben, nicht verabsäumen würde. Der alte Graf von Urach wurde von seinen Jahren verhindert, und bei dem jungen Steinheim trat die nämliche Besorglichkeit ein, die seinen Vater abhielt. Ungern übertrugen beide Väter dem jungen Grafen von Urach dieses Geschäft. Sie kannten seine Denkungsart. Er hatte ein lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht. Sein feuriges, fast ungestümmes Temperament, seine Erziehung unter den Waffen, und völlige Unbekannt-

---

„Annal. Hildesh. Dodechinum, Ottonem Fri„sing. Conoa Ursperg. a an. 1110." — Pscht! Die Leute haben alle Unrecht, und müssen künftig aus diesem Aufsatze berichtiget werden. Lesen Sie nur die Nachrichten aus dem Steinheimischen Familienarchiv, so werden Sie finden, daß ich kein unwahres Wort sage, wie sehr es auch von andern abweichet.

kanntschaft mit den Sitten des Hofes, die damalige Denkungsart, jede streitige Frage durch das Schwerdt auszumachen, ein Abscheu, selbst eine Unmöglichkeit, seine Gesinnung nur im mindesten zu verstellen, machten ihn zu einem sehr wenig geschickten Negocianten. Noch furchtsamer aber wurden sie durch den heftigen Haß, den er gegen den Kaiser hatte. Nie konnte er ihm die Art seiner Thronbesteigung verzeihen. Die Welt vergißt die fehlerhafte Art, wodurch ein Genie zur Gröse gelangte, wenn es sie zum Glück der Menschen gebraucht. Der grose Haufen siehet nur das Gegenwärtige, und das geringe Andenken, das ihm von dem vorigen Verbrechen überbleibt, vertilgt den Schmeichler, der ihm das Bild des grosen Mannes ohne Schatten malet. Wann aber der Räuber der höchsten Gewalt ohne Stärke des Geistes, ohne Güte der Grundsätze, den eisernen Zepter auf das Volk legt, dann fühlt es doppelt, daß es nicht nöthig hätte, ihm zu gehorchen. Heinrich V. war ein geiziger kleindenkender Prinz. Seine anfängliche Unterwürfigkeit unter Roms Gesetze hatte ihn dem kriegerischen Adel verächtlich gemacht. Ein unglücklicher Krieg in Polen verminderte dieses Gefühl nicht, da man bei seinem Vater nur Sieg gewohnt war. Der Graf von Urach haßte ihn doppelt, jemehr er den vorigen Kaiser geliebt hatte. Weil indessen beide Familien übereinstimmten, daß man ihn gegen die Eingriffe des Pabstes

unter=

unterstützen müßte, so fand man weniger Bedenklichkeit, den jungen Grafen auf den Reichstag zu schicken, auf welchem er den gethanen Vorschlägen überhaupt nicht widersprechen sollte. Der junge Graf, dem seine Anverwandten ihre Furcht vor seinem ungestümmen Feuer nicht verheimlichten, versprach die gröste Mäsigung, weil er gern bei einer Gelegenheit erscheinen wollte, wo er Turniere und andere Ritterspiele erwartete und Ehre einzulegen hoffte.

Erwine zitterte, als man ihr davon Nachricht gab. Sie liebte ihn zärtlich, sie war seit drei Jahren daran gewöhnt, keinen Tag von ihrem Gemahl entfernt zu seyn, und kannte den ganzen Ungestümm seines Hasses gegen den Kaiser. Ihr Herz sagte ihr, daß seine Reise unglückliche Folgen haben würde, und da alle ihre Bemühungen, sie zu verwehren, nichts halfen, so drang sie darauf, daß sie ihn begleiten wollte. Ihre Mutter war eine geborne Gräfin von Lohra gewesen, deren älteste Schwester, Adelheit, an den Grafen Volkmar von Klettenberg verheirathet gewesen war. Dieser war vor kurzem gestorben, und hatte seine Gemahlin ohne Kinder und mit grosen Reichthümern hinterlassen. Sie wohnte zu Walkenried, und hatte den Wunsch geäusert, ihrer Schwester Kinder zu sehen. Erwine nahm diese Gelegenheit in Acht, und lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr erlaubte, ihn nebst ihren Kindern zu begleiten,

ten, um sich, so lange er in Goslar wäre, bei ihrer Tante aufzuhalten. Es wurde beschlossen, daß sie sich gleichwohl zur Vermeidung einer jeden hämischen Auslegung vorher, ehe sie zu ihrer Tante gienge, am Hofe zeigen sollte. Erwine glaubte nunmehr viel gewonnen zu haben. Indessen blieb eine schwarze Ahndung in ihrem Herzen, und sie machte zu der Reise mit einer Feierlichkeit Anstalt, als wenn sie Urach nie wieder sehen würde. Da der Graf einmal in der Ferne zu verstehn gegeben, daß er sich vielleicht entschliesen würde, den Kaiser auf seinem Römerzuge zu begleiten, wenn er die Vorschläge und das Verfahren desselben billig fände; so schob sie den Nebel, der ihre Seele umwölkte, auf die Furcht vor diesem Zuge, und suchte ihn zu zerstreuen. Es gelang ihr nicht, so lange sie in Urach und Steinheim war. Man fand es zu gefährlich, daß sie ihre Kinder mit nähme, wie sie Anfangs zu thun gehofft hatte. Der Schmerz, sich von ihnen zu trennen, vermehrte ihre Betrübniß. Damals hatten fremde Sitten die vornehmen Mütter noch nicht so sehr verzärtelt, daß sie die Natur verleugnet, und es erkauften Weibern überlassen hätten, ihren Kindern die erste Nahrung zu geben. Der junge Urach war noch nicht lange von Erwinens Brust entwöhnt, und durch die Veränderung der Nahrung etwas kränklich. Seine Mutter hing in einem Anfall eines heftigen Schmerzens am Abend vor ihrer Abreise

über ihm, als ihr Gemahl ins Zimmer trat. Wie? sachte er lächelnd, *Erwine*, Steinheims Tochter, und nicht mehr Standhaftigkeit? — Man kann nicht alles erben, antwortete ihm die Gräfin mit halb heiterem Blick, und ich darf meinem Bruder ein Erbtheil nicht nehmen, das ihm ganz gehört. Indessen, theuerster Urach, würdest du mich nicht lieben, wenn ich Leichtsinnigkeit genug besäße, meine Kinder ohne Betrübniß auf so lange Zeit zu verlassen. Auf so lange Zeit! sagte der Graf, nennest Du sechs oder acht Wochen eine lange Zeit? — Sie wäre es immer für eine Mutter, erwiederte *Erwine*. Aber mein Herz sagt mir, daß es damit nicht gethan seyn wird. — Ihr Gemahl scherzte über ihre Ahndungen; aber sie traffen nur zu richtig ein, und diese Gegenden sahen ihre schöne Gebieterin erst lange nachher, und in einem sehr veränderten Zustande, wieder.

Der Graf von Urach und seine Gemahlin giengen mit einer ihrem Stande gemäsen Pracht, und einem starken Gefolge ihrer bewaffneten Vasallen, von Urach ab. Die Neuheit der Gegenständen und die beständige Gesellschaft ihres Gemahls munterten *Erwinen* allgemälig wieder auf, und sie hatte fast ihre völlige Heiterkeit wieder, als sie sich der Stadt Goslar näherten. Diese Stadt war damals die vornehmste in Niederdeutschland; Heinrich IV liebte sie vorzüglich, und hatte sie so sehr zum gewöhnlichen Orte seines Aufenthalts gemacht, daß

die übrigen Länder darüber eifersüchtig waren, und bei einer der innerlichen Unruhen es zur Bedingung machten, daß der Kaiser sich nicht stets zu Goslar aufhalten, sondern nach der Gewohnheit der höchsten Regenten der damaligen Zeiten von einem Orte zum andern ziehen sollte. Heinrich V war Goslar nicht weniger gewogen, und der Reichstag, den er nun darinn ausgeschrieben hatte, versammelte in seinen Mauren die Fürsten und Grosen Deutschlandes, deren Gefolge ein zu groses Heer ausmachte, als daß es die Stadt hätte fassen können. Es war also die Gewohnheit, daß die Grosen zwar an der Spitze dieses Gefolges in die Stadt einzogen, alsdann aber nur wenige Ritter und Bedienten beibehielten. Die übrigen lagerten sich jenseits der Stadt, nach den verschiedenen Stämmen, die Deutschland bewohnten.

Urach und Erwine hielten ihren Einzug zu Pferde, denn man wußte damals noch nichts von Kutschen. Am andern Tage erschienen sie an dem Hofe des Kaisers. Erwine, die nun ihre völlige Ruhe wieder erhalten, und deren Lebensgeister durch die Pracht der ungewöhnten Szene angefeuert wurden, zog durch ihre Schönheit alle Augen auf sich. Sie war etwas in Verwirrung, als sie sich der Kaiserin Mathildis nahte, um vor ihr zu knien, und ihre Annehmlichkeiten wurden dadurch vermehrt. Die Kaiserin war eine sanftmüthige, vortreffliche Dame. Sie hob die junge Gräfin auf, und schloß sie un-

ter tausend Schmeicheleien in ihre Armen. Der Kaiser, der Verstellungskunst genug besaß, seine wahren Gesinnungen verbergen zu können, empfing den Grafen Urach nicht weniger gütig. Er erschien vor ihm mit der Dreistigkeit eines freien Mannes, und der Würde eines Kriegers. Die jungen Hofleute fanden sehr viel Bäurisches in seinem Betragen, aber sie flüsterten sich es einander zu, weil ihnen Urachs Mine zu sagen schien, daß er ihre Spöttereien schwerlich in einem guten Tone nehmen würde.

Einer der ersten Lieblinge des Kaisers war der junge Graf Werner von Henneberg, ein edler, würdiger Mann, der der Liebling eines bessern Prinzen zu seyn verdient hätte. Er war die schönste Mannsperson seiner Zeit, und verband mit der grösten Rechtschaffenheit, und ächter deutscher Tapferkeit, eine grose Kenntniß der Welt und die feinsten Sitten. Von Jugend auf am Hofe auferzogen, hatte sein Betragen diejenige Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die allein der lange Umgang mit der grosen Welt giebt. Er hatte den Graf Urach im Felde genau gekannt. Sie hatten zusammen verschiedene Feldzüge gethan, und genug von einander gesehen, um einander sehr hoch zu schätzen. Er näherte sich ihm zugleich mit der Mine eines alten Bekannten, und Urach, der sich freute, unter den vielen neuen faden Gesichtern, einen alten Freund anzutreffen, reichte ihm die Hand mit ei-

nem Vergnügen, das alle seine Züge belebte. Der Graf von Henneberg glaubte den Vortheil seines Fürsten mit seiner Neigung zu verbinden, wenn er den Grafen von Urach noch mehr zu gewinnen suchte. Er bat ihn deswegen sogleich, den Abend bei ihm und seiner Mutter zuzubringen, welches sein Freund gern bewilligte.

Der junge Graf *Werner* fand in *Erwinen* so viele Schönheit; ihr aufgeklärter Verstand, ihr feiner Witz machten ihren Umgang so einnehmend, und der Gedanke, daß der Liebling des Kaisers ein Freund ihres Mannes sei, und dadurch alle Furcht von einer noch vielleicht drohenden Gefahr abgewendet werden könnte, gab ihr so viele Munterkeit und so viel Verbindliches gegen den Grafen, daß das Herz dieses wackern jungen Mannes höchlich dadurch gerührt wurde, und der erste Funke einer Leidenschaft in ihm entstand, der ihm und *Erwinen* die Quelle des größten Unglücks wurde. *Werner* von *Henneberg* war zu unbekannt mit jeder lasterhaften Neigung, als daß ihm je der Verdacht einfallen können, daß seine Gewogenheit für *Erwinen* mehr als Freundschaft wäre. Ungeachtet sie täglich wuchs, da er sie täglich sah, so glaubte er doch nicht eher, daß seine Neigungen gegen sie von einer zärtlichern Natur wäre, bis sie Goslar verließ und zu ihrer Tante nach *Walkenried* abgieng. Der Schmerz, den er bei ihrer Trennung empfand, und das Leere, das in seiner

Seele zurück blieb, brachte ihn zuerst dahin, daß er anfieng sein Herz zu untersuchen, und mit Schrecken dasjenige darinn wahrnahm, was niemanden unbekannt geblieben war, als ihm selbst, und der unbekümmerten Redlichkeit Erwinens und ihres Gemahls, die jeden Ausdruck seiner Zärtlichkeit für einen Beweis der Freundschaft hielten. Werner nahm sich bei dem ersten Blick, den er mit Aufmerksamkeit in sein Herz that, vor, eine Neigung zu bezwingen, die er für eben so thörigt als lasterhaft erklärte; er fand aber bald, daß er einen Vorsatz gefaßt, der nicht so leicht auszuführen war.

Urach und Henneberg mußten öfters von den Angelegenheiten des Staats und des versammelten Reichstages sprechen. Der Graf von Urach verheelte seine Gesinnungen gegen den Kaiser vor seinem Freunde eben so wenig, als vor der ganzen Welt. Ungeachtet der Gewalt, die der Graf Werner in der Folge theils durch Freundschaft, theils durch das Uebergewicht seiner grösten Kenntnisse und Erfahrung, über ihn bekam, konnte er doch keine Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser bewirken. Ich will zu allem stimmen, antwortete er ihm, was Sie für Deutschlands Beste gut halten. Fordern Sie nur nicht von mir, daß ich eine Person lieben soll, die Ihrer Freundschaft nicht werth ist. Es sind mehr hier, die so denken, als ich, die es aber nur nicht so laut sagen. Wohl, liebster Graf,

er=

erwiederte sein Freund, machen Sie es wenigstens wie diese, und sagen ihre Gedanken nicht einem jeden. Unvorsichtigkeit und Aufrichtigkeit sind himmelweit von einander unterschieden. — Diese Vermahnungen fruchteten indessen selten länger, als den Tag, an dem sie gegeben waren. Jede neue Gelegenheit, die dem Grafen Berthold vorfiel, seinen Haß gegen den Kaiser zu zeigen, gab zu einem neuen Ausbruche desselben Anlaß, und da er mit einem sehr richtig schliesenden Verstande eine zwar rauhe, aber eindringende Beredsamkeit verband, so vermahnte er, daß auf dem Reichstage verschiedene zum Vortheil des Kaisers geschehene Vorschläge durchgiengen. Da der Graf überdem seine Abneigung gegen die Person des Kaisers zu wenig versteckte, daß derselbe sie nicht gemerket, oder sie ihm nicht hinterbracht worden wäre, so redete er mehrmalen mit dem Grafen von Henneberg davon, der das, was einer Entschuldigung möglich war, entschuldigte, und das übrige einer ungebändigten Jugendhitze oder einem übelverstandenen Patriotismus zuschrieb. Aber eine gleich darauf folgende Begebenheit machte es ihm unmöglich, seinen Freund zu retten.

Als der Kaiser und Deutschlands Grosen an einem Tage in einer Sitzung versammlet waren, zog sich ein starkes Gewitter an den dampfenden Gebirgen des Harzes herauf, und ließ sich über Goslar nieder. Ein heftiger Blitz fuhr in den Saal

der Reichsversammlung gerade vor dem Kaiser nieder, schmelzte die Spitze des kaiserlichen Schwerdts, tödete seinen Schildträger, und zerriß die Riemen, an welchen das Schwerdt getragen wurde. Das Feuer erfüllte das ganze Gemach, ein Theil der Anwesenden stürzten aus Schrecken, oder vom Schwefeldampfe erstickt, zur Erden, andere drängten aus den Thüren. Der Kaiser war mehr auser sich, als irgend ein andrer, und unfähig ohne Hülfe das Zimmer zu verlassen. Nachdem inzwischen die Betäubung des Schreckens vorüber war, kam man leicht damit zu Stande, das Feuer zu löschen. Die Schmeichelei stand in der Gefahr, die dem Kaiser gedrohet, selbst Stoff zu neuen Niederträchtigkeiten, und einer von den Höflingen sagte in des Grafen Urachs Gegenwart, daß man deutlich sähe, daß die göttliche Fürsehung für den Kaiser wachte. Es ist noch eine andere Erklärung möglich, antwortete Urach. Die Langmuth Gottes warnet auch die Bösen vor der Strafe. Indessen kann auch das erste seyn, fügte er hinzu, denn da der Kaiser dafür gesorgt hat, daß sein Vater unter die Heiligen frühzeitig aufgenommen worden, so hat er einen Fürsprecher. — Die Streitigkeiten wurden damals mit dem Ungestümm geführt, der einer blos kriegerischen Nation eigen ist, und mit dem schon Homer seine Helden zanken läßt. Der junge Herzog Friedrich von Oestreich, des Kaisers Schwester Sohn, strafte den Grafen von Urach

in

in den härtesten Ausdrücken Lügen, belegte ihn mit den schimpflichsten Namen, und als dieser ihm mit der äusersten Verachtung als einem kindischen Jüngling begegnete, hatte er die Verwegenheit, nach ihm zu schlagen. Beide entblösten sogleich die Schwerdter, und in weniger als einer Minute lag der Prinz tod zu Boden. Der ganze Auftritt geschah in dem kaiserlichen Pallast. Der Tumult war entsezlich. Hundert Schwerdter wurden gezuckt, und ehe Urachs Freunde ihn aus dem Pallast herausreisen konnten, erschien der Kaiser selbst. Urach wurde von der Wache entwaffnet und gefangen genommen, und alle seine Leute, in und auser der Stadt, hatten gleiches Schicksal.

Wäre der Ursprung der Streitigkeit von andrer Beschaffenheit gewesen, so hätte Urach keine schwere Sache gehabt. Seine ritterliche Ehre war auf das heftigste beleidigt, und Blut konnte, nach den damaligen allgemein und selbst durch die Geseze gebilligten Grundsäzen, allein den erlittenen Schimpf abwischen. Auch würde man ihn nicht haben beschuldigen können, daß er den Burgfrieden gebrochen, da er nicht der angreifende Theil war. Der Kaiser und Urachs Feinde fühlten dieses wohl; sie giengen also von dem Zweikampf ganz ab, und Urach wurde, wegen seiner in dem Pallaste des Kaisers selbst ausgestossenen Schmachreden gegen ihn in der engsten Haft gehalten. Die Prinzen des Hauses Oestreich wandten die äusersten Bemü-

hungen an, ihre Rache zu befriedigen, und stellten hundert Zeugen dar, die alle beschworen, daß der Graf von Urach jede Gelegenheit ergriffen hätte, den Kaiser zu verlästern, und ihn als einen unrechtmäßigen Besitzer des Throns, den er seinem Vater geraubt, vorzustellen.

Der Graf von Henneberg war zu lange mit Geschäften umgegangen, als daß er nicht sogleich eingesehen hätte, daß sein unmittelbarer Beistand seinem Freunde nicht helfen, und ihm die Gunst seines Herrn rauben würde. Er schien ihn also öffentlich seinem Schicksale, selbst ohne Bedauren, zu überlassen. Urachs Haß gegen den Kaiser lag nun zu sehr am Tage, als daß er noch länger entschuldigt werden konnte. Heinrichs Gewissen schlief nicht in Ansehung seines Verfahrens gegen seinen Vater. Man bemerkte vielmehr deutlich, daß jede einsame Stunde durch nagende Melancholie umnebelt wurde, und daß der Glanz, der durchs schwärzeste Laster erkauften Krone alsdann seinen Augen widrig war. Er fuhr zusammen, wenn man seinen Vater nannte; und da ihm des Grafen Urachs bitterer Ausdruck in seiner völligen Stärke vorgetragen war, so war seine ganze Seele von Wut und Rachgier erfüllt. Er nannte lauter solche Richter zur Untersuchung der Sache, bei denen er der äussersten Strenge gewiß war, und setzte Konrad, den Bischoff von Passau, einen ältern Bruder des getödteten Herzog Friedrich, an die Spitze derselben.

Erwine genos indessen in Walkenried die Glückseligkeit der ländlichen Ruhe, für die ihr Herz fühlbarer war, als für das prächtige Geräusch des Hofes. Die Gräfin von Klettenberg, ihre Tante, war eine vernünftige fromme Dame, deren Gesellschaft tausend Reize für sie hatte. Oft aber verlor sie sich von ihr an einem schönen Abend, wanderte einsam in dem dunkeln Tannenwalde, oder warf sich auf einen bemoosten Hügel. Die Einsamkeit rief ihre Melancholie zurück. Sie dachte voller Kummer an ihren Gemahl und an ihre Kinder, und rechnete die Tage aus, wenn sie Hofnung hätte, sie wieder zu sehen. An einem Morgen, da die ersten Stralen der Sonne noch nicht die Gipfel der Berge vergoldet hatten, wurde sie durch einen plötzlichen Tumult aufgeweckt. Sie wollte eben ihr Bette verlassen, als eine ihrer Frauen in die Kammer stürzte, und ihr meldete, daß das ganze Haus von kaiserlichen Reutern umgeben sei. Plötzlich glaubte Erwine ihre schwarzen Ahndungen erfüllt zu sehen. Sie sprach den Namen ihres Gemahls aus, und sank ohnmächtig zurück. Ihre Frauen hatten sie noch nicht zu sich selbst gebracht, als ihre Tante mit einem Blick voll Verzweiflung in ihre Kammer trat. Die Umstände, in denen sie ihre Nichte fand, vermehrten ihren Schmerz, aber sie erleichterten ihr die traurige Pflicht, ihr die entsetzliche Nachricht zu überbringen, da Erwine, sobald sie zu sich selbst kam, sie fragte, ob ihr Gemahl

noch lebte? Er lebt, liebe Nichte, antwortete die Gräfin. Sammle deine Lebensgeister, und suche dich dem Willen der Fürsehung zu unterwerfen. Dein Mann hat einen Zweikampf mit dem Herzog Friedrich von Oestreich gehabt, und denselben getödtet. Der Kaiser hat ihn deswegen gefangen nehmen lassen. Groser Gott! rief Erwine — und was wollen diese Leute? Der Kaiser ist ungerecht, sagte die Gräfin. Es sei Rache oder Furchtsamkeit, er will, du sollt das Schicksal des Grafen mit ihm theilen. — Mit ihm theilen? — liebe Tante, das ist nicht Ungerechtigkeit, das ist Gnade, höchste Gnade! Eilen Sie, lassen Sie den Offizier kommen, lassen Sie etwas von meinen Sachen packen, damit ich zu meinem Gemahl komme. Die Gräfin schwieg und weinte. Wie! sagte Erwine, Sie haben mich doch nicht hintergangen? Mein Mann ist doch nicht tod? oder ist er vielleicht gefährlich verwundet? — Weder das eine noch das andere, erwiederte die Gräfin, aber, mein Kind, ich fürchte man wird dich nicht zu ihm führen. Nicht zu ihm führen! schrie Erwine mit starrem Blick. Um Gottes willen, lassen Sie mein ganzes Unglück wissen, wohin will man mich schleppen? Lassen Sie mich den Offizier sprechen, wo ist er? Die Gräfin gieng heraus und führte den Offizier herein, der die kaiserlichen Soldaten kommandirte. Erwine erkannte ihn sogleich für einen genauen Bekannten ihres Gemahls. Ach, Herr von Baiersdorf, sagte

te sie, konnten Sie sich zu einem solchen Geschäfte brauchen lassen? Aber vielleicht schmerzet der Streich von der Hand eines Freundes weniger. Dürfen Sie mir ihre Befehle sagen? — Sie sind nicht hart, antwortete der Herr von Baiersdorf mit der äusersten Achtung. Der Kaiser will zwar, daß sie, so lange die Untersuchung des Grafen von Urach dauert, unter der Aufsicht seiner Tante, der Aebtissin von Quedlinburg, bleiben sollen. Aber ich habe Befehl, alles so zu veranstalten, wie Sie es selbst zu ihrer Bequemlichkeit gut finden. Zu meiner Bequemlichkeit! rief die unglückliche Gräfin. Führen Sie mich in das Gefängniß meines Mannes, und ich will alle Bequemlichkeit verabscheuen. Baiersdorf beantwortete dieses mit einer Bitte, sich zu fassen, und mit der Versicherung, daß er glaube, die Sache des Grafen würde eine gute Wendung bekommen, da er nicht ohne Freunde sei. Er hatte es mit der Gräfin von Klettenberg verabredet, ihr die eigentliche Anklage des Grafen von Urach zu verheimlichen, und Erwine fand in dem, was er ihr sagte, so viel Beruhigendes, daß sie sich mit mehr Gelassenheit zu ihrer unglücklichen Reise anschickte, als man anfangs erwarten konnte. Der Kaiser kühlte dadurch, daß er sich der Gräfin von Urach versicherte, theils seine Rache, theils glaubte er, einer jeden Unruhe, die sich in Schwaben durch diesen Vorfall anspinnen könnte, zuvorzukommen, wenn er sie als Geisel in den

Hän-

Händen behielte. Die Prinzessin Bertha, Aebtissin von Quedlinburg, empfieng sie freundschaftlich. Sie versicherte sie, daß sie Antheil an ihrem Schicksal nähme, und ausser der Freiheit einen jeden ihrer Wünsche erfüllen würde. Der Herr von Baiersdorf hatte sich, während der Reise, ihr wenig genähert. Jezt kam er zu ihr, um Abschied von ihr zu nehmen. So tadelhaft mein Verfahren ihnen vielleicht geschienen hat, sagte er ins geheim zu ihr, so bin ich doch deswegen zu dieser traurigen Verrichtung ausgesucht, weil ich ein Freund ihres Gemahls, und ein treuer Diener des Grafen von Henneberg bin. Er hat mir aufgetragen, Ihnen diesen Brief zu übergeben. Einem andern dürfte er denselben nicht anvertrauen. — Er neigte sich hierauf ehrerbietig, und verlies die Gräfin sogleich. Erwine war in einer Art Betäubung. Sie öfnete die Schreibtafel, die ihr der Offizier gegeben, und fand darin einen Brief von ihrem Gemahl, und einen andern von dem Grafen von Henneberg. Der erste bat sie, sich zu trösten, und ihr Leben ihrer Kinder wegen zu schonen. Der andere versicherte sie in den ehrerbiethigsten Ausdrükken, daß er alle seine Kräfte anwenden wollte, die Gefahr ihres Gemahls zu endigen. Die Gräfin erkannte die Gröse derselben erst aus diesen Briefen, und theilte ihre traurigen Stunden unter Thränen und Gebet zu Gott um die Rettung ihres Gemahls.

Der Graf von Henneberg hatte indessen, mit der Thätigkeit eines rechtschaffenen Freundes, und mit der Klugheit eines Mannes, der eine Sache zu behandeln weiß, an der Rettung des Grafen von Urach gearbeitet. Zwar konnte er sich nicht mehr verheelen, daß Erwine die vornehmste Triebfeder seiner lebhaften Bemühungen sei. Aber sein inneres Bewußtseyn sagte ihm auch, daß es der edelste Triumph sei, den er über seine Leidenschaften erhalten könnte, wenn er den Grafen seiner Gemahlin wiedergäbe. Er hatte durch einen Anschlag Hoffnung dazu, den ihm seine Kenntniß der Menschen und die ihm anvertraute Macht an die Hand gaben. Konrad von Oestreich, des getödeten Prinzen Bruder, wollte gern sein Bisthum Passau mit dem offenen Erzbisthum Salzburg vertauschen. Der Kaiser war nicht geneigt, es ihm zu geben, weil er zu viel Anhänglichkeit an den päbstlichen Stuhl gezeigt hatte. Man gab ihm zu verstehen, daß man Mittel hätte, den Kaiser zu bereden, in seine Bitte zu willigen, wenn er und seine Nebenrichter nicht gegen das Leben des Grafen Urach, sondern nur auf seine Verweisung, stimmen wollten. Der Bischof war hiezu willig. Als sich der Graf von dieser Seite sicher sah, so wandte er sich an die Kaiserin, von der er wußte, daß sie Erwinen liebte. Er versuchte, durch dieselbe des Kaisers Rachgier zu besänftigen. Heinrichs Gemüth wurde von melancholischer Reue so herumgetrieben,

daß

daß es nicht schwer war, sich desselben zu bemächtigen, wenn man den rechten Zeitpunkt fand. Da der Graf von Henneberg überdem, ohne daß sein Freund im mindesten etwas davon wußte, eine grose Geldstrafe anbot und bezahlte, so entschied dieses bei dem geizigen Kaiser, der zu seinem Römerzuge Geld brauchte, und er willigte ein, daß des Grafen von Urach Strafe in einer sechsjährigen Verweisung und Zuge in den heiligen Krieg bestehen möchte; seine Gemahlin und Kinder aber zu Quedlinburg so lange als Geisel der Treue der Urachschen und Steinheimischen Familie, bleiben sollten. Bis zu Anlangung der Kinder an diesem Ort, mußte der Graf im Gefängniß bleiben. Urachs Aeltern hatten sein Unglück ebenfalls durch die Bemühungen seines Freundes erfahren, der ihnen sogleich zu einem erträglichen Ausgang Hoffnung machte, und sie bat, zu bleiben. Er meldete ihnen den Ausgang alsbald. Da es dem Grafen nicht erlaubt war, vor seiner Reise nach Urach zu gehen, so wurde beschlossen, daß die Aeltern nach Frankfurt kommen sollten, um daselbst von ihrem Sohn Abschied zu nehmen, und der junge Herr von Steinheim erhielt von ihnen, daß er den Grafen auf seinem Zuge nach dem gelobten Lande begleiten dürfte. Sobald Urachs Kinder zu Quedlinburg angekommen waren, verließ derselbe das Gefängniß. Es war ihm erlaubt, von ihnen und seiner Gemahlin Abschied zu nehmen. Wir ver-

suchen es nicht, diese bange Szene zu beschreiben. Erwine sank halb tod nieder, als er sich aus ihren Armen riß. Er küßte in wilder wüthender Traurigkeit seine Kinder, schwang sich auf sein Pferd, und kam, betäubt von der schrecklichen Veränderung, die ihn betroffen, zu Frankfurt an. Er fand hier seine Anverwandten. Der Anblick des begreisten Steinheim und seines eignen Vaters, den der Kummer viele Schritte näher zum Grabe gebracht, gab seinem Schmerze verdoppelte Kräfte. Sie verschonten ihn mit Vorwürfen. Die Freundschaft des jungen Herrn von Steinheim, der seine Gefahr mit ihm theilen wollte, rührte ihn empfindlich. Sie verliessen Frankfurt bald, giengen durch Frankreich nach Genua, und von da auf einem genuesischen Schiffe, nebst vielen andern Rittern, nach dem gelobten Lande.

Die Stellung, in welche sich der Graf von Urach durch seine unbesonnene Hitze gebracht, war so gefährlich gewesen, daß Erwine, nachdem sie sich von der ersten Betäubung ihres Schmerzes über die Trennung von diesem geliebten Gemahl erholt, der Fürsehung Dank schuldig zu seyn glaubte, daß sie sein Leben ihrem Gebet geschenkt hatte. Die Gegenwart ihrer Kinder und der fromme Gedanke, daß der Schutz des Himmels den Rittern, die zur Befreiung des heiligen Landes das Schwerdt zögen, doppelt gewährt würde, und daß die Rechtschaffenheit ihres Urachs ihn dieses Schutzes nicht

unwürdig machen würde, änderten ihre tiefe Traurigkeit in eine sanftere Melancholie um, die ihr ihren Aufenthalt in dem einsamen Kloster angenehm machte. Der Graf von Henneberg besaß Rechtschaffenheit genug, sie nicht zu besuchen, worüber sie sich wunderte und betrübte. Ihr unschuldiges Herz konnte die wahre Ursache davon nicht errathen. Sie glaubte, der Favorit des Kaisers fürchtete sich, die Gunst seines Herrn zu verlieren, wenn er sich öffentlich als ihren Freund erklärte, und war zu gutherzig, ihn darüber zu tadeln. Indessen dauerte die Standhaftigkeit des Grafen nur so lange, bis der Kaiser seinen Römerzug antrat. Er konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gegenden zu verlassen; ohne Erwinen zu sehen, und erschien am Gitter des Besuch-Saales einige Tage vorher, ehe er nach Italien gieng.

Die Gräfin von Urach empfieng ihn mit einer Freude, die sie nicht verbarg. Sie sprach von der Dankbarkeit, die sie ihm, als dem Erretter ihres Gemahls, schuldig wäre, in so zärtlichen Ausdrükken, und erhob die grosmüthige, uneigennützige Freundschaft des Grafen mit so feurigem Lobe, daß sie ihn noch verwirrter machte, als er schon war, besonders da ihm sein Gewissen sagte, daß er wenigstens das lezte Beiwort nicht in seinem ganzen Umfange verdiente. Erwine sah, daß er höchst niedergeschlagen war, und selbst eine matte kränkliche Gestalt hatte. Sie fragte ihn mit theilneh-

nehmender Besorglichkeit um die Ursache. Der Graf von Henneberg antwortete ihr, unwillkürlich und überrascht von seiner Leidenschaft, mit einem Blick und einem Seufzer, die ihr sein Herz erklärt haben würden, wenn sie seine Beschaffenheit im mindesten geargwohnt hätte. Er faßte sich aber sogleich wieder, und wandte eine Unpäßlichkeit vor, die ihn erst seit einiger Zeit verlassen. Da es vestgesetzt war, daß der Graf von Henneberg, auch nach der Zurückkunft des Kaisers, in Italien zur Besorgung der Vortheile seines Herrn bleiben sollte, so bat ihn Erwine, ihre Briefe an ihren Gemahl von dort aus zu besorgen. Denn in den damaligen Zeiten hatte man noch keine Posten, und es hielt noch schwerer, Briefe in solche entfernte Länder zu senden, als anitzt. Weil aber die italiänischen Freistaaten damals den ganzen Handel nach den Morgenländern in Händen hatten, so konnte sich die Gräfin versprechen, durch die Hülfe ihres Freundes sowohl Nachrichten von ihrem Gemahl zu erlangen, als auch ihre Briefe befördert zu sehen. Sie ersuchte ihn, bei jedem zurückkommenden Schiffe sich nach demselben zu erkundigen, und ihr zu vergönnen, ihrem Gemahl und Bruder zu melden, daß sie ihre Briefe an ihn übersendeten, damit sie ihre richtige Ueberkunft desto mehr sicherte. Die Liebe hört nicht auf, uns zu betrügen. Der Graf hatte gewünscht, Deutschland zu verlassen, weil er hoffte, daß Abwesenheit seine Leiden-

schaft heilen sollte. Jetzt aber freuete er sich, daß Erwinens Bitte ihm Gelegenheit gab, mit ihr in Verbindungen zu bleiben, und daß er eine Entschuldigung für sich selbst hatte, die Bande nicht völlig zu zerreisen, von denen er sich nicht gestehen durfte, daß sie ihm werth waren. Er verließ endlich die Gräfin mit solchen sichtbaren Zeichen der Verwirrung und der tiefsten Traurigkeit, daß sie ihr nicht verborgen bleiben konnten. Sie nahm sie als Beweise seiner Freundschaft, und erwiderte sie mit der zärtlichen Empfindung und den aufrichtigen Merkmalen ihrer Hochachtung, die sie in ihrem Herzen für den würdigen Mann fühlte, und die er verdiente. Er benetzte ihre Hand mit seinen Thränen, und nahm sein Herz weit kränker mit sich zurück, als es bei seinem Eintritt in das Kloster gewesen war.

Erwine theilte von nun an ihre Zeit unter der Beschäftigung, die ihr die Erziehung ihrer Kinder gab, und unter den Uebungen der Religion. Wenn die heiligen Jungfrauen an den Altären den Höchsten um seinen Segen für die Waffen der heiligen Ritter baten, wenn, nach einer erhaltenen Nachricht eines Sieges in dem gelobten Lande, ihr feierlicher Jubel von dem hohen Gewölbe zurück schallte, so erhob doppelte Andacht ihr Herz, ein himmlisches Feuer flammte in ihren schönen Augen, und ihre Stimme schien tonvoller zu werden, um dem Himmel ihren ganzen Dank ausdrücken zu können.

Der Karakter dieser Zeiten war Aberglauben und Neigung zum Kriege. In dem Reiche des Okcidents, in denen die Wissenschaften und Künste izt erstaunenswürdige Beweise von dem Umfang und der Gröse des menschlichen Verstandes sind, deren Gelehrte, Künstler und Handwerker für die übrigen Theile der Welt denken, erfinden und arbeiten, herrschte damals die tiefste Unwissenheit, und ein entfernender Haß gegen das arbeitsame Leben. Die Bewohner dieser Länder hatten den Abscheu gegen die Arbeit aus Deutschlands Wäldern, wo sie unbekannt mit den Bequemlichkeiten, die uns eine verfeinerte Lebensart giebt, und unzufrieden mit dem, was ihnen die unbebaute Natur und vielleicht die Beute im Kriege gab, lobten, mitgebracht. Sie glaubten, Arbeit schände einen freien Mann, und setze ihn in den Stand eines Sklaven herunter. Wirklich beschäftigte sich kein freier Mann unter ihnen mit einem Handwerke oder mit dem Ackerbau, sondern dieses waren Pflichten der Dienstleute zum Besten ihrer Herren. Künstler brachte der Okcident gar nicht hervor, und das wenige, was man von Kunstsachen und zur Pracht gehörigen Dingen unter seinen Bewohnern sah, bekamen sie aus den Morgenländern. Sie hatten keine andere Gelehrte, als Geistliche, die in einigen Wissenschaften nicht über die ersten Kenntnisse herausgiengen, und von andern gar nichts wußten. Einige Städte in Italien und am Rhein machten hier-

von vielleicht eine kleine Ausnahme. Selbst dieser Mangel an Beschäftigung nöthigte die damaligen Abendländer, den Krieg zu lieben. Ihre Verfassung, die jeden kleinen Herrn zum beinahe unabhängigen Fürsten seines eine Spanne breiten Landes machte, und ihm die Erlaubniß ließ, jede Streitigkeit mit dem Schwerdte auszumachen, erhielt diesen kriegerischen Geist, indem ein tapferer Mann immer irgendwo Gelegenheit fand, seinen Speer aufzuheben, und seiner hinreisenden Neigung zu folgen. Er herrschte auch so allgemein, daß man sich keine wichtige Sache in den damaligen Zeiten denken konnte, die nicht auf eine kriegerische Art behandelt wurde. Man hielt die Reichstäge bewaffnet, der Ehrentitel Ritter wurde selbst von Königen und Kaisern sauer im Felde erworben; man machte einen streitigen Prozeß durch einen Duell vor den Richtern aus, und verbreitete die christliche Religion mit dem Schwerdte in der Hand.

Der Geist der falschen Andacht hing genauer mit dem Geiste des Krieges zusammen, als man beim ersten Anblick glauben sollte. Der blutgierige Krieger fand sein Gewissen mit Verbrechen belastet, die ihm, wenn der Tumult der Schlacht die Stimme desselben nicht mehr betäubte, beängstigende Unruhen machten. Die damals schon in der katholischen Kirche herschende Lehre, daß jedes Verbrechen durch verdienstliche Werke ausgesöhnt werden

den könnte, war zu bequem, diese Unruhe zu lindern, als daß sie der trostsuchende Verbrecher nicht mit beiden Hände hätte annehmen sollen. Daher waren Erbauungen von Kirchen und Klöstern, Aufsuchung der Reliquien oder auch gewaltthätige und listige Raubung derselben, Pönitenzen und Kasteiungen, heute die Beschäftigung derjenigen, die gestern die grösten Barbareien und Grausamkeiten ausgeübt hatten.

Diese Denkungsart machte in diesen Zeiten eine Begebenheit möglich, deren Andenken bei uns Erstaunen nnd eine mit Mitleid vermischte Bewunderung erregen muß; — machte es möglich, daß einige Millionen Europäer aus dem Innern Spaniens, Frankreichs, Italiens und Deutschlands der Aufforderung eines Priesters gehorchten, und ihm viele hundert Meilen nachfolgten, um eine Nation zu bekriegen, die sie vorher kaum dem Namen nach kannten. Die europäische Geschichte enthält keine Begebenheit, die wichtiger wäre, sowohl in Absicht ihrer Wirkungen und Folgen, als diese fanatischen Kriege, die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt genug sind. *)



*) Diejenigen Leser, denen es tadelhaft scheint, eine Erzählung des Ursprungs der Kreuzzüge in diesen Roman eingeschaltet zu finden, müssen bedenken, daß diese Blätter von vielen Personen gelesen werden, deren Kenntnisse nicht so weit reichen, als die ihrigen, und die einen so wichtigen Vorfall in der Geschichte der Menschheit, von dem sie entweder gar nichts, oder doch nur etwas verwirrt wissen, mit Vergnügen erzählen hören.

Das gelobte Land, und die Oerter, wo unser Erlöser seinen heiligen Wandel auf Erden geführt, waren schon seit mehrern Jahrhunderten von den Arabern, einer gesitteten, reichen und gelehrten Nation, die sich zu Mahomeds Religion bekannte, erobert worden. Die Mahomedaner sind nicht, wie man oft irrig glaubt, Feinde des Namens Jesu. Ungeachtet sie von seiner Person keine richtige Begriffe haben, so halten sie ihn doch für einen grosen Propheten, und da sie, wie alle Morgenländer, Freunde von bildlichen Vorstellungen, und das Auge reizenden Zeremonien sind, die Lehre von verdienstlichen Werken auch einen Haupttheil ihrer Moral ausmacht, ungeachtet sie sie bei weitem nicht so weit treiben, als die katholische Kirche: so zeigten sie nicht allein für diese heilige Oerter sehr viele Ehrfurcht, sondern begegneten auch den Christen, die in dem Lande wohnten, oder dahin wallfahrteten, nicht unfreundlich. Diese leztern hatten von den frommen Reisen nach dem heiligen Grabe und den übrigen Oertern, die ihnen die Religion ehrwürdig machte, den doppelten Vortheil, daß sie eine Pflicht der Andacht erfüllten, und Kaufmannschaft an denen Oertern treiben konnten, aus welchen die Abendländer, wie wir schon gesagt, damals alles erhielten, was ihnen, bei dem völligen Mangel an Handwerkern und Künstlern, ihre eigne Länder nicht geben konnten, die eigentlichen Produkte der Morgenländer,

die

die noch jetzt einen so grosen Arm unsers Handels ausmachen, nicht zu rechnen. Weil der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, den unsre Schiffe jetzt nehmen, in diesen Zeiten noch nicht erfunden war, giengen alle morgenländische Waaren durch Karavanen bis an die Häfen des mittländischen Meers, und aus diesen in die Länder von Europa, zu welchem letztern die Wallfahrten der Pilgrimme ein Ansehnliches beitrugen, und daher einen Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit an beiden Seiten ausmachten. Denn die Araber sind, so lange wir sie kennen, eine eifrig handelnde Nation gewesen, und sind es auch noch.

Aber die Araber, die das gelobte Land bewohnten, wurden kurz vor den Zeiten, in welche unsre Erzählung fällt, von den Türken, einer tartarischen Nation, die ebenfalls dem mahomedanischen Glauben zugethan waren, überwunden und unterjocht. Diese waren weder so geschliffen und policirt als die Araber, noch, wie diese, Freunde des Handels. Sie drückten die Christen, die unter ihnen wohnten, und da sie keinen Vortheil von den Wallfahrten der Auswärtigen ziehen wollten, so waren ihnen die frommen Pilger nicht mehr willkommen. Ein einfältiges Volk ist stets geneigt zum Enthusiasmus für seine Religion, und zum Haß gegen jede davon abweichende. Die Türken hielten die gottesdienstliche Verehrung der Christen für Abgötte-

rei, und erschwerten ihnen den Zug zu den heiligen Oertern auf alle Art.

Eilfhundert Jahre waren beinahe nach der Geburt Christi verflossen, als ein Edelmann aus der Pikkardie, den man nur nach seinem Vornamen Peter kennt, und ihn gewöhnlich mit dem Beinamen der *Eremit* bezeichnet, eine Wallfahrt nach diesen heiligen Oertern anstellte; ein schwärmerischer Genie, von einer lebhaften Einbildungskraft, unermüdet, seine Absichten zu erreichen, und durch eine lange herumstreichende Lebensart zu kühnen Anschlägen, und Verachtung der Gefahr und Schwierigkeiten gewöhnt. Dieser Mann, der Geistlicher, Bräutigam, Soldat und Priester gewesen war, wallfahrtete ebenfalls nach dem gelobten Lande. Er sah den Druck, in welchem seine Glaubensbrüder daselbst lebten und faßte den Entschluß, Europa zu bewaffnen, um das gelobte Land aus den Händen der Unglaubigen zu reisen. Er theilte dem Bischof von Jerusalem seinen Entwurf mit. Die Geistliche der damaligen Kirche fanden nichts Tadelhaftes darinn, die Religion der Liebe mit Feuer und Schwerdt zu predigen. Der Bischof feuerte den Eifer des *Eremiten* für die Sachen Gottes uud der christlichen Religion, wie sie es zu seyn glaubten, noch mehr an, und sandte ihn nach Rom mit Empfehlungsschreiben an den Pabst zurück.

Die päbstliche Gröse hatte damals ihre höchste Stufe zu erreichen angefangen, und die Staats-

klug-

klugheit dieses Hofes, dem man bis auf die Reformation wenige Fehler von dieser Seite vorwerfen kann, sah sogleich, wie viel der heilige Stuhl gewinnen würde, wenn der Vorschlag des kriegerischen Priesters zur Wirklichkeit gebracht werden könnte. Sie sah, daß dieser Krieg dem Pabst die Führung eines Geschäfts geben würde, das das christliche Europa gemeinschaftlich unternahm. Sie sah, daß es ihm nicht schwer fallen würde, wenn der Krieg glücklich liefe, sich an die Spitze der Armee zu stellen, oder sie doch nach seinem Willkühr zu gebrauchen. Sie zeigte ihm einen Weg, sich zum Herrn über die Schätze der weltlichen Herren zu machen, die Güter der Kirche zu vermehren, und ihre, das heißt, die Feinde seiner Herrschsucht zu schwächen.

Urban II, der damals diesen Stuhl bekleidete, hieß also den geistlichen Werber durch alle occidentalische Länder wandern, um seinen heiligen Ruf zum Kriege gegen die Unglaubigen erschallen zu lassen. Die Stärke seiner rauhen Beredsamkeit fand leicht Eingang bei Nationen, die den Krieg liebten, und denen jetzt die Befriedigung dieser ihrer Neigung als ein sichres Mittel zur Vergebung der Sünde und als ein Weg zur Seligkeit angeboten wurde. Nebengründe eines jeden Standes vermehrten diese Bereitwilligkeit. Die Grosen wollten Ehre und Länder erwerben, das Volk Reichthum und Freiheit vom Joche ihrer kleinen Tirannen.

nen. Die Geistlichen sahen ihrem Stolze und Geize geschmeichelt; dem ersten, weil sie an der Spizze der ganzen Unternehmung standen; dem andern, weil die Zubereitungen zu den Kreuzzügen ihre Reichthümer und Besitzungen unendlich vermehrten. Denn diejenigen grosen Herren, die sich dazu entschlossen, schenkten ihnen häufig ihre Güter, wenn sie reich waren, oder verkauften sie ihnen für ein geringes Geld, wenn ihr Vermögen nicht zu den Zurüstungen zu den heiligen Zügen zureichte. Sie versprachen sich in den Morgenländern einen leichten Sieg und grose Eroberungen. Das Bewußtseyn ihrer Tapferkeit und die sichere Ueberzeugung, die sie von einem unmittelbaren Schutze der Fürsehung haben zu können glaubten, nährte diese schmeichelhafte Hoffnungen.

Bei dem grosen Beifall, den die Predigt des *Eremiten* fand, rief der Pabst zu Klermont ein allgemeines Koncilium zusammen, auf welchem sich fast eine Million Menschen zum Kriege in dem gelobten Lande anheischig machten, oder, wie man es damals nannte, das Kreuz nahmen. Denn alle diese geistlichen Krieger bezeichneten sich mit einem rothen Kreuze auf den Schultern. Fürsten, Edelleute, Geistliche, alle andre Stände, Weiber und Kinder, verliessen ihr Vaterland, und setzten sich, in verschiedene Haufen getheilt, auf den Marsch. Konstantinopel wurde allen zu dem Hauptsammelplatz angewiesen. Der Eremit Peter führte

den

den ersten Zug von mehr als hunderttausend Menschen selbst an, und unter ihm kommandirte ein gewisser Walther, den die Geschichtschreiber der damaligen Zeiten Habenichts nennen. Sie giengen ohne Disciplin und Ordnung durch Deutschland und Ungarn, lebten allenthalben auf Diskretion, plünderten, wo man ihnen nichts gutwillig geben wollte, und belagerten aus diesem Grunde die Stadt Malavilla in Ungarn, die sie mit Sturm eroberten, ausplünderten, verbrannten, und alle Einwohner niedermachten. So viele Gottlosigkeiten brachten die Bewohner der Länder gegen diese Bande Räuber, die sich Streiter Jesu nannten, in die Waffen. Unzählige von ihnen wurden in Ungarn und Bulgarien getödet, und dieser erste Zug war sehr klein geworden, als er bei Konstantinopel ankam, das damals noch von christlichen, den römischgriechischen Kaisern, beherrscht wurde.

Die übrigen Züge der Kreuzbrüder hatten gleiches Glück. Ein deutscher Priester, Gottschalk, der den zweiten anführte, wurde mit mehr als funfzigtausend Mann in Bulgarien und Ungarn erschlagen. Emika, ein deutscher Graf, führte einen dritten Zug von beinahe zweimal hunderttausend Mann. Diese wollten, ehe sie Europa verliesen, noch ein Gott wohlgefälliges Werk thun. Sie fielen daher über die Juden her, die in den Städten am Rhein wohnten, und in deren Händen damals fast aller Handel war. Eine ungeheu-

re

re Anzahl dieser Unglücklichen wurden Schlachtopfer der gottlosen Wuth und der Raubbegier dieser Kreuzbrüder. Seit Adrians Zeiten hatten die Juden keine Verfolgung erlitten, die dieser an Heftigkeit glich. Ihr unschuldiges Blut wurde von den Ungarn gerächt, die diese Bösewichter sämmtlich erschlugen.

Wären alle diese heiligen Streiter auf diese Art angeführt worden, so würde die ganze Unternehmung bald zu Ende gegangen, und mit den übrigen Thorheiten des menschlichen Geschlechts, die uns die Geschichte erzählt, in Vergessenheit gerathen seyn. Aber es hatte sich ein regelmäsiges Heer unter den Fahnen eines der berühmtesten Krieger der damaligen Zeit, des Herzogs Gottfried von Bouillon, versammelt. Diese Armee, die fast achtzigtausend Mann stark war, nahm den nämlichen Weg, den Peter gegangen war, und weil Gottfried seine Leute in Ordnung und Kriegszucht erhielt, so erreichte er Konstantinopel ohne grosen Verlust. Ein andres fast eben so beträchtliches Heer gieng unter Anführung des Hugo von Frankreich und verschiedenen andern Helden durch Italien zu Schiffe. So grose Armeen, an deren Spitze sich die tapfersten und größten Feldherrn befanden, die Europa damals aufweisen konnte, hätten die halbe Welt erobern können, wenn nicht andre Umstände ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten. Aber die fehler-

hafte

hafte Einrichtung dieser Armeen, die aus lauter Lehnsträgern bestanden, der zweifelhafte Gehorsam der Soldaten, die Menge der Generale, die alle kommandiren wollten, ihr verschiedenes Interesse, die Unordnungen, die aus den oft einander entgegenlaufenden Maßregeln entstanden; die gottlose ausschweifende Lebensart der mehrsten Kreuzbrüder, die einem jeden Abscheu gegen sie erregte, und auf ihre Gesundheit die schlimmste Wirkung that; die Schwierigkeiten, unzählbare Haufen Menschen in einem wüsten und feindlichen Lande zu ernähren, die so groß waren, daß oft viele tausende durch Hungersnoth hingerafft wurden; endlich der aus allem diesem entstehende Mangel an Vorsicht, Folgsamkeit, Uebereinstimmung und Kriegszucht, erschwerten die Operation dieser Heere so sehr, und rieben so viele Menschen auf, daß kaum der zehnte Theil der Ausmarschirten am Leben war, als man vor Jerusalem rückte, und diese Stadt belagerte.

Diese Belagerung, so wie überhaupt der ganze Krieg, giebt uns Gemälde von so widersprechender Art, daß nichts den Geist der damaligen Zeiten besser schildern kann. An der einen Seite sieht man Helden von einer erstaunungswürdigen Tapferkeit mit tausend Unglücksfällen, Niederlagen, Verrätherei, Hunger und Durst kämpfen, alles durch eine unerschütterte Standhaftigkeit überwinden, und Thaten verrichten, die denen der alten Römer

und Griechen gleichen. An der andern erblickt man die abscheulichsten Handlungen der Unmenschlichkeit und den Krieg in seiner scheuslichsten Gestalt. Die Christen übertreffen die Türken, die sie Ungläubige und Barbaren nannten, weit an Grausamkeit: sie vergiesen das Blut unbewehrter und unschuldiger Menschen ohne Bewegung und Mitleiden, und schonen kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand. Bald führt sie der Zug der wärmsten Andacht an die ihrer Religion heiligen Oerter; sie knieen an denselben, sie benetzen sich mit den heisesten Zähren. Bald stürzen sie sich in die abscheulichsten Ausschweifungen der Wollust und der Lüderlichkeit, die man mit Er..then liest. — — Der ganze Krieg wurde mit diesen Proben der Tapferkeit, und der blutgierigen Wut, mit diesen Beweisen der Andacht, und der Ausübung der zügellosesten Ausschweifung geführt.

Jerusalem wurde nach einer Belagerung von vierzig Tagen mit Sturm erobert, und alle Einwohner, bis auf einige Christen, die die Türken unter sich wohnen lassen, niedergemacht. Diese Undankbaren führten ihre mordenden Glaubensbrüder zu den Zufluchtsörtern, wohin sich die Weiber und Kinder ihrer Feinde versteckt hatten, und tauchten mit ihnen ihre Schwerdter in das Blut dieser Elenden. Noch von demselben träufend, giengen sie in einer feierlichen Prozession zu dem Grabe Christi, und vermehrten ihr Verbrechen

durch

durch den Dank, den sie dem Gott des Wohlthuns und der Erhaltung abstatteten, weil er ihnen, ihrer Meinung nach, zur Vollbringung ihrer Grausamkeiten, seinen Beistand verliehen. Man errichtete aus den eroberten Ländern das kleine Königreich Jerusalem und verschiedene noch kleinere Fürstenthümer. Gottfried regierte in Jerusalem, ohne den königlichen Titel zu führen. Seine Nachfolger nannten sich Könige.

Der Ruf der Thaten der heiligen Krieger verbreitete sich bald nach Europa, und munterte neue Schwärme Menschen auf, ihnen nachzufolgen. Diese Wanderungen dauerten fast ein ganzes Jahrhundert. Verschiedene Kaiser und Könige nahmen Antheil daran, und giengen mit grosen Herren nach dem gelobten Lande, die daselbst alle ihr Grab fanden. Man machte diese Züge nach Palästina zu einer Pönitenz, und die Päbste legten sie denjenigen auf, die sie gern entfernen wollten. Eben dieses thaten die Kaiser und Könige in Absicht ihrer Vasallen. So nöthigte Kaiser Friedrich Rothbart, fünfzig Jahre späther als sich die hier erzählten Begebenheiten zutrugen, einer der grösten und tapfersten Fürsten der damaligen Zeit, Heinrich den Löwen, den berühmten Anherrn des braunschweigischen Hauses, seine Erbstaaten zu verlassen, und einen Zug in das gelobte Land zu thun, weil er glaubte, daß ihn Neid und Verschwörung noch nicht genug unterdrückt, und sein

unbezwingbarer Muth Gelegenheit zur Rache finden würde. Das kleine Königreich Jerusalem und die übrigen Fürstenthümer, die mitten in den mächtigen türkischen Staaten lagen, und unter sich stets uneinig waren, hätten sich ohne diese beständige Unterstützung aus Europa nicht erhalten können, so wie sie auch wirklich untergiengen, so bald dieselbe weg fiel. Man errichtete drei Ritterorden zur Beschützung des Christenthums und des Besitzes des heil. Grabes, nämlich die Johanniterritter, die jetzt noch unter dem Namen der Malthéser fortdauren, die Tempelherrn, die ausgerottet sind, und die jetzt noch daseienden deutschen Herren. Die beiden ersten Orden erwarben sich Länder im gelobten Lande; beide waren unter sich, und mit den Königen und Fürsten uneinig, und endigten ihre Streitigkeiten nicht anders, als durch Krieg und mit dem Degen in der Faust.

In diesen Umständen befand sich das gelobte Land, als der Graf von Urach und der junge Herr von Steinheim in demselben ankamen. Balduin II saß damals auf dem schwachen Throne von Jerusalem, und empfieng die Ritter, die ihm Europa zur Hülfe sandte, mit desto grösserm Vergnügen, da sein Reich eben von einer neuen Gefahr bedrohet wurde. Gasi, turkomannischer Sultan von Damas, und Debeis, ein mächtiger arabischer Scheik, hatten eine Allianz geschlossen, deren Endzweck nichts geringers als die Vertreibung aller

Chri-

Christen aus den Morgenländern war. Die christl. Prinzen waren davon unterrichtet, und Urach und Steinheim fanden den König von Jerusalem beschäftigt, sich zu einem Feldzuge zuzubereiten, der die Absichten dieser Alliirten vereiteln sollte. Sie wurden dem Könige vorgestellt, und ihr Anerbieten, ihn nebst ihrem Gefolge zu begleiten, machte sie ihm doppelt angenehm. Der Graf von Urach war von der Natur zum Soldaten gebildet. Er hatte seinen grosen vestgebauten Körper, dessen Stärke mit seinem Ansehn überein kam. Eine dauerhafte, durch keine Beschwerden zu erschütternde Gesundheit unterstützte seinen Muth, den Gefahr noch nie wankend gemacht hatte. Der Herr von Steinheim war eben so brav, aber er glich seinem Gefährten bei weitem nicht an Leibesstärke, welche in diesen Zeiten, wo das Glück des Sieges durch einzelne Gefechte Mann vor Mann entschieden wurde, wo der Ritter vom Kopf bis zu Füsen in einem eisernen Harnisch stritte, und sein schweres Schwerdt oft mit beiden Händen führen mußte, eine wesentliche Eigenschaft eines Kriegers war.

Der Zug gegen die Feinde wurde durch die Nachricht beschleunigt, daß die Turkomannen in das Fürstenthum Antiochien eingebrochen wären. Dieses Land wurde damals von dem minderjährigen Boemont, unter der Vormundschaft seines Anverwandten Roger, beherrscht. Roger war ein tapfrer und geschickter Soldat, so bald es darauf

ankam, dem Feind unter die Augen zu gehen, und mit ihm in offnem Feld zu schlagen. Er war zu ungestümm und zu stolz, die kleinen Zwackereien und den Trotz eines Feindes zu ertragen, der sich seiner überlegenen Stärke bewußt ist, und gern den Gegentheil zu einer Feldschlacht reizen will. Das Heer der Feinde, das fast fünfzigtausend Mann ausmachte, war indessen zu stark, als daß es Roger wagen durfte, sich dagegen im Felde sehen zu lassen. Er schloß sich also in die Vestung Antiochia an. Die Turkomannen wollten sich nicht gern auf eine Belagerung einlassen. Sie verwüsteten also das herumliegende Land, und kamen bis vor die Thore der Stadt, die Christen heraus zu fordern, und ihnen ihre Zaghaftigkeit vorzuwerfen. Der ungeduldige Roger konnte dieses nicht ausstehen. Er hatte den König von Jerusalem, den Fürsten von Edessa, Josselin von Kourtenai, und den Grafen Pontins von Tripolis um Hülfe gebeten, und diese näherten sich sämmtlich seinen Staaten mit starken Märschen. Aber die Turkomannen hatten die Boten, die ihm die Nachricht davon überbringen sollten, aufgefangen. Da er also glaubte, daß ihm keine andre Hoffnung, als in seiner Tapferkeit, überbliebe, und die Feinde täglich fortfuhren, ihn durch Verwüstungen und Spott zu reizen, so gieng er mit siebenhundert Reutern und dreitausend Mann zu Fus auf sie los. Die Turkomannen lockten ihn durch eine verstellte Flucht

so weit, daß er ihnen nicht mehr entwischen konnte. Darauf fielen sie mit ihrer ganzen Macht über ihn her, und erschlugen ihn mit allen seinen braven Leuten. Balduin erfuhr die Niederlage des Fürsten von Antiochien auf den Gränzen dieses Staates, und zugleich, daß der Feind sich ihm näherte, um ihn anzugreifen. Er war stark genug, nicht nöthig zu haben, einem Treffen aus dem Wege zu gehen. die Schlacht war lang und blutig. Urach that Wunder der Tapferkeit. Die Feinde wichen endlich und retirirten über eine Brükke. Urach brach mit Steinheim und andern Rittern durch ihre Flanke und besezte die Brücke. Dieses verursachte, daß ihre Niederlage entscheidend war, und nur diejenigen dem Schwerdte der Christen entgiengen, die sich durch Schwimmen über den Strom retteten. Der König umarmte den Grafen nach der Schlacht, und gestand vor der ganzen Armee, daß er ihm den glücklichen Erfolg dieses Tages größtentheils zu danken hätte. Indessen war doch nur eine Hälfte des Feindes besiegt. Die Araber waren in Edessa gefallen. Dieses Fürstenthum machte einen beträchtlichen Theil von dem ehemaligen Mesopotamien aus. Josselin de Kourdenoi, der es damals regirte, war den Feinden entgegen gegangen. Aber der Emir Balat, der das arabische Heer kommandirte, hatte ihn geschlagen und gefangen bekommen. Balduin eilte, nachdem er die Sachen in Antiochien, so gut es die Eile er-

laubte, in Ordnung gebracht, dem Fürstenthum Edessa zu Hülfe, welches das feindliche Heer überschwemmte. Der Graf von Urach kam jezt nicht mehr von seiner Seite, und der König that nichts ohne seinen Rath. Sie giengen durch das Königreich Jerusalem, passirten den Jordan, und kamen in das Gesicht der feindlichen Armee.

Auf Herannäherung des Königs Balduin, hatte Balak seine Truppen zusammengezogen. Das Schicksal der Turkomannen machte ihn behutsam. Er wich also einem Treffen aus, mattete die christliche Armee durch beschwerliche Märsche in den Sandwüsten von Mesopotamien ab, und beunruhigte sie beständig durch seine leichte Reiterei, die die schwerbewaffneten christlichen Ritter nie einholen konnten. Der Feind hielt so wenig Stand, daß die christliche Armee sicher wurde. Der König Balduin näherte sich ihm öfters mit so wenig Leuten, daß Balak, der dieses durch seine Patrouillen erfuhr, hierauf einen Entwurf baute, durch den Tod oder die Gefangenschaft desselben das zu erhalten, was ihn die Tapferkeit der Christen im Felde nicht hoffen ließ.

Als der König einstens in Gesellschaft des Prinzen Galeran, seines Vetters, des Grafen von Urach und einiger Ritter, den Feind rekognoscirte, so wurde er von einer kleinen Parthei angegriffen, die zwar bei ihrer Gegenwehr bald wich, aber den Angriff zu wiederholtenmalen hartnäckiger und mit

meh=

mehrerer Tapferkeit erneuerte, als die Christen gewohnt waren. Diese wurden hierdurch eifriger und unvorsichtiger in ihrer Verfolgung gemacht, und in eine Gegend gelockt, wo ein starker Hinterhalt verborgen lag. Auf einmal sahen sie sich von allen Seiten von einer Menge umgeben, die ihnen dreimal gewachsen gewesen wäre, wenn auch nicht Mann und Pferd von der Verfolgung der ersten Parthei, die nun schon einige Stunden gedauert hatte, abgemattet gewesen wären. Da sie hinter sich eben so viele Feinde erblickten, als vor sich, so war keine andre Retirade möglich, als daß sie sich mit dem Schwerdt in der Faust durchschlugen. Der Graf von Urach behielt bei dieser verzweifelten Stellung sein völliges kaltes Blut. Er bat die Ritter, sich ihrer Speere nicht zu bedienen, weil sie dadurch von einander getrennt werden würden, sondern in geschlossenen Gliedern so lange im Rückzuge zu fechten, bis sie einen Platz gewonnen, wo sie den Rücken frei hätten. Er stellte ihnen vor, sie würden gewiß jetzt schon bei der Armee vermißt seyn, und es könnte nicht fehlen, daß man ihnen nicht bald zu Hülfe eilen müßte. Diese wahrscheinliche Aufmunterung wurde zwar von Leuten, die gewohnt waren, der Gefahr Trotz zu bieten, mit Vergnügen angenommen; aber sie rettete sie nicht vom Untergange. Balak hatte zu dieser Unternehmung die Tapfersten und Entschlossensten seines Heeres ausgesucht. Sie griffen den kleinen Hau-

fen der Christen mir solcher Wuth an, daß bald ein jeder von demselben sah, daß Tod oder Gefangenschaft ihr Loos seyn würde. Sie stürzten einer nach dem andern an des Königs Seite nieder, dieser von einem Pfeile durchbohrt, jener verschmachtet von Hitze und Ohnmacht in dem eisernen Harnisch. Urach lebte noch. Urach wütete als ein Löwe gegen jeden, der sich ihm oder dem König näherte. Drei Säbelhiebe nach dem Haupte seines Herrn hatte er unwirksam gemacht. sein Schild sank von seinem starken Arme, von der Last der Pfeile, die er aufgefangen hatte. Das Blut strömte aus seinen Wunden, aber dennoch wagte es kein Feind mehr, sich ihm zu nahen, als ihm, indem sein Arm mit einem kräftigen Streiche, der einem Araber das Leben endigte, herabsank, ein andrer mit einem Spiese zwischen der Oefnung des Harnisches und des Helmes in den Hals stieß. Der tapfre Berthold sprach den Namen seiner Erwine aus, und sank ohne Leben zur Erde.

Balduin, Galeran und die übrigen wenigen, die noch am Leben waren, waren so heftig verwundet und so abgemattet, daß sie sich kaum mehr auf den Pferden halten konnten. Unfähig zur Gegenwehr, ergaben sie sich dem Feinde, und liessen sich in das feindliche Lager führen.

Steinheim war bei diesem traurigen Vorfall nicht gegenwärtig. Er hatte in einem der vorigen Scharmützel eine leichte Wunde empfangen, die

ihm

ihm die Führung der Waffen beschwerlich machte. Sobald die Nachricht von dem Unglücke, das dem König und seiner Suite begegnet war, das Lager erreichte, und bis zu ihm drang, sprang er aus dem Bette, und warf sich auf ein Pferd. Er fand das ganze Lager unter den Waffen. Balak hatte sich der Bestürzung, die die Gefangenschaft des Königs nothwendig bei seiner Armee hervorbringen mußte, bedienen wollen, und war mit seinem ganzen Heer aufgebrochen, sie anzugreifen. Als Steinheim aus dem Lager ritt, wenigstens den Körper seines verlornen Freundes aufzusuchen, stieß er weit von dem Orte, wo die unglückliche Niederlage geschehen war, auf die feindlichen Vorposten, und mußte auch den traurigen Trost entbehren, dem tapfern Urach die letzte Pflicht geleistet zu haben. Der Schmerz über den Verlust des Grafen, und die Entzündung, die die Bewegung bei seiner Wunde hervorgebracht, verursachten ihm ein Fieber, welches ihn nöthigte, die Armee zu verlassen, und nach Jerusalem zu gehen. Er schrieb von da an den Grafen von Henneberg, meldete ihm den Tod seines Schwagers, und bat ihn, denselben der Gräfin, seiner Gemahlin, auf die bestmöglichste Art zu wissen zu thun.

Es ist unmöglich, die Gemüthsverfassung des Grafen von Henneberg zu beschreiben, als er die Nachricht von dem Tode des Gemahls des Gegenstandes seiner hoffnungslosen Liebe empfieng. Sei-

ne erste Empfindung war Schmerz. Graf Werner war nicht lasterhaft. Seine Leidenschaft hatte seine Freundschaft für den unglücklichen Grafen nicht geschwächt. Die Liebe hatte sich in sein unbewachtes Herz geschlichen, wie sie sich in das Herz eines unschuldigen Mädchens schleichet, für einen Mann, den Stand, Vermögen und Verbindung weit über sie erheben, wo die Vernunft jeden Gedanken an ihr tadelt, und dennoch, trotz aller ihrer Verweise, ihn jeden Tag stärker werden sieht. Das arme kämpfende Opfer der Unvorsichtigkeit härmet sich dann, sieht den öden Tag täglich freudenloser, hat keine vertraute Freundin, von der sie sich nicht Spott, anstatt Mitleidens, versprechen müßte, und welket ihre Jugend hin, bis die Hand der Zeit nicht ihren Schmerz heilt, sondern nur stumpf macht. Der sanftfühlende, tugendhafte Graf von Henneberg versprach sich ein gleiches Geschenk von der Zeit, als der Brief des Herrn von Steinheim seinem Gefühl eine andre Wendung gab. Der erste Gedanke war freilich unter Herabträuflung einer Thräne, trotz seiner Liebe: der arme Urach! aber der zweite war auch: Die schöne Erwine! und es würde schwer seyn zu sagen, in wie kurzer Zeit diese Gedanken auf einander folgten. Als er seine Seele aus dem ersten Tumult, in den sie bei der ihn so nahe angehenden Nachricht gerieth, etwas wieder gesammelt hatte, überlegte er, wie er den Auftrag des Herrn von Steinheim ausrichten,

und

und Erwinen zur Ertragung der traurigen Nachricht am schicklichsten vorbereiten könnte. Er fand es am schicklichsten, der Aebtissin von Quedlinburg, einer Dame von groser Klugheit und Rechtschaffenheit, deren Hochachtung und Freundschaft sich die Gräfin ganz erworben, die Sache zu überlassen, und sandte derselben den Brief des Herrn von Steinheim, mit der Bitte, in dem traurigen Geschäfte der Gewogenheit gemäß zu handeln, die sie Erwinen geschenkt hätte. An die alten Herren von Urach und Steinheim schrieb er selbst bei der Uebersendung der Briefe des jungen Steinheims, und bemühte sich besonders, seinem Briefe an den letztern eine Wendung zu geben, die das Herz des Vaters der Erwine für ihn einnähme. Uebrigens wurde ihm auf einmal die ganze Schöpfung wieder helle; sein trübes Auge glänzte von neuem von einem ausdruckvollen Feuer, und die Hoffnung gab seiner Seele die lange verlorne Ruhe, und seinem Körper Gesundheit wieder.

Die Aebtissin von Quedlinburg verfuhr gegen ihre schöne Geisel, bei der Hinterbringung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, mit alle der weisen Freundschaft, die sich der Graf von Henneberg von ihr versprochen hatte. Sie bereitete sie zu der traurigen Zeitung mit den Schritten der Klugheit, und tröstete sie durch die Gründe der Religion, als sie sie völlig erfahren hatte. Erwine liebte ihren Gatten mit mehr als gewöhnlicher

Lie-

Liebe. Ihr fühlendes, für sanfte Empfindungen offnes Herz war keiner gemeinen Eindrücke fähig; sie war mit dem Grafen von Urach auferzogen, und jeder Pulsschlag, der nicht aus Liebe für ihn schlug, schlug aus Gewohnheit. Die Gefahr, in der sie gewesen war, ihn zu verliehren, hatte ihr ihn doppelt werth gemacht, und die Ueberwindung dieser Gefahr schläferte sie in eine Art von Sicherheit ein, und überredete sie, daß es nicht mehr möglich sei, daß sie ihn verliehren könnte. Alles dieses schärfte die Stacheln ihres Schmerzes; lange war sie keines Trostes fähig. Der Anblick ihrer Kinder vermehrte ihre Betrübniß, statt sie zu lindern. Sie weigerte sich, Quedlinburg zu verlassen, ungeachtet ihr der Kaiser, sogleich nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, Erlaubniß dazu gegeben hatte, und ihr Vater und Schwiegerältern sie inständig darum baten, und offenbarte endlich der Aebtissin, daß sie willens sei, den Schleier zu nehmen, und ihre künftigen Tage in einem Kloster zuzubringen.

Diese Prinzessin hatte das Geheimniß des Grafen von Henneberg durchschaut. Er sprach in seinen Briefen von Erwinen nicht mit der ruhigen Sprache der Freundschaft. Seine Leidenschaft blickte aus jeder Zeile hervor. Sie schätzte ihn wegen seines persönlichen Karakters hoch, und suchte ihm, als dem Favoriten ihres Neffen, gefällig zu seyn. **Erwinens** Schmerz war noch zu wild, Vor-

schlä-

schläge von einer andern Vermählung anhören zu können. Die Aebtissin bestritt also ihren Vorsatz, die Welt zu verlassen, nur aus Gründen, die von ihrer und ihrer Kinder Glückseligkeit hergenommen waren, und machte ihr eine so lebhafte Abschilderung von ihrer Mutterpflicht, daß sie den Gedanken wenigstens so lange, bis ihre Kinder erwachsen wären, aufgab.

Der Graf von Henneberg hatte nicht unterlassen, selbst verschiedenemal an Erwine zu schreiben. Sie las seine Briefe, erwiederte sie mit Vergnügen, und fand Trost darin, daß sie sich in denselben von ihrem Gemahl unterhalten konnte. Graf Werner verband mit einem lebhaften Verstande zu viel feines Gefühl, als daß er nicht ein Liebling der Musen hätte werden müssen. Er gehörte unter die besten Minnesinger, und Erwine, die die Dichtkunst liebte, und selbst Dichterin war, las die Poesien mit Vergnügen, die er übersandte. Er war in denselben nicht mehr zurückhaltend, und ungeachtet er ihr seine Liebe nicht geradezu zu bekennen wagte, so sagte er ihr doch so viel Schmeichelhaftes, daß sie selbst zuweilen zu fühlen anfieng, daß es über die Gränzen der Freundschaft gienge. Die Geschäfte seines Herrn hatten ihn noch immer in Italien zurückgehalten, wo er nun sehr gegen seinen Willen war. Es war ein Jahr verflossen, seitdem er Nachricht von dem Tode des Grafen Urach erhalten hatte, und er glaubte, der Freund-

schaft

schaft und der Anständigkeit hinlänglich Genüge gethan zu haben, um den Forderungen seiner Liebe Gehör geben zu dürfen. Zum Glück derselben hetzte um diese Zeit Adelbert, Erzbischof von Mainz, auf Anstiften des Pabstes Kalixtus, die sächsischen Fürsten gegen den Kaiser auf, und es schien sich zum allgemeinen Abfall in Deutschland anzulassen. Heinrich glaubte den Rath und Beistand des Grafen zu nöthig zu haben, als daß er ihn in Italien lassen dürfte, und rief ihn zu seinem grosen Vergnügen zurück.

Wir überschlagen die Erzählung dieses Krieges, ungeachtet er wichtig genug war, und die letzte Ursach wurde, daß der Kaiser das Recht, die geistlichen Stifter und Präbenden zu besetzen, verlor. Der Graf Werner theilte seine Zeit, so lange er dauerte, unter der Besorgung der Vortheile seines Herrn, und den Geschäften seiner Liebe. Er hatte die schöne Wittwe, gleich nach seiner Zurückkunft in Deutschland, besucht, und wiederholte dieses, so oft es möglich war. Erwinen blieb es nicht länger verborgen, daß er mehr als blose Freundschaft für sie fühlte. Aber ein Herz, das so geliebt hatte, als das ihrige, ist schwerlich einer zwoten Neigung fähig. Erwine schätzte den ganzen Werth des Grafen von Henneberg. Sie gestand, daß er einer der schönsten Männer seiner Zeit sei, sie bewunderte die Richtigkeit seines Verstandes und die Annehmlichkeit seines Witzes, und

sprach

sprach mit Hochachtung von der Rechtschaffenheit seines Karakters. Aber sie empfand nicht für ihn den simpathetischen Zug des Herzens, dieses namenlose Gefühl, das uns den Gegenstand, auf den es gerichtet ist, bei jeder Gelegenheit vor Augen führt, und verursacht, daß wir nur ihn denken, nur für ihn uns freuen, nur seinetwegen uns betrüben; dieses uns ganz beherrschende Gefühl, das alle andre auslöscht, und von dessen Entstehung wir doch oft den Grund anzugeben nicht im Stande seyn würden. Erwine sah in dem Grafen Henneberg blos den zu hochschätzungswürdigen Mann, und Freundschaft war alles, was ihr Herz für ihn fühlte.

Der Graf empfand ihren Kaltsinn mit einem Schmerz, der seiner Liebe gleich war. Weil er indessen keine Ursache mehr hatte, seine Liebe zu verheimlichen, und der Geist der Chevallerie damals die Klagen über die Grausamkeit der Schönen eben so ehrwürdig machte, als man jetzt darüber lachet, so wußte bald der Kaiser und alle seine Freunde den unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen, die Gräfin zu gewinnen. Erwine wurde nun von allen Seiten belagert. Ihr Vater selbst und ihre Schwiegerältern bezeugten ihr, daß sie wünschten, daß sie des Grafen Hand annehmen möchte. Man lies sie in dieser Heirath tausend Vortheile für ihre Kinder erblicken, man wies ihr, wie viel sie gewönne, wenn sie ihre Häuser dadurch mit dem

kai=

kaiserlichen wieder aussöhnte. Kurz, man wandte alles an, ihren Verstand zu überzeugen, da ihr Herz nicht gerührt werden konnte. Die Aebtissin von Quedlinburg war die vornehmste Beförderin des Glücks des Grafen von Henneberg. Die Heirathen, sagte sie zu ihr, die der Verstand und die gegenseitige Konvenienz schlieset, sind die glücklichsten, meine Tochter, wenn eine wechselseitige Hochachtung damit verbunden ist. Ich gebe es zwar gern zu, daß ohne Liebe, auch bei der glücklichsten Stellung, anfangs ein Leeres in dem Herzen zurückbleibt, das Hochachtung und selbst angenehmer Umgang unter Eheleuten nicht ausfüllen. Aber was diese nicht können, das kann die mächtige Hand der Gewohnheit. Durch sie wird unter tugendhaften, ihre Pflicht zu erfüllen aufmerksamen Eheleuten eine gegenseitige Ueberzeugung ihres Werth, ein Verlangen nach einander und ein lebhaftes Gefühl der Glückseligkeit des Wechselbesitzes erregt, das die Liebe so gut ersetzt, daß diese Eheleute selbst diese Empfindung Liebe nennen, ungeachtet sie es nicht ist, auch nicht werden kann. Denn Liebe setzt Verlangen zum voraus, und Genuß erlaubt kein Verlangen mehr. Sie sind in dem angeführten Falle, theure Erwine. Der Graf ist ein hochschätzungswürdiger Mann; Sie haben viel warme Freundschaft für ihn, Ihre Denkungsart, selbst Ihre Lieblingsbeschäftigungen sind sich gleich. Sie lieben ihn nicht, aber Sie lieben

auch

auch keinen andern, und Ihr zärtliches Andenken an Ihren Urach kann mit Ihrer Pflicht gegen einen zweiten Gemahl sehr gut bestehen. An der andern Seite denken Sie, Ihre Kinder haben noch viele Jahre zurückzulegen, ehe sie sich selbst schützen können. Ihr Vater und Ihr Schwiegervater sind Greise; und wer steht Ihnen dafür, daß Ihr Bruder nicht gleiches Schicksal mit Ihrem Gemahl haben kann? Die Gesinnungen des Kaisers gegen Ihr Haus sind Ihnen bekannt. Ich kann darüber nichts sagen, liebste Erwine, als was Sie schon wissen. Wollen Sie es versäumen, sich einen Beschützer zu erwerben, den Ihnen Gott vielleicht auf die Fürbitte Ihres abgeschiedenen Gemahls anbietet?

Die sanfte nachgebende Erwine folgte ihren Freunden, deren Gründen sie nichts entgegen sezzen konnte, als daß ihr Herz ihr einen Schritt widerriethe, den ihr Verstand billigte. Sie nahm von dieser Zeit an die Aufwartungen des Grafen an. Er hielt ihr leidendes Verfahren für Gegenliebe, und drang desto heftiger in sie, ihn durch ihre Hand völlig glücklich zu machen. Die Gräfin willigte endlich ein, daß der Tag ihrer Vermählung vestgesezt wurde, und sie wurde an demselben, an dem Hofe des Kaisers, mit einer Pracht vollzogen, die des vornehmen Standes des Ehepaars und des Favoriten des Kaisers würdig war. Der alte Herr von Steinheim erschien das erstemal am

Hofe Heinrichs V, und söhnte sich mit ihm aus, wenn man ein Paar freundliche Worte, zwischen zwei Personen, die es einander nie verzeihen können, daß der eine zu gut, und der andre zu schlecht gehandelt, eine Aussöhnung nennen kann. Indessen öffnete sich des alten rechtschaffenen Steinheims Herz in so weit, daß er jedes Gefühl von Haß und Rache aus demselben verbannte, und von dieser Zeit ein treuer Anhänger des Kaisers blieb. Auch ist dieses alles, was der ehrliche Mann und der Christ thun kann. Denn Hochachtung und Freundschaft kann der Lasterhafte nie fordern, auch alsdann nicht, wenn seine Laster uns nicht unmittelbar zum Schaden gereichen.

Die nunmehrige Gräfin von Henneberg war der Abgott ihres Gemahls. Das wahre Verdienst gewinnt immer, je genauer man es kennen lernt. Der Graf Werner fand in seiner Gemahlin täglich mehr Vollkommenheiten, liebte sie täglich heftiger, und betrübte sich innigst, daß weder seine aufmerksame Zärtlichkeit, noch ihre eigene Bemühungen, im Stande waren, die Melancholie zu besiegen, die vest in ihrem Herzen saß, und bei der mindesten Gelegenheit auf das heftigste hervorbrach. Die unglückliche Erwine konnte ein nagendes Andenken an ihren vorigen Gemahl nicht aus ihrer Seele vertreiben. Sie hatte ihn stets vor Augen, wenn sie wachte, und quälende Träume stellten ihr seine Gestalt dar, bald wie er auf dem Schlacht-

felde in seinem Blute wälzend ihr die Arme reichte, und sie bat, ihm die Augen zuzudrücken; bald mit Blicken voller Zorn, da er sie schalt, daß sie ihm untreu geworden, und sich einem andern Mann in die Arme geworfen; bald sie an ihre ersten Jahre erinnernd, wo sie als Kinder an dem Ufer der Murr ihre Tage verscherzt, und ihre nun verrathene, nun getrennte Liebe den ersten Keim getrieben! Dann wachte sie in Todesangst auf, verließ ihr stachlichtes Lager, ehe die Sonne aufgieng, und kämpfte mit ihrer schwarzen Phantasei, um ihren Blick aufzuheitern, und vor dem liebevollen Auge ihres Gemahls heiter erscheinen zu können. So sehr dies ihre Bemühung war, so entgieng doch ihr Kummer dem forschenden Auge des liebenden Grafen nicht. Er sah, daß er geirrt hatte, wenn er geglaubt, daß Erwine den Grafen von Urach in seinen Armen vergessen sollte. Er schätzte die Großmuth seiner Gemahlin, die ihren Gram vor ihm verheimlichte, aber er war deswegen nicht glücklich. Auch sein Herz fühlte zu zart und zu heftig, als daß es durch etwas anders, als Gegenliebe, hätte befriedigt werden können.

Erwine war in das zweite Jahr verheirathet, und unterdessen Mutter von einem Sohne geworden. Sie war, seitdem sie mit ihrem ersten Gemahl nach dem unglücklichen Reichstage zu Goslar gereiset war, nicht wieder nach Steinheim gekommen. Jetzt hatte sie sich diese Reise mit ihrem Ge-

mahl vorgesetzt, um ihren Vater unvermuthet zu erfreuen, als sie plötzlich einige Tage vor ihrer Abreise durch einen Besuch von dem alten Steinheim selbst überrascht wurden. Erwine eilte verwundert und bestürzt über diese unerwartete Ankunft ihres Vaters, sich in seine Arme zu werfen. Sie erschrack aber, als sie ihn genau ansah, und in seinem Gesichte eine merkliche Traurigkeit und Verwirrung erblickte, dergleichen sie an dem standhaften geprüften Greise vorher nie beobachtet hatte. Ihr Gemahl war den nämlichen Morgen verreist, auf einem seiner Güter, das von seinem Wohnsitze nicht sehr weit entfernt war, Vorkehrungen zu machen, ehe er seine Reise nach Schwaben anträte. Erwine ließ also ihrem Vater gleich nach der ersten Bewillkommung merken, daß sie Unruhe und Kummer in seinem Gesichte zu lesen glaubte. In der That, antwortete er, finde ich selbst, daß ich nicht recht ruhig bin, ohne eben eine Hauptursache davon angeben zu können. Aber wann erwartest du deinen Gemahl zurück, meine Tochter? Die Gräfin sagte ihm, daß er in einigen Tagen zurück kommen würde, und zeigte ihm zu gleicher Zeit an, daß sie willens gewesen wären, ihn so durch einen Besuch zu überraschen, als er sie jetzt überrascht hätte. Steinheim beantwortete dies mit einem einsilbigen: So? und fiel in tiefe Gedanken, während welchen seine Unruhe merklich stieg. Seine Tochter betrachtete ihn mit ängstlicher Ungeduld

und

und fieng an, stärker in ihn zu dringen, ihr die Ursach seiner Tiefsinnigkeit, die mit so vielem Kummer begleitet zu seyn schiene, bekannt zu machen. Der alte Steinheim wich aber ihrer Frage aus, und führte Erwinen auf eine andre Materie, die ihr immer die wichtigste blieb. Er sprach nämlich von ihrer Jugend, gieng die ersten Jahre ihres Lebens vor ihrer Verheirathung mit dem Grafen Urach durch, und sprach mit Entzückung von der kurzen Zeit, wo sie mit demselben in Urach und Steinheim gelebt hatte.

Erwinen zerfloß bei diesen zurückgerufenen Szenen ihrer vorigen Glückseligkeit, die sie seit ihrer zwoten Verheirathung immer vor Augen gehabt, und zu vergessen immer vergeblich gekämpft hatte, in Thränen. Ihr ganzes Herz war offen, und strömte vor Liebe gegen ihren ersten Gemahl, und vor Schmerz über seinen Verlust, über. Wenn ich nach dem, was du mir sagst, und nach deinen Thränen urtheilen soll, versetzte ihr Vater, so hat der Graf von Henneberg das Bild deines ersten Gemahls noch nicht aus deinem Herzen vertilgt. Es ist eine schmerzhafte Häufung meines Kummers, antwortete Erwine, daß mir mein Gewissen sagt, daß ich die Liebe dieses würdigen Mannes nicht so erwiedern kann, als er es verdient. Mein eignes Gefühl lehrt mich, daß alle meine Bemühung, meiner Pflicht nachzukommen, ihm meinen Mangel der zärtlichen Empfindung nicht ersetzt. Aber

diese Empfindung ist nicht willkührlich. Urachs Bild herrscht noch ganz in meiner Brust. Ich kann für den Grafen von Henneberg nichts fühlen als Hochachtung und Pflicht. Dieses unglückliche Geheimniß ihrer Tochter hat sie bisher treu in ihrem Busen bewahrt; doch glaubt sie es vor einem solchen Vater, der zugleich der mitleidigste Freund ist, sicher ausschütten zu dürfen. — Der Herr von Steinheim hörte der Gräfin aufmerksam zu. Meine Tochter, sagte er endlich nach einer langen Pause, die Erwinens Thränen ausfüllten, deine Empfindungen haben nichts, das die Tugend beleidigt, und dein jetziger Gemahl wird so gerecht seyn, einer ersten Liebe, die in so zarten Jahren Wurzel schlug, Nachsicht widerfahren zu lassen. Die Wege der Fürsehung sind uns immer dunkel, und es ist unbegreiflich, warum sie oft den Frömmsten die herbsten Leiden zusendet. Du scheinst unter diejenigen zu gehören, die sie besonders gewählt hat, Muster der Geduld darzustellen. Ich zweifle auch nicht, daß die göttliche Gnade, die dich gelehrt hat, deine bisherigen Unglücksfälle zu ertragen, dich auch stark machen wird, grösere Leiden zu überwinden, wenn sie dir begegnen sollten. Er umarmte hierauf seine Tochter, und begab sich auf sein Zimmer, woselbst er sich noch eine lange Zeit mit Schreibung einiger wichtiger Briefe beschäftigte, die er noch diesen Abend, durch einen von den Leuten, die er bei sich hatte, wegschickte.

Er gieng den andern Morgen sehr früh zu seiner Tochter. Unser gestriges Gespräch, sagte er, hat sehr lebhaft auf mich gewirkt. Meine Phantasei war so sehr damit beschäftigt, daß es mir im Traume schien, als wenn der Graf Urach nicht tod sei, sondern aus dem heiligen Lande gesund zurück käme. Leider, antwortete ihm Erwine, ist dieses das Spiel meiner kranken Einbildungskraft fast alle Nacht. Ich sehe den unglücklichen Grafen, ich umarme ihn, ich wasche seine Wunden mit meinen Thränen, oder beantworte mit denselben die Vorwürfe, die er mir macht, daß ich die Treue gebrochen, die ich ihm vor dem Altar in Gegenwart Gottes und der Heiligen geschworen. Träume, erwiederte Steinheim, kommen von Gott, und sind nicht selten Mittel, deren sich die Fürsehung bedient, uns auf unser Schicksal vorzubereiten. — Es tragen sich zuweilen unglaubliche und unerhörte Dinge zu. — Wie so? mein Vater! fragte Erwine mit Bewegung. — Es wäre ja nicht ganz unmöglich, daß der Graf von Urach nicht im Treffen geblieben wäre, daß er noch lebte, und daß du ihn wieder sähest. —

Welch ein fürchterlicher Gedanke! So unmöglich, so reizend und so kummervoll! —

Setze den Fall, er sei möglich. Warum sollte seine Rückkunft dir so grosen Kummer machen, da du selbst gestehest, du liebst ihn noch immer mehr, als den Grafen von Henneberg?

Sie setzen mich aus mir selbst mein Vater! Was hat dieses schreckliche Gespräch für eine Absicht?

Erwine, du bist eine Christin, und ein vernünftiges Weib. Sammle deinen ganzen Muth, ich habe dir eine grose Nachricht zu sagen. — Die arme Gräfin zitterte.

Ich habe Briefe von deinem Bruder, fuhr ihr Vater fort, er schreibt mir, daß das sonderbare Gerücht gienge, dein erster Gemahl sei nicht tod.

Kaum hatte der alte Steinheim diese fürchterlichen Worte ausgesprochen, als seine unglückliche Tochter erblaßte, und ohnmächtig in seine Arme sank. Ihr Vater hatte nichts geringers erwartet. Er trug sie nach einem Stuhle und rief ihre Leute, ihm beizustehen, sie ins Leben zurückzurufen. Man brachte sie ins Bette, und ungeachtet sie bald wieder zu sich selbst kam, so schloß sie doch die Augen sogleich wieder, als sie ihren Vater erblickte. Der alte Steinheim lies sie unter den Händen ihrer übrigen Frauen, und rief eine alte vertraute Kammerfrau, die sie in ihrer Kindheit auf dem Arme getragen, und deren Rechtschaffenheit das gränzenlose Zutrauen, das Erwine auf sie setzte, verdiente. Beatrix, sagte er zu dieser, es ist nothwendig, daß eure Frau, wo möglich noch heute, oder wenigstens doch morgen mit Anbruch des Tages, dieses Schloß verläßt. — Fasset Muth, gute Beatrix, ich muß mich auf eure Redlichkeit und Klug-

heit

heit verlassen, daß diese Reise so wenig den Anschein von etwas Sonderbarem hat, als möglich. — Der Graf unterrichtete sie hierauf, daß sie bei den übrigen Leuten des Grafen vorgeben sollte, sie dächte zu ihrem Gemahl zu reisen, und daß niemand sie begleiten sollte, als sie allein. Man kam indem, ihm zu sagen, daß seine Tochter nach ihm gefragt hätte.

Er gieng sogleich zu ihr, und fand sie in einer Art Betäubung, die sie halb fühllos machte. Als sie allein waren, faßte ihr Vater sie an die Hand. Liebste Erwine, sagte er, suche dich so weit zu beruhigen, daß du mich anhören kannst. Ohne die behutsamste Klugheit wirst du das grose Leiden, das dir der Himmel auflegt, noch vermehren. Dein erster Gemahl lebt noch, und du gehörst nach göttlichen und Menschen Rechten ihm. Deine zwote Heirath hebt die erste nicht auf, und es ist deine Pflicht, zu deinem vorigen Mann zurückzukehren. Die Fürsehung hat es unstreitig so gefügt, daß ich dich allein angetroffen. Wäre dieses nicht gewesen, so würde es schwerer gehalten haben, mein Vorhaben auszuführen. Jetzt, bitte ich dich, suche dich zu fassen, um entweder bei mir, oder an einem andern Orte, mit mehrerer Ueberlegung die Maßregeln ergreifen zu können, die diese traurige Begebenheit nöthig machen wird. — Die Gräfin antwortete ihrem Vater nicht. Sie lag sprachlos, mit gen Himmel gewandtem Blick, ihr Herz

klopfte, daß man seine Bewegung sah, und keine mitleidige Thräne linderte ihre betäubende Angst. Endlich fuhr sie mit einer wütenden Bewegung auf, nannte wechselsweise den Namen ihrer beiden Gemahle, beschuldigte sich in den heftigsten Ausdrükken der Untreue und des Ehebruchs, und rief den Grafen von Urach, sie dafür zu strafen und zu töden. Ihre Natur erlag unter diesem heftigen Ausbruch, und sie fiel abermals in eine Art ohnmächtigen Schlummers, der einige Stunden dauerte.

Ihr Vater machte unterdessen Anstalt zu ihrer Abreise. Da er zweifelte, daß sie Stärke genug zum Reiten haben würde, welches damals die gewöhnliche Art war, auf welche die weniger verzärtelten europäischen Damen reisten, so lies er eine Sänfte zubereiten, die von Pferden getragen wurde, deren man sich in diesen Zeiten ebenfalls zu bedienen pflegte. Als man ihm sagte, daß die Gräfin erwacht sei, gieng er zu ihr hinein, und fand sie um ein Groses geschickter, die Maßregeln zu befolgen, die er zu nehmen gutgefunden hatte. Sie schwamm in Thränen, und bat ihren Vater um eine umständlichere Erzählung, wie er die Nachricht von dem Leben ihres ersten Gemahls empfangen hätte. Er sagte ihr, daß der treue Bertuch, der seinen Sohn begleitet, von ihm herübergesandt wäre, und Briefe von den beiden Rittern, die eine umständliche Nachricht davon enthielten, überbracht hätte.

Die

Die Erhaltung des Grafens von Urach gehörte unter die auserordentlichen Begebenheiten, durch welche die Fürsehung zuweilen gegen die menschliche Erwartung oder Voraussehung, groses Unglück oder Glück über die Sterblichen verbreitet. Er war in dem überlegenen Angriff, den die Araber auf die kleine Begleitung des Königs Balduin gethan, von der heftigen Verblutung ohnmächtig vom Pferde gestürzt, und jeder von den wenigen, die dem Säbel der Feinde oder der Gefangenschaft entgangen waren, hatten Steinheim die Versicherung seines Todes gegeben; der König Balduin und die übrigen Gefangenen, die nach Verlauf einiger Zeit, da der Emir Balak das Leben verloren hatte, von seiner Wittwe losgekauft waren, bestätigten diese Nachricht, und es war gar kein Grund da, das Gegentheil zu argwohnen, und sich den Fall vorzustellen, durch welchen Urach erhalten worden. Die Araber eilten nämlich mit ihrem vornehmen Gefangenen so schnell als möglich ihrem Lager zu. Der Emir ließ, wie wir oben schon erzählt, seine Armee gleich vorwärts rücken, als er erfuhr, daß der König von Jerusalem in seinen Händen sei, um Gebrauch von der Bestürzung zu machen, in der sich die Christen nothwendig befinden müßten. Diese hatten eben so viel Ursach, ein Treffen zu vermeiden, als er es suchte, und zogen sich in der Maße zurück, als er sich ihnen näherte. Hiedurch wurde der Herr von Steinheim

ver=

verhindert, den Kampfplatz zu besuchen, wo sein Freund, seiner Meinung nach, sein Leben eingebüßt hatte. Einige Einsiedler wohnten nicht weit davon in einer einsamen Hütte. Sie hatten dem Gefechte in der Ferne zugesehn, und als die Nacht eingebrochen war, begaben sie sich auf den Kampfplatz, in der Absicht, ihre Glaubensgenossen zu begraben. Als sie den Grafen von Urach der Reihe nach aufhoben, weckte ihn die Bewegung aus seiner Ohnmacht auf, und verursachte, daß er einige Zeichen des Lebens von sich gab. Die Einsiedler standen sogleich von ihrem Geschäfte ab, und trugen ihn in ihre Hütte, woselbst sie seine Wunden verbanden, und ihn, so gut es ihre Armuth zuließ, erquickten. Der Graf war ein junger Mann, dessen starke Natur sich selbst half, sobald sie nur im mindesten unterstützt wurde. Dennoch dauerte es länger als 6 Monat, ehe seine Wunden, besonders diejenige, die er am Halse empfangen, und die am mehrsten zu seiner Verblutung beigetragen, völlig heil werden wollten. Die frommen Einsiedler siegten durch ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit über alle Schwierigkeiten, die sie bei ihrem Geschäfte fanden, und gaben ihrem tapfern Gast seine völlige Gesundheit wieder. Er wünschte darauf seinen einsamen Aufenthalt zu verlassen, und wieder zur christlichen Armee zurückzukehren. Aber die Gefahr dieser Reise war ungemein gros. Sie waren allenthalben mit lauter ara-

bi=

bischen und türkischen Nationen umgeben, und es schien eine Unmöglichkeit zu seyn, einen jungen wohlgebildeten Christen durch diese Länder unentdeckt führen zu können, ungeachtet diesen Einsiedlern die Wege aufs genaueste bekannt waren. Endlich entschloß man sich, ihn durch eine Einsiedlerkleidung, durch einen längern Bart, als den er sonst, der damaligen Gewohnheit nach, trug, und durch völlige Abscheerung seiner Haare unkenntlich zu machen, und in dieser Gestalt durch einen ihres Mittels, den Euphrat herauf, bis an die Gränzen von Edessa, führen zu lassen. Der Graf verließ in dieser Verkleidung die gastfreie Hütte seiner frommen Erhalter und Wohlthäter mit gerührtem Herzen und voller Gefühl der Hochachtung, die ihre Frömmigkeit und treue Sorgfalt für ihn in ihm hervorgebracht. Er gieng mit seinem Begleiter durch verschiedne arabische Horden. Ihre Armuth und Kleidung schützte sie vor aller Gefahr. Die frommen Muselmänner gaben ihnen Almosen und Lebensmittel, und sie hatten die Gränzen von Edessa beinahe erreicht, als die unüberlegte Hitze und der zu feurige Muth des Grafen ihn abermals hinriß, und diesesmal ohne Wiederkehr unglücklich machte.

Sie waren bei Sonnenuntergang über einen der Kanäle gegangen, die der Fleis der Einwohner häufig in dem fruchtbaren Mesopotamien zieht, um seine Fluren zu wässern, als sie plötzlich das

Ge-

Geräusch eines Gefechtes und das Geschrei streitender Schaaren hörten. Urach eilte, ungeachtet aller Vermahnungen des Einsiedlers und seiner Vorstellungen, daß er sich einer augenscheinlichen Gefahr aussetzte, einem Hügel zu, der ihnen den Auftritt verdeckte, und ließ seinen alten Gefährten bald hinter sich. Sobald er den Hügel erreicht hatte, sah er, daß fünf bis sechs christliche Ritter, die er bald an ihren Ordenszeichen für Tempelherrn erkannte, sich gegen einen überlegenen Haufen Türken wehrten. Sogleich stürzte er sich von dem Hügel, bemächtigte sich eines Schwerdts und Schildes eines Ritters, der schon hinter dem Haufen erschlagen lag, warf sich auf einen Türken, riß ihn vom Pferde, schwang sich auf dasselbe, und mischte sich mit solchem Nachdruck unter die Fechtenden, daß die Türken anfiengen zu weichen. Alle diese Handlungen geschahen mit solcher Schnelligkeit, und seine Einsiedlerkleidung, und der grose Nachdruck und die Geschicklichkeit, mit der er seine Streiche führte, gaben dem ganzen Auftritt so sehr das Ansehen des Wunderbaren, daß beide Theile glaubten, ein überirdisches Wesen sei den Christen zu Hülfe gekommen. Die Anzahl der Türken wurde indeß durch einen neuen Trupp vermehrt, die die wenigen Christen bald völlig umringten. Der alte Einsiedler stand oben auf dem Hügel, erstaunt und betrübt über das, was er von seinem Gefährten sah. Als er aber die neue türkische Verstärkung

er=

erblickte, und einige von den christlichen Rittern vom Pferde stürzen sah, so floh er, betrübt über den gewissen Untergang des Grafen, dessen Tapferkeit er nothwendig bewundern mußte, so sehr er die Hitze tadelte, mit der er sich in diese neue Gefahr stürzte. Der Ausgang des Gefechts blieb nicht lange unentschieden. Das Pferd des Grafen Urach wurde durchstochen, und fiel tod auf ihn nieder. Unterdessen, daß er arbeitete, sich los zu machen, fielen verschiedne Türken über ihn her, entwaffneten ihn, und banden ihm die Hände auf den Rücken. Die übrigen Ritter wurden entweder erschlagen, oder hatten gleiches Schicksal.

Die Türken schleppten ihre Gefangenen über den Euphrat, wo sie sie an eine handelnde Karavane verkauften, die den Grafen tief in Persien führte. Sein starker Körper, die Schnelligkeit, mit der er etwas begriff, und seine Arbeitsamkeit, machten ihn seinem Herrn, einem alten Kaufmann, werth und sein Schicksal erträglich. Er trug seine Ketten ins dritte Jahr, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, den Seinigen von seinem Leben und traurigen Zustand Nachricht zu geben, weil die Handlung damals noch nicht so, als jetzt, alle Länder untereinander verband. In dieser Zeit aber beschloß sein Herr, mit einer Karavane an das schwarze Meer zu gehen, wohin europäische, besonders italiänische Kaufleute, zu kommen pflegten, um die morgenländischen Waaren abzuholen. Der

Graf, der dies für die einzige Gelegenheit ansah, sich aus der Sklaverei zu befreien, hatte die Geschicklichkeit, es dahin zu bringen, daß ihn sein Herr mitnahm. Sie giengen nach Erzerum, einer der grösten Stapelstädte, nach welcher die Persianer und andre Morgenländer ihre Waaren zu bringen pflegten. Urach war so glücklich, daselbst einen genuesischen Kaufmann anzutreffen, den er bei seiner Abreise in das heilige Land hatte kennen lernen. Er fand keine Schwierigkeit, diesen zu bewegen, seinem Herrn eine Ranzion für ihn anzubieten. Der Perser machte Anfangs grose Einwendungen, theils weil er seinen Sklaven wirklich ungern verlohr, theils sein Lösegeld zu erhöhen. Endlich ließ er sich bewegen und der Graf von Urach wurde von seinen Ketten befreit. Da noch fast ein Jahr fehlte, ehe seine Verweisung zu Ende war, so gieng er mit dem Schiffe des Genuesers nach Tripolis, und von da zu Lande nach Jerusalem. Er erfuhr, daß Steinheim diese Gegenden noch nicht verlassen hätte, und erschien vor demselben so unvermuthet, daß sein Freund, der von seinem Tode überzeugt zu seyn glaubte, ihn für seinen abgeschiedenen Geist hielte, und sich lange in seinen Armen befand, ehe er sich von der Wirklichkeit seines Lebens und Daseyns überzeugen konnte. Auf seine erste Bestürzung folgte Schmerz. Steinheim wußte nicht allein die zwote Vermählung seiner Schwester, sondern hatte auch, durch ei-

einen Brief an die Gräfin, sie selbst dazu aufgemuntert. Die zwote Frage des Grafen von Urach war nach seiner Gemahlin. Steinheim erblaßte und antwortete ihm gar nicht. Groser Gott, schrie der Graf, ist meine Frau tod? Das Stillschweigen und die heftige Verwirrung seines Freundes schien ihm hinlängliche Bejahung. Er überließ sich seinem Schmerz ganz, bis ihm Steinheim mit halbgebrochenen Worten sagte, sie sei nicht tod. Der Graf sah ihn hierauf mit Bestürzung an, und sagte, daß er nicht begreifen könnte, was denn die Ursach seiner Verwirrung sei. Steinheim suchte vergeblich Worte, ihm sein Unglück auf eine behutsame Art bekannt zu machen. Seine Freundschaft stellte ihm seine und seiner Schwester Schuld immer gröser vor, je länger er es überlegte, was dafür zu sagen sei. Seine Betrübniß stieg zu einer Art Wut. Er sagte dem Grafen, er und alle seine Verwandten hätten ihn schändlich betrogen, und wären seiner Freundschaft unwerth, Erwine wäre wiederum verheirathet Der arme Urach stand auf diese Nachricht erstarrt und auser sich. Er liebte Erwinen mit der Heftigkeit, die der Hauptzug seines Karakters war. Er hatte das schrankenloseste Zutrauen zu ihrer Treue und Rechtschaffenheit gehabt. Ihm war die Wahrscheinlichkeit seines Todes bei weitem nicht so auffallend, als sie seinen Freunden gewesen war, und er hielt es für den grösten Beweis einer treulosen Leichtsinnigkeit,

 daß

daß seine Gemahlin auf ein bloses Gerücht, auf die unbewiesene Vermuthung von demselben, sich einem andern in die Arme geworfen. Dazu erinnerte er sich desjenigen, was ehemals zwischen beiden in seiner Gesellschaft vorgegangen. Jeder Ausdruck, jeder Beweis einer Wohlgewogenheit, die wenigstens an Seiten der unschuldigen Erwine blos Freundschaft gewesen war, so wie Urach selbst sie vorher nie für etwas anders gehalten, gab seiner Eifersucht nur eine Ueberzeugung, daß schon damals eine lasterhafte Verbindung zwischen ihr und dem Grafen von Henneberg geherrscht habe. Da Steinheim ihm nicht verheimlichte, daß er die Nachricht von seinem Tode an sie überschrieben, und ihr zu ihrer zwoten Heirath zugerathen, so wütete er gegen denselben als ein Unsinniger, belegte ihn mit tausend beschimpfenden Namen, forderte, daß er ihm Genugthuung für die Beleidigung geben sollte, und entblößte wirklich sein Schwerdt gegen ihn. Aber Steinheim fühlte seine Beleidigungen nicht. Ich habe dich unglücklich gemacht, mein Bruder, antwortete er dem Grafen, ich weiß nicht, wie sehr durch meine Schuld, aber das ist mir gleich, räche dich, wie du willst, mein Blut mag mein Verbrechen abwischen. Allein ich werde mein Schwerdt nie auf dich zucken. — Der Graf nannte ihn einen feigen Verräther, und verließ ihn mit dem Vorsatz, sogleich nach Deutschland abzugehen, und seine Rache daselbst an seiner

Ge-

Gemahlin und dem Grafen von Henneberg abzukühlen.

Steinheim verband die Klugheit seines Vaters mit der Sanftmuth seiner Schwester. Er begab sich nach einiger Ueberlegung zu dem Könige Balduin, dem er die unglückliche Sache anvertraute, und ihn bat, ihm beizustehn, die Wut des Grafen von Urach zu mäsigen. Balduin liebte den Grafen, und die Nachricht, daß er gegen alle Erwartung noch am Leben sei, hatte ihn entzückt. Er nahm den grösten Antheil an der traurigen Verlegenheit, in der er sich befand, und würdigte ihn, sich selbst zu ihm zu begeben. Des Grafen Wut war nun in einen melancholischen Kummer ausgeartet. Der König bemühte sich, ihm zu zeigen, wie sehr er den Herrn von Steinheim beleidigt, und wie viele Beweise seines Todes da gewesen, die er dadurch bestätigt, daß er fast in vier Jahren keine Nachricht von sich gegeben; und ob gleich dieses vielleicht in seinem Sklavenstande nicht möglich gewesen, so hätte er es doch thun können, als er sich bei den Einsiedlern aufgehalten. Steinheim hatte dem Könige die Briefe gegeben, die seine Schwester an ihn geschrieben, besonders ihre Antwort, als er ihr gerathen, dem Grafen von Henneberg die Hand zu geben. Sie waren in der unverstellten Sprache der Betrübtniß und der Zärtlichkeit gegen den Grafen von Urach geschrieben, und er würde das Herz seiner Gemahlin sehr deutlich

darinn gefunden haben, wenn seine Eifersucht ihm nicht die Augen verschlossen hätte. Er versprach indessen dem Könige, sich durch den Rath kälterer Freunde leiten zu lassen, und bezeigte dem Herrn von Steinheim seine Reue über sein Verfahren gegen ihn. Sie überlegten nun miteinander, was sie für Maßregeln zu ergreifen hätten, und beschlossen vor allen Dingen, ihren Aeltern das Leben des Grafen zu wissen zu thun. Da Urach nicht leugnen konnte, daß er die Sache verschlimmern würde, wenn er selbst nach Deutschland reisete, ehe die Zeit seiner Verweisung zu Ende wäre, so schrieb er seinem Vater und dem alten Herrn von Steinheim und bat sie um die Versorgung seines Vortheils bis zu Ablauf dieser kurzen Zeit, da er sich in Deutschland dürfte öffentlich sehen lassen. Er schrieb nicht an seine Gemahlin. Denn ungeachtet er in vernünftigen Augenblicken eingestehen mußte, daß sie kein Verbrechen begangen, daß sie dem Grafen von Henneberg ihre Hand gegeben, so konnte er es ihr doch nicht verzeihen, daß sie eine so kurze Zeit gebraucht, ihn zu vergessen. Seine Wut kam völlig wieder zurück, sobald er sie sich in den Armen des Grafen von Henneberg dachte, seine Liebe war durch dieses Bild in Haß verwandelt, und er schmachtete nach der Stunde, in der es ihm erlaubt seyn könnte, seine brennende Rachgier zu befriedigen.

Der alte Steinheim wurde durch den Empfang der Nachricht von dem Leben seines ersten Schwieger-

gersohns auser sich gesetzt. Wir brauchen nicht zu sagen, wie viele Freude dadurch bei den Aeltern des Grafen gewirkt wurde. Da man fürchtete, daß das Gerücht davon bald vor den Grafen von Henneberg kommen möchte, und dieser dann solche Maßregeln ergreifen könnte, die dem Grafen von Urach schädlich wären, so beschlossen sie, daß der Herr von Steinheim sogleich zu seiner Tochter reisen und sich bemühen sollte, sie zu bewegen, ihn zu besuchen. Man hoffte, daß die Menge der Hofgeschäfte ihres Gemahls ihn abhalten würde, sie zu begleiten. Dieses war die Ursache des unerwarteten Besuchs des alten Steinheims, der aber, als er Erwinen allein fand, und hörte, daß sie entschlossen gewesen, alle beide zu ihm zu kommen, seinen Plan änderte, und seiner Tochter das Leben ihres ersten Gemahls sogleich bekannt machte, in der Absicht, sie zur Flucht mit ihm zu bewegen.

Der Herr von Steinheim drang in seine Tochter, ihm zu folgen. Die Triftigkeit der Gründe seiner Vorstellung, ihre Liebe gegen den Grafen von Urach, und ihre Unfähigkeit, sich selbst zu rathen, liessen ihr nicht zu, Einwendungen dagegen zu machen. Dasjenige, was sie am heftigsten schmerzte, war, daß sie sich von ihrem mit dem Grafen von Henneberg gezeugten Sohne trennen sollte. Denn ihr Vater bestand darauf, theils weil er es unbillig hielt, ihn seinem Vater zu entreisen, theils weil er sie auf ihrer Reise ungemein aufgehalten

haben würde. Sie umarmte ihn voll Wehmuth und Verzweiflung. Ungeachtet ihr Herz nicht für seinen Vater sprach, so sprach doch die Dankbarkeit und die Last der nicht erwiederten Zärtlichkeit, die sie drückte, für ihn. Der Graf von Henneberg hatte sie zärtlich geliebt, so geliebt, daß er über die schwache Erwiederung ihres getheilten Herzen nie geklagt, und sich Mühe gegeben hatte, es ihr zu verheimlichen, wenn es ihn schmerzte, daß nicht er, sondern das Andenken an den Grafen von Urach, ihre einsamen Stunden beschäftigte. Die Geburt dieses Sohns hatte ihn in Entzückung gesetzt, weil er glaubte, Erwinens Herz dadurch stärker mit dem seinigen zu verbinden. Die Gräfin wußte dieses alles, und jetzt mußte sie von diesem Manne heimlich entfliehen, und ihn, zum Dank für alle seine Zärtlichkeit, dem Gram der unbelohnten betrognen Liebe und dem Gelächter des Narren und des Neidischen überlassen. — Ihr Vater riß sie von der Wiege, und nöthigte sie, die Sänfte mit ihrer getreuen Beatrix zu besteigen, in der sie sich noch an demselben Abend von dem Schlosse entfernten. Steinheim hoffte zwar so viel Weges voraus zu gewinnen, daß er nichts von dem Grafen zu befürchten hätte. Doch hatte er, in dem gegenseitigen Fall, den Abend vorher nach Hause geschrieben, und Vorkehrungen gemacht, daß so viel seiner Vasallen, als sogleich aufsitzen konnten, ihm entgegen kommen sollten. Wie schlecht

kann=

kannte er den würdigen Mann, von dessen Seite er seine Tochter riß! Sie hatten von ihm keine Gefahr zu befürchten, und erreichten Steinheim ohne widrige Zufälle.

Der Graf von Henneberg kam den zweiten Abend darauf, als seine Gemahlin das Schloß verlassen hatte, nach Hause. Es war die Gewohnheit seiner Gemahlin, ihn zu empfangen; er fragte also sogleich nach ihr. Man antwortete ihm mit Verwunderung, daß sie nebst ihrem Vater zu ihm gereis't wäre. Er begriff anfangs nicht, was sie sagen wollten. Als sie ihm aber ihre Antwort wiederholten, gerieth er in die äuserste Unruhe, weil er glaubte, Erwine sei unterwegs zu Schaden gekommen, und sandte seine Leute auf alle mögliche Wege, die nach den Gütern führten, von denen er herkam. Er brachte die Nacht und einen Theil des folgenden Tags in der ängstlichsten Erwartung zu. Gegen Abend erhielt er einen Brief von dem Herrn von Steinheim, den er auf das eifrigste Anhalten seiner Tochter geschrieben hatte, sobald sie sich in Sicherheit zu seyn glaubten. Er meldete ihm darinn das Leben des Grafen von Urach, und bat ihn, die Maßregeln, die er genommen, zu billigen. Er forderte seine Rechtschaffenheit und seine Liebe für seine Tochter selbst auf, sie nicht zu beunruhigen, und dadurch noch unglücklicher zu machen, als sie schon durch seine Verbindung, obgleich ohne seine Schuld, geworden, bat ihn, sei-

nen Sohn nicht zu hassen, und gab ihm einige Winke, daß er es ihrer aller Ruhe zuträglich hielte, Teutschland einige Zeit zu verlassen.

Des Grafen Leidenschaften waren nicht ungestümm, aber sie waren desto angreifender und dauerhafter. Als die erste Betäubung, die eine so unvermuthete Nachricht nothwendig hervorbringen mußte, vorüber war, so faßte er den edelmüthigen Entschluß, mit Aufopferung seiner selbst alles dazu beizutragen, was das Leiden der unglücklichen *Erwine* erleichtern könnte, und seinen Kummer für sich zu nähren, wie er es ehemals gethan. Er wagte es nicht, an *Erwinen* zu schreiben. Aber er antwortete ihrem Vater, meldete demselben seinen Vorsatz, seinem Rathe zu folgen und Deutschland zu verlassen, versicherte ihn, daß er seinen mit *Erwinen* gezeugten Sohn als ein theures Pfand einer ehemaligen Glückseligkeit betrachten würde, und bat ihn, *Erwinen* zu sagen, daß jeder seiner künftigen Tage den Kummer, in der er sie gestürzt, hinlänglich rächen würde. Zu gleicher Zeit schrieb er an den Kaiser, meldete ihm seine traurige Begebenheit, und bat ihn um Erlassung von seinen Aemtern, und um Erlaubniß, eine Reise vornehmen zu dürfen. Da die Zeit von Urachs Verweisung beinahe zu Ende gieng, so dachte er seine Abreise so einzurichten, daß er in dem gelobten Land ankäme, wenn jener aus demselben abgegangen wäre. Es fehlten noch wenige Wochen an der Zeit,

die

die er zu seinem Aufbruche bestimmt hatte, als er einen Brief von dem Grafen von Urach erhielt, der ihn in so harten und schmähenden Ausdrücken aufforderte, ihm Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung zu geben, daß er es seiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, seinen Vorsatz aufzugeben, und seinen Ausforderer zu erwarten.

Der unglückliche Urach war durch diese ganze Zeit ein Raub seiner wütenden Eifersucht und Rachbegierde gewesen. Des jungen Herrn von Steinheims Freundschaft und Klugheit bemühten sich umsonst, seine Leidenschaft weniger wütend zu machen, oder ihn zu überzeugen, daß *Erwine* nicht die schuldige Person sei, für die er sie hielt. Nur der Gedanke, daß seiner Rache der Streich mislingen möchte, bewegte ihn, so lange in den Morgenländern zu verweilen, bis er sicher in Deutschland erscheinen könnte, wo er hoffte, daß *Hennebergs* Muth ihm nicht ausweichen würde. Die Rachbegier, die in seiner Seele tobte, machte ihn menschenhassend und einsam. Er sah niemand selbst Steinheim selten. Er schrieb weder an *Erwinen*, noch an seine Aeltern, weil diese in ihre zwote Heirath gewilligt, und weigerte sich, die Briefe anzunehmen, durch die seine unglückliche Gemahlin seine Vergebung zu erflehen suchte. Sobald die Zeit herannahete, daß er nach Europa zurück gehen konnte, rüstete er sich dazu. Vorher hatte er den unglücklichen Brief an den Grafen von *Henneberg* abgesandt.

Der junge Herr von Steinheim begleitete ihn nach Europa, ungeachtet er ihn nicht darum gebeten hatte, und ließ seine Verwandten ihre Ankunft in Italien eilig wissen, in der Hoffnung, dem Auftritt zuvorzukommen, den er vorher sah. Man hatte der unglücklichen Erwine die Gesinnung des Grafen von Urach gegen sie nicht ganz verheimlichen können. Ihr heftiger Kummer hatte sehr auf ihre Gesundheit gewirkt. Eine langsame Auszehrung nagte an der Blume ihres Lebens, ihre Schönheit war hingewelkt, und man sah, daß sie vielleicht nur noch so lange Zeit zu leben hätte, um zu sehen, daß ihre beiden Gemahle einander erwürgten. Die unglückliche Familie beschloß, dem Grafen von Urach entgegen zu gehen, und hoffte, daß der Anblick seiner armen sterbenden Gemahlin ihn aussöhnen sollte. Ohne die Anweisung des Herrn von Steinheim wäre er ihnen entgangen, da er seinen Weg nicht nach Schwaben, sondern nach Franken nahm, weil der Graf von Henneberg zu Worms bei dem Kaiser war. Sie hohlten ihn in einem kleinen bairischen Dorfe ein, woselbst Urach durch eine List des Herrn von Steinheim genöthigt wurde, zu übernachten.

Sein Vater und Mutter zeigten sich nach dem verabredeten Plane zuerst. Er empfieng sie mit allen Beweisen der kindlichen Liebe und Ehrerbietigkeit, man sah aber deutlich, daß ihre Gegenwart seinem Schmerz neue Stacheln gab. Sie redeten

mit

mit ihm von seiner Gemahlin. Aber der Graf antwortete auf jeden Versuch, den sie machten, ihn entweder durch Vorstellungen, oder durch ihr Ansehen, zu gütigeren Gesinnungen gegen die arme Erwine zu bewegen, mit so deutlichen Zeichen der Wut und des Abscheues, daß sie es nicht wagten, sie vor ihn zu führen.

Die gebeugte trostlose Gräfin hörte aus dem Munde ihrer Schwiegermutter die Erzählung der Härte ihres Gemahls mit einer Beklemmung des Herzens, die der Todesangst glich. Da sie aber vest beschlossen hatte, alles zu wagen, seine Verzeihung zu erhalten, so beredete sie ihren Vater, als die alte Gräfin von Urach sie wieder verlassen hatte, sie zu dem Hause, in welchem ihr Gemahl war, zu begleiten. Der alte Steinheim, welcher glaubte, daß kein Mannsherz so hart seyn könnte, der himmlischen Redlichkeit, die in ihren Blicken herrschte, zu widerstehen, und die leidende Unschuld unerhört flehen zu hören, willigte in ihr Verlangen. Sie trat ungesehn in das Haus, und lag mit ihren beiden Kindern zu den Füsen des Grafen, ehe er sie bemerkte. O mein Gemahl, sagte sie, mein theurer Urach, vergieb, o vergieb deinem armen verleiteten Weibe! Vergieb ihr auf der Schwelle des Grabes! Der Graf sprang wild auf. Das blasse tode Gesicht, die ausgemergelte Gestalt seiner so heftig geliebten Gattin, die hohle winselnde Stimme, deren Lautenton ihn so oft entzückt, der

An-

Anblick seiner beiden Kinder, die ihre gefalteten Hände in die Höhe hoben, und nur: Vater, guter Vater, verzeihen Sie unsrer lieben Mutter! sagten, wirkte so heftig und so plötzlich auf ihn, daß Mitleiden und Liebe die erste Bewegung seiner Seele waren. Aber eifersüchtige Wut hatte zu tiefe Wurzeln in derselben gefaßt, als daß sie sich so leicht hätte besiegen lassen. In dem Kampfe des Hasses und des Mitleidens starrte er sie sprachlos mit dem Blicke eines Verwirrten an, und suchte sich von ihr loszumachen. Die arme Erwine hatte alle ihre Kräfte erschöpft. Ihre zu sehr gespannten Nerven liessen plötzlich nach, und sie fiel in Ohnmacht zu seinen Füsen nieder. Dieser Anblick riß ihren Gemahl hin. Er faßte sie in seine Arme, und trug sie auf ein nahe stehendes Bette. —

Es dauerte sehr lange, ehe die Gräfin zu sich selbst kam, und man fürchtete, es würde gar nicht geschehen. Ihr Gemahl hatte das Zimmer verlassen, und sich allein eingesperrt. Er kam erst nach drei Stunden wieder an ihr Bette, nachdem er vorher befohlen, daß seine Pferde gesattelt werden sollten. Erwine, sagte er zu ihr, mit unterdrücktem Grimm, ich verzeihe dir. Vor einigen Stunden glaubte ich nicht, daß ich das könnte. Gott mag dir auch verzeihen, daß du den rechtschaffensten Mann so bald vergessen konntest. Es ist nichts, daß sie mir sagen, sie hätten dich verleitet. Du mußtest nicht verleitet werden können. Ich verzeihe

he dir auch nicht deswegen, sondern wegen deiner Reue, die das Roth von deinen Wangen, und das Feuer aus deinen Augen vertilgt hat. Aber du bist jetzt nicht mein Weib! Hennebergs Weib bist du, so lange Henneberg da ist! Wessen du künftig seyn wirst, sollen wenige Tage entscheiden. Wenn du mich immer geliebt hast, wie sie mir sagen, so trage mir auch deine Rache gegen deinen Verführer auf. Sie wird meinen Arm stärken, wenn er noch mehrere Stärke bedarf! — Erwine hob ihre Hände kraftlos gegen ihn auf. Um Gottes Willen, sagte sie, bleiben Sie! Sie wollen das schrecklichste Verbrechen begehen. — Der Graf beantwortete dieses mit einem Blick, der halb Wut, halb Verachtung war. Schon vor Erwinens Ankunft hatte er seine Aeltern zu vest versichert, daß ihn nichts von seinem Vorsatz, Rache an dem Grafen von Henneberg zu nehmen, abhalten würde. Der Zweikampf war, nach den damaligen Grundsätzen, weder eine lasterhafte noch eine gegengesetzliche Handlung. Er war eine Art Rechtsentscheidung, dessen sich der Adel bei den mehrsten Gelegenheiten bediente, wo der Fall zweifelhaft ware, und besonders bei Beleidigungen, von denen man glaubte, daß sie durch keine andre Genugthuung, als durch den Tod, gebüßt werden könnten. Dieses gieng so weit, daß sogar selbst die Geistlichen glaubten und lehrten, daß Gott in einem solchen Zweikampfe dem Unschuldigen beistände, und den

Sieg

Sieg auf seine Seite fallen liese, wenn er gleich schwächer sei, als sein Gegner. Der alte Graf von Urach hielt also seinen Sohn nicht deswegen zurück, sich an seinem Feinde persönlich zu rächen, weil er den Zweikampf verabscheute, sondern weil er glaubte, seine Sache sei ungerecht. Als er sahe, daß seine Vermahnungen und die Thränen seiner Mutter nichts gegen ihn fruchteten, so lies er sich von ihm versprechen, daß er nicht übereilt zu Werke gehen wollte, und sagte ihm, daß er ihm nach Worms nachzufolgen gedächte. Urach sah dieses gern. Er wandte sich, ohne seine Gemahlin einer Antwort zu würdigen, zu seinem Vater, erinnerte ihn an dieses Versprechen, umarmte seine Mutter, und stieg mit seinem und des jungen Steinheims Gefolge zu Pferde, um seinen Weg fortzusetzen. Er verstopfte seine Ohren gegen das Geschrei seiner unglücklichen Gemahlin, die ihn umsonst um Barmherzigkeit anflehte. — Von diesem Augenblick fiel Erwine in eine tiefe Melancholie, die ihren Verstand angrif. Der Tod that einen weiten Schritt auf sie, und sie bezeigte in lichten Augenblicken ihre Zufriedenheit, daß sie fühlte, ihr Herz sei gebrochen, und ihr Jammer würde bald zu Ende gehen. Sie eilten sämmtlich nach ihren Gütern zurück, woselbst die beiden Väter einen Theil ihrer Ritter aufboten, und mit denselben nach Worms giengen.

Der junge Graf von Urach war schon lange vorher daselbst angekommen. Sein Schwager wich nicht von seiner Seite, ungeachtet seiner Kaltsinnigkeit gegen ihn, und seiner Härte gegen seine Schwester. Da er sich selbst beschuldigte, daß er durch seinen unvorsichtigen Bericht den Grafen in seinen unglücklichen Zustand gestürzt, so hielt er es für seine Pflicht, ihm durch einen unzertrennlichen Beistand seine Reue zu bezeigen. Die Ankunft des Grafen von Urach in Deutschland war allenthalben bekannt worden, und da der Graf von Henneberg öffentlich erklärte, daß ihn die Drohungen desselben von seiner vorgehabten Reise abgehalten, so flos eine grose Menge hoher Personen und Ritter in Worms zusammen, um Zeugen von dem Ausgang eines so merkwürdigen Handels zu seyn. Urach erwartete die Ankunft seines Vaters mit Ungeduld. Die beiden Greise gaben sich noch einmal Mühe, ihn zurückzuhalten, weil der Graf von Henneberg ihn ohne Vorsatz und aus gleichem Irrthum mit ihnen allen zugleich, beleidigt hätte. Aber Urach behauptete, daß der Graf schon vor seiner Abreise nach dem heiligen Lande gottlose Absichten auf seine Frau gehabt, daß alle seine Freundschaftsbezeigungen dahin abgezwecket, und daß er deswegen einem jeden andern eher verzeihen könnte, als ihm. Er forderte also von seinem Vater die Unterstützung, die er ihm in seinem Vorhaben geben könnte. Der Graf hatte sich dadurch, daß er Ritter war, und

das gelobte Land vertheidigt hatte, nach dem damaligen Herkommen, aus der väterlichen Gewalt befreit. Sein Vater konnte ihn also nicht mit Gewalt von seinem Vorhaben abhalten. Auch litten es die angenommenen Gesetze der Ehre und des Faustrechts nicht, daß er oder jemand von seiner Familie sich, falls sein Sohn etwas gegen den Grafen von Henneberg vornähme, nicht zu seinem Beistande darstellte, besonders da sich alle Anverwandten, Klienten und Vasallen desselben in Worms zu seiner Unterstützung eingefunden. Der wütende Haß des Grafen siegte also ob, und man folgte seinen Maasregeln. Den andern Tag, als der Kaiser, der damaligen Sitte zu Folge, unter freiem Himmel zu Gericht saß, trat der junge Graf von Urach, in Begleitung seines Vaters und Schwiegervaters, vor denselben, und begehrte, daß der Graf von Henneberg vorgefordert werden sollte, weil er gegen ihn eine Klage auf Leib und Leben hätte. Der andre Tag wurde hiezu angesetzt. An demselben erschienen beide Gegner an der Spitze eines ansehnlichen Gefolges. Jederman, der ein Recht hatte, mit zu Gericht zu sitzen, war erschienen. Der Graf von Urach warf auf seinen Gegner einen wütenden Blick. Kummer und schwermüthiger Schmerz herrschte in jedem Gesichtszuge des Grafen von Henneberg. Nachdem der Herold Stillschweigen geboten hatte, sagte der Graf von Urach: Graf von Henneberg, ich klage dich an

vor

vor Gott, vor unserm Kaiser und vor den edlen Männern Deutschlands! Du bist ein Verräther und ein Verführer! Du hast mein Weib zu verleiten gesucht, die mir gelobte Treue zu brechen, ehe ich Deutschland verlies gegen die Ungläubigen zu streiten, und aus dieser heimtückischen Absicht Freundschaft gegen mich erlogen. Du hast nachher, auf ein falsches ununtersuchtes Gerücht von meinem Tode, meines Weibes Freunde verführt, daß sie sie überredet haben, dich in ihr Ehebette aufzunehmen. Ich erkläre dich wegen alles dieses für einen ehrlosen Mann, und erbiete mich, meine Beschuldigung mit dem Speer und Schwerdte gegen dich zu beweisen.

Der Graf von Henneberg war sich den ersten Theil dieser Anklage nicht vermuthet gewesen. Je weniger ihn sein Gewissen anklagte, daß er jemals die schändlichen Absichten gehegt, die ihm Urach Schuld gab, desto heftiger entflammte sein Zorn. Sein Gesicht, das sich vorher nicht verändert hatte, wurde mit einer Scharlachröthe überzogen, in seine von Kummer verlöschten Augen kehrte blitzendes Feuer zurück, und er konnte kaum seine Antwort zurückhalten, bis sein Gegner geendigt hatte. Graf von Urach, sagte er darauf, ich antworte dir vor Gott, vor unserm Kaiser und vor diesen unsern edlen Richtern, daß du in allen Stücken deiner Anklage schändliche Unwahrheit sprichst, indem ich meine Augen nie zu deiner keuschen Gattin erhoben,

bis ich, nicht durch Gerücht, sondern von deinem Schwager, der da gegenwärtig an deiner Seite steht, die Nachricht von deinem vermeinten Tode erhielt. Ich habe sie darauf nach den Gesetzen der Kirche geehlicht, und alle ihre und deine Anverwandten heuchelten mir damals Freundschaft, ungeachtet sie jetzt auf deiner Seite stehen. Ich erkläre dich also für einen ehrlosen Verläumder, und will dir mit meinem Speer und Schwerdte beweisen, daß du ein solcher seist. — Beide Ritter baten hierauf den Kaiser und das Gericht, ihren Zweikampf zu erlauben, und Richter zu demselben zu verordnen.

Schon sollte dieses mit den gewöhnlichen Gebräuchen unsrer Väter geschehen, als der alte Steinheim vortrat. Ihr edlen Deutschlands sagte er, und du unser höchster Regent, hört mich, hört einen alten Mann, dem der Schmerz Kräfte gegeben hat, an diesen Ort eurer Versammlung zu kriechen! Wollt ihr auf die Stimme zweier Rasenden horchen? Soll es diesen jungen wütenden Männern erlaubt seyn, die tapfere Sitte unsers Vaterlandes, die uns verbietet, wirkliche Beleidigungen ungerächt zu ertragen, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften zu misbrauchen? Sollen sie eure geheiligte Richterstühle in Schauspielörter verwandeln, wo ihr zweien wilden Thieren zuseht, die nur aus Mordlust, und ohne alle gegebene Ursach, einander würgen? In diesem Zweikampfe kann kein göttliches

ches Urtheil statt finden. Denn ich zeuge hier vor Gott und vor euch, der Graf von Henneberg ist unschuldig. Fiele er durch Urachs Schwerd, so fiele er nicht durch Gottes Urtheil, denn er hat den Tod nicht verdient. Tödet hingegen sein Schwerd seinen Ankläger, so raubt er ihm sein Leben nun mit Vorsatz, so wie er ihm sein Weib vorher ohne Vorsatz raubte. Das kann Gott nicht wollen, der ihn von dem Schwerdte und von den Ketten der Unglaubigen befreit hat. Darum seid gerecht, ihr Richter, gebt diesen unnatürlichen Zweikampf nicht zu, und nöthigt vielmehr beide, daß sie euch bei ihren ritterlichen Ehren und bei der Hofnung ihrer Seligkeit angeloben müssen, nie ihre Schwerdter auf einander zu zucken, auser in einer Schlacht.

Diese vernünftige Vorstellung von einem Manne, den ganz Deutschland hochschätzte, und dessen Kummer so vieles Mitleiden verdiente, fand den stärksten Beifall. Hundert Stimmen erhoben sich, den Zweikampf zu verwehren. Die gemeinschaftlichen Freunde arbeiteten an den beiden Gegnern, sie zu bewegen, ihre Rache aufzugeben. Der Graf von Henneberg war willig dazu, wenn sein Feind den ersten Theil der Anklage zurücknehmen wollte. Urach aber antwortete auf alle Vorstellungen mit Wut und Bitterkeit. Er beschwerte sich in den herbsten Ausdrücken, daß man sich durch das Gewinsel eines alten Mannes, den Jahre und Schmerz

halb kindisch machten, hinreisen liese, ihm die Ausübung der Gerechtigkeit zu verwehren. Er behauptete, daß seine Anklage kein falsches Wort enthielte. Er beschuldigte den Grafen von Henneberg, daß er aus Feigheit sich hinter den Herrn von Steinheim gesteckt und ihn zu dieser Vorbitte bewegt, und rief diesem edlen Gegner zu, daß er geschickter sei, die Weiber abwesender Männer zu verführen, als dergleichen Handlungen auf dem Kampfplatze zu vertheidigen. Da nun dieses Verfahren die Freunde des Grafen von Henneberg auf das heftigste erbitterte, und die Unpartheiischen aufbrachte, so traten die Richter abermals zusammen, erlaubten den Zweikampf, ernannten die Kampfrichter, bestimmten den Ort, wo er gehalten werden sollte, und sezten den dritten Tag dazu vest. Der alte Herr von Steinheim, der seine rechtschafne Absicht nicht hatte erreichen können, verlies Worms den andern Tag.

An dem Tage des Gefechts hatten eine unzählige Menge Menschen die hölzernen Schranken umgeben, in welchen der Kampf gehalten werden sollte. Für den Kaiser war eine prächtige Bühne aufgebaut, und eine andre für die Kampfrichter. Der Graf von Urach ritt als Kläger, an der Spitze von zwölf Rittern, zuerst in die Schranken, auf einem grosen schwarzen Hengste. Seine ganze Rüstung war schwarz und in seinem Schilde eine Löwin in Wut gemahlt, mit der Ueberschrift: Ich

suche

suche mein geraubtes Junges mit Trauren. Der Graf von Henneberg folgte ihm auf einem sehr gewandtem braunen Pferde, in einem blau angelaufenen Harnisch, ebenfalls an der Spitze von zwölf Rittern. In seinem Schilde sah man eine schlafende Schlange, mit den Worten: Tritt nicht auf mich. Beide Haufen setzten sich gegen einander über. Die zwölf Ritter an beiden Seiten stiegen von ihren Pferden, und schwuren über das Evangelienbuch und einige Reliquien von Heiligen, daß beide Ritter nie etwas gethan, das ihre ritterliche Ehre geschändet hätte, nie Meuterei gegen das Vaterland angestiftet, keinen Meuchelmord, keinen Meineid begangen, noch sich eines Jungfernraubes oder einer Nothzucht schuldig gemacht. Hierauf verliesen sie die Schranken. Die Grafen Urach und Henneberg stiegen von ihren Pferden. Ein Priester trat vor einen Altar, las die Messe, und beide Streiter empfiengen das Abendmal. Als sie sich wieder auf ihre Pferde gesetzt, kamen die Kampfrichter in die Schranken, theilten zwischen den Streitern die Sonne und den Wind genau, und gaben ihnen Erlaubniß, das Gefecht anzufangen, sobald in die Trompete gestosen würde. *)



*) Die hier beschriebenen Umstände sind wirklich diejenigen, die bei dergleichen gerichtlichem Zweikampf beob.chtet wurden, und beweisen, wie der damalige Geist des Kriegs gewust hat, mit seinen unsinnigsten Handlungen äuserliche Uebungen der Religion, und selbst

Die beiden Kämpfer verdienten die Aufmerksamkeit, die man auf sie wandte. Der Graf von Henneberg war die schönste Mannsperson seiner Zeit, von langem schlanken Wuchs, ein vortreflicher Reiter, und bekannt wegen seiner Geschicklichkeit in den Waffen. Der Graf von Urach übertraf ihn aber weit an Gröse und Leibesstärke, und man hielt denselben für einen der tapfersten und geübtesten Streiter, die Deutschland aufweisen konnte.

Sobald die Trompeten erschallten, rannten sie mit eingelegten Speeren, im stärksten Galop auf einander los. Der Graf von Henneberg, der Urachs Stärke kannte, drehte sich mit groser Geschicklichkeit, als sie auf einander stiesen, im Sattel, so daß ihn seines Gegners Speer gar nicht berührte. Er hingegen traf ihn an der linken Schulter, und verwundete ihn, aber ohne Gefahr. Sie entblößten hierauf ihre Schwerdter und fochten mit groser Hartnäckigkeit und so vieler Geschicklichkeit, daß der Sieg lange zweifelhaft blieb. Sie verliesen ihre Pferde, weil beide verwundet waren. Urach hatte vor seinem Gegner nichts voraus als seine Stärke. Dieser hingegen hatte mehr kaltes Blut, und führte seine Streiche sicherer. Er wuste den heftigsten Angriffen des Grafen von Urach so

geschickt

---

selbst eine gewisse Art von Rechtschaffenheit zu verbinden, eine Kunst, die in unsern Tagen der liederliche Wollüstling und der ausschweifende Verschwender ebenfalls versteht.

geschickt auszuweichen, und brachte seine Nachstöße so glücklich an, daß er ihm verschiedne Wunden beibrachte, wodurch er viel Blut verlor und merklich schwächer wurde. Der Graf von Henneberg wünschte ihn zu retten. Graf von Urach, sagte er, das Glück ist Ihnen nicht günstig. Wie wenn wir uns versöhnten, und Sie für Erwinen lebten? — Wagst du, sie zu nennen, Ehebrecher, antwortete ihm Urach, und führte einen heftigen Streich nach des Grafen Helm. Aber Henneberg fieng ihn mit dem Schilde auf, und sties ihm sein Schwerdt unter dem Brustharnisch ins Herz. Das unglückliche Opfer der eifersüchtigen Wut sank tod zur Erde, die mit seinem Blute überschwemmt wurde.

Der grosmüthige Graf von Henneberg nahte sich ihm sogleich, um ihm den Helm abzunehmen und Beistand zu leisten. Seine Leute liefen ebenfalls herbei. Aber er hatte den Geist schon aufgegeben. Henneberg bestieg ein andres Pferd, neigte sich erst vor dem Kaiser, und ritt darauf vor die Bühne der Kampfrichter, die das Urtheil fällten, daß er, durch einen ehrlich erfochtenen Sieg, von der Anklage des Grafen von Urach losgesprochen sei. Die Bedienten des Grafen nahmen seinen Körper auf, und führten ihn, unter Steinheims Anweisung, nach der Stadt zurück. Sein Vater war schon von seinem unglücklichen Schicksal unterrichtet. Weil er überzeugt war, daß die Gerechtigkeit nicht auf seines Sohnes Seite war, so hatte er, nach den da-

maligen Grundsätzen, einen solchen Ausgang erwartet. Indessen glich sein Schmerz der Gröse seines Verlusts. Er lies den Körper gehörig verwahren, und führte denselben nach Urach. Der Anblick eines Vaters, der schon an der Schwelle des Grabes stand, und der Leiche seines einzigen Sohnes und eines der würdigsten Männer, die Deutschland hervorgebracht, nachfolgte, war auch denen rührend, die keinen Antheil an der traurigen Begebenheit genommen hatten.

Der alte Steinheim fand bei seiner Zurückkunft seine Tochter so angegriffen, daß er wohl sah, wenige Tage würden ihr Ende herbeibringen. Ihr Verstand war völlig zurückgekommen, und sie erkundigte sich mit der heftigsten Herzensangst nach ihrem Gemahl. Steinheim hofte, der Ausgang der Sache, er möchte seyn, welcher er wolle, könnte seiner Tochter die wenigen Tage, die sie noch zu leben hätte, verheimlicht werden. Er antwortete ihr also, daß der Graf von Henneberg nicht in Worms gegenwärtig gewesen wäre. Sie lies sich einige Tage mit dieser Entschuldigung hinhalten. Als sie aber niemand von ihren übrigen Anverwandten zum Vorschein kommen sah, gab sie deutliche Zeichen, daß sie sie nicht mehr glaubte und fragte gar nicht mehr. Zwei Tage vor ihrem Ende erkundigte sie sich, ob ihr Bruder nicht nach Hause gekommen sei. Wirklich war er, nachdem er die Leiche seines Freundes begleitet, nach Stein-

heim

heim zurück gekehrt. Aber man hatte es ihr verhehlt. Da ihr Vater itzt sah, daß sie von dem traurigen Erfolg so überzeugt war, als wäre sie davon unterrichtet worden, so wollte er ihr das Vergnügen, ihren Bruder zu sehen, nicht länger abschlagen. Der junge Herr von Steinheim kniete an ihr Bette, nannte sich den Urheber aller ihrer Unglücksfälle, und bat sie, ihm zu vergeben. Mein Bruder, antwortete Erwine, du hast ohne Vorsatz gesündiget, wie wir alle. Aber, sage mir, lebt Urach noch? — Ihr Bruder antwortete ihr nur durch Thränen. Theurer Gemahl, rief die arme Sterbende, du bist meinetwegen ermordet! Auch in jenem Leben wirst du mir nicht verzeihen, mich nicht lieben! Grausamer Henneberg! wodurch hab' ich deine Verfolgung verdient! — Sie fiel hierauf wiederum in Verwirrungen und wütende Phantasien zurück, die sie heftig angriffen, und ihren Tod beschleunigten. Wenige Stunden vor ihrem Abschiede kam ihre Vernunft zurück. Nun tröstete sie ihren Vater und Bruder mit Ruhe des Herzens, und dem Gefühl, daß sie bald zu dem Schatten eingehen werde, nach dem der Wanderer in brennender Sonnenhitze schmachtet. Sie umarmte die Kinder, die sie mit dem Grafen von Urach gezeugt, und die nun schon erwachsen genug waren, ihren grosen Verlust zu empfinden. Sie wollte nicht zugeben, daß man sie ihr wegnahm. Allmählig gieng ihr Odem stärker, ihre Augen verdunkel-

ten, ein kalter Schweis netzte die Stirne, sie drückte ihrem Vater die Hand, und gieng in das Leben über, wo der Gottlose aufhört zu plagen, und der Gerechte nicht mehr leidet.

Als man sie begrub, drängte sich ein Mann in einen Mantel gehüllt, nahe an ihre Baare, und sank, als man sie vor dem Altare niedersetzte, ohnmächtig an dieselbe hin. Man eilte ihm zu Hülfe, und deckte den Mantel auf. Der Graf von Henneberg! schrie einer von Steinheims Leuten. Er war es, der unglückliche rechtschafne Mann! dessen nicht tadelhafte Liebe diese Reihe von Unglücksfällen hervorgebracht. Er hatte schon einige Zeit unerkannt in dieser Gegend gelebt. Unerkannt, hofte er, sollte es ihm erlaubt seyn, einige Thränen auf den Sarg seiner Erwine zu weinen. Das Uebermaas seines Schmerzens entdeckte ihn. Einer seiner gegetreuen Leute, den er allein bei sich hatte, führte ihn aus der Kirche, nachdem man ihn zu sich gebracht hatte. Er entfernte sich plötzlich aus diesen Gegenden, und nachdem er zu Hause einige Einrichtungen in seinen Gütern gemacht, entsagte er der Welt, die jetzt keine Reize für ihn hatte, auf ewig. Das Kloster Klugny war damals durch die Heiligkeit und Strenge seines Vorgesetzten, des heiligen Bernhards berühmt. Der Graf von Henneberg lies sich in demselben aufnehmen, und suchte die wenigen Jahre, die er noch lebte, in den Uebungen der Andacht, Trost gegen das nagende

Anden-

Andenken einer Person, die er gern mit Aufopferung seiner eigenen Glückseligkeit vor dem Kummer bewahrt hätte, in den sie seine unglückliche Liebe stürzte.

Des Grafen von Urachs Eltern und der alte Steinheim starben bald. Der junge Herr von Steinheim heirathete nie. Er erzog Erwinens Kinder, sowohl die sie mit dem Grafen von Urach gezeugt, als auch Hennebergs Sohns, mit groser Sorgfalt, und lehrte sie sich als Geschwister lieben. Die Steinheimische Familie gieng mit ihm aus, und Urachs Kinder erbten ihre Güter. Aber auch diese Familie ist jetzt ausgestorben, und ihre grose Besitzungen machen einen Theil des Herzogthums Würtemberg aus.

# Geschichte des Herrn von ***

Mein Herr!

Ich hatte beschlossen Ihnen alle besondern Umstände, so mir während meinem Aufenthalte in B . . . aufgestosen sind, selbst zu erzählen, allein Ihr lezter Brief ist so verbindlich, daß ich glauben würde, wider die Pflichten der Freundschaft zu handeln, wenn ich Ihnen die Gefälligkeit abschlüge, welche Sie verlangen. Ich will also die gegenwärtige Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, um Ihnen das zu schreiben, worüber Sie sich vielleicht wundern werden.

Als ich im Bade zu B . . . angekommen ware, so gieng ich der Gewohnheit gemäs mir ein zu meinem Vorhaben bequemes Zimmer auszusuchen. Mit Einrichtung meiner kleiner Haushaltung brachte ich nicht lange zu. Mein Bedienter war eingerichtet, also dachte ich an weiter nichts, als die schöne Jahrszeit und die Vergnügungen zu nutzen, welche mit jedem Augenblicke an diesem liebenswürdigen Orte zuzunehmen scheinen. Ich fand da rechte gute Gesellschaft. Nachdem die ersten Tage und Zeremonien vorüber waren, machte ich mit einigen Personen besondere Bekanntschaft, und hofte, daß ihre Unterhaltung mich von der abscheulichen

chen Melancholie, deren Schlachtopfer ich seit so langer Zeit bin, heilen würde. Ich dankte Ihnen, in meinen Gedanken, für Ihre Rathschläge, und faßte den gewissen Entschluß mich zu überwinden. Aber ach! ich verblendete mich selbst; mein Uebel wurde nicht geheilt; meine Traurigkeit war nur eingeschläfert, und ich fiel wieder in meine Fühllosigkeit zurück. Die mehresten Vergnügungen — die meisten Lustbarkeiten, wenn sie auch mir zu Ehren angestellt wurden, waren mir zur Last. Dieses in den ersten Tagen mir so heilsame Bad, verwandelte sich in den subtilesten Gift, und mein Uebel war stärker, als ich es vor meiner Abreise aus Paris gefühlt hatte.

Beunruhigen Sie sich aber nur nicht, dieses Unglück wurde in der Folge die Quelle der vollkommensten Glückseligkeit. Einsmals, als ich die ganze Nacht schlaflos zugebracht hatte, stand ich ganz ermattet, mit Anbruch des Tages auf. Mit einem Buche in der Tasche gieng ich in die Gärten, um meinen Geiste ein wenig zu beruhigen. Ich wählte die einsamsten Gegenden, weil sie mit meinen Gefühlen am besten übereinstimmten. Unvermerkt kam ich zu einer Fontäne, deren angenehmes Murmeln mich zurück hielt, und meinen Geist in einen ernsthaften Trübsinn wiegte. Ein am Ufer künstlich angebrachtes Rasenbette schien mir tausendmal angenehmer als das schönste Sopha.

Kaum

Kaum hatte ich mich gesetzt, so vergaß ich meinen Entschluß zu lesen, überließ mich meiner Traurigkeit und vergoß einen Strom von Thränen. Die Vorstellung von dem was ich verloren hatte, bemächtigte sich meiner ganzen Seele, und um die Züge, welche mich quälten, in meinem Gedächtnisse zu erneuern, hatte ich Abends vorher in dem Garten eine junge Dame gesehen, deren Wuchs und Gang mir mitten durch die Dunkelheit der Nacht die Reize der Julie, welche ich seit sechs Jahren beweine, zurückgerufen hatte. Ganz in Schmerz hingesunken, begieng ich Thorheiten, und unterhielt mich mit allerlei ungereimten Selbstgesprächen. Mit grosen Schritten lief ich auf und nieder, wie ein Mensch, der auf die erschrecklichsten Anschläge sinnet, und bald darauf fiel ich wieder auf den Rasen zurück, mit dem Vorsatze mich zu besänftigen. Ich wurde ein wenig ruhig, und genoß während einer Stunde die Süßigkeiten des Schlafs; aber mein Schmerz war zu heftig um mich lange ruhen zu lassen; ich erwachte bald wieder, indem ich ausrief: Ja schöne Julie, du bist die Ursache meines Unglücks; dich habe ich auf ewig verloren, und unterstehe mich nicht meinen Klagen freien Lauf zu lassen.

Es reuete mich daß mir diese wenigen Worte entfahren waren, als ich die nämliche Dame, welche mir Abends vorher so aufgefallen war, neben mir stehen sah. Ich konnte sie nicht recht ins Gesicht

sicht sehen, weil sie eine Sonnenkappe trug, die es fast ganz bedeckte. Ich fühlte eine auserordentliche Bewegung als ich sie sah; ich wollte sie anreden, da ich aber befürchtete eine Unbesonnenheit zu begehen, so erhob ich mich geschwind mit dem Vorsatze den lästigen Fragen auszuweichen, welche mich aufhalten könnten. Mein Herr, sagte sie, als sie meine Absicht merkte, Sie sind sehr ungerecht; warum fürchten Sie sich Ihr Herz einer Person zu entdecken, welche schon an Ihrem Unglück Antheil nimmt, ohne Sie zu kennen? Ach, Madame! rief ich aus, sollten Sie von meinem Zustande gerührt seyn? Zweifeln Sie nicht daran, antwortete sie; — Seyn Sie also die Vertraute meines Kummers, erwiederte ich; diesem Mitleiden, welches Sie gegen mich zeigen, bin ich eine uneingeschränkte Offenherzigkeit schuldig — eine Erzählung, die mir zwar schwer fällt, aber vielleicht durch Ihre Theilnehmung etwas von seiner Bitterkeit verliert. Welch Glück für mich, eine Person zu finden, die im Stande ist, einigen Trost in dieses zerrissene Herz zu giesen; ach, wer hat ihn wohl jemals nöthiger gehabt, als ich! — Beruhigen Sie sich, sagte sie, und fangen Sie eine Erzählung an, die mich schon im voraus interessirt. Ich umfaßte die Knie dieser liebenswürdigen Vertrautin, welche ihr Gesicht wegwendete, um es vor mir zu verbergen; ich glaubte, daß sie ihre Ursachen dazu

haben

haben könnte, setzte mich neben sie, und fieng meine Erzählung an.

Madame, ich will Ihnen eine Erzählung meiner ersten Jugendjahre ersparen — will Ihnen nicht alle Kleinigkeiten und Umstände meiner Familie und Geburt hersagen; es wird genug seyn wenn ich erwähne, daß, als ich meine Schuljahre geendigt hatte, mir mein Vater eine Kompagnie kaufte, um mich in den Kriegsdiensten zu befördern. Ach! hier ist der erste Aufgang meines Unglücks. Kaum hatte ich die Kompagnie, so starb mein Vater plötzlich. Voll Betrübniß über diesen grosen Verlust, brachte ich meine Sachen in Ordnung und verließ den Dienst, um mich zu meiner Schwester zu begeben, die ich unendlich liebte. Anfänglich brachten wir unsre Tage sehr traurig zu, allein Vernunft und Zeit, gab uns in der Folge unsre erste Heiterkeit wieder. Unser gewöhnlicher Zeitvertreib war Musik und Spatziergang. Meine Schwester sang mit viel Anmuth; wenn wir uns mit einigen Freunden vereinigten, so machten wir ein ziemlich leidliches Konzert, in welchem unsere Nachbarn gern gesehen waren.

In einem dieser Konzerte stellte man uns eine Dame vor, welche erst kürzlich mit ihrer Tochter in unsre Gegend gezogen war. Wir nahmen sie mit der Artigkeit auf, die wir ihrem Stande schuldig waren. Die Schönheit des Fräuleins Julchen (so hieß die Tochter) machte einen starken Eindruck auf

mein

mein Herz. Ich legte mein Instrument weg, hörte nicht mehr auf die Musik, sondern setzte mich zwischen die Marquisinn ihre Mutter und dieses liebenswürdige Mädchen. Als Herr vom Hause war es meine Pflicht, diejenigen zu unterhalten, welche ins Konzert kamen. Welche glückliche Augenblicke brachte ich nicht neben dieser jungen Dame zu, deren Verstand eben so groß, als ihre Schönheit war! — Ich war soglücklich, mir die Achtung der Marquisinn ihrer Mutter zu erwerben, und hatte den schönsten Abend von der Welt. Als das Konzert aus war, bot ich der Marquisinn meinen Arm, sie nahm ihn an, und ich führte sie mit ihrer Tochter nach ihrem Hause, das fast an das meinige stieß. Mit einer sehr fröhlichen Miene kam ich wieder zu meiner Schwester; sie bemerkte meine Munterkeit, ich gestand ihr aufrichtig die Ursache derselben, sie hatte deshalb ihren Scherz mit mir und wir verzehrten unser Abendessen mit einer Lustigkeit, die uns sonst nicht gewöhnlich war. Ich gieng in mein Zimmer, unterhielt mich fast die ganze Nacht mit dem, was ich gesehen hatte, konnte kein Auge zuthun und erwartete mit größter Ungeduld den Tag. Ich gieng sehr früh in meiner Schwester Zimmer, sie fand mich sehr verändert, und wollte mich bereden, mich von einer Leidenschaft los zu machen, die anfangs gleich zu heftig war; allein ich war schon zu sehr eingenommen, um ih-

rem Rathe Gehör zu geben. Ich stellte ihr die Unmöglichkeit vor und bat sie sogar inständig Freundschaft mit der Marquisinn zu machen, indem ich ihr versicherte, daß ich keinen Augenblick leben könnte, ohne ihre liebenswürdige Tochter zu sehen, ohne zu wissen, ob ich jemals hoffen dürfte von ihr geliebt zu werden. Meine Schwester hatte die Gefälligkeit mich den andern Tag unter dem Vorwand dahin zu führen; daß ich käme ihr meinen Dank für die, am vergangnen Abend, mir durch ihren Zuspruch erwiesene Ehre abzustatten, und zu bitten, ihre Besuche zu wiederholen, wenn das Konzert ihren Beifall gefunden hätte. Wir wurden mit aller nur möglichen Achtung aufgenommen, und ich hatte das Vergnügen, das Mädchen, das ich schon mehr als mein Leben liebte, zu sehen. Die Marquisinn erwiederte unsern Besuch mit der verbindlichsten Art und ich sah mit Entzücken, daß sich zwischen ihr und meiner Schwester die vertrauteste Freundschaft entspann. Ich bat die Marquisinn mich nicht davon auszuschliesen, und hatte Ursach mit ihrer Antwort zufrieden zu seyn. Während den ersten acht Tagen, in welchen ich fortfuhr meiner neuen Freundinn Kur zu machen, fiel nichts auserordentliches vor. Die Marquisinn als eine Frau, welche an den Ton der grosen Welt gewöhnt war, hatte immer eine ausgesuchte Gesellschaft um sich, so daß ich keinen Augenblick finden konnte,

mit

mit Julchen allein zu reden. Ich litt, wie ein Martirer und wünschte, mich etwas näher, als mit den Augen erklären zu können; ich speiste sogar einigemal da, ohne meine Wünsche weiter treiben zu können. Ich hatte bemerkt, daß die Marquisinn eine auserordentliche Aufmerksamkeit für mich hatte; ich sah dies als eine gute Vorbedeutung an, und faßte den gewissen Entschluß eine Gelegenheit auszugrübeln, um mich meiner Julie zu erklären. Sie zeigte sich eher als ich gehoft hatte. Als ich einmal zum Abendessen da war, wie es fast immer geschah, wurde ich, als wir mit dem Nachtische beschäftigt waren, gebeten, zu singen; ich that es aus Gefälligkeit, obgleich meine Stimme nicht sonderlich war; desto mehr aber wurde ich durch die Stimme meiner Schönen entzückt. Nach aufgehobener Tafel giengen wir in das Zimmer der Marquisinn; ich sah' da eine Baßgeige; ich frug, wer dieses Instrument spiele? und erfuhr, daß es Julchen lernen wollte. Ihre Mutter schien sich in Ansehung des Lehrmeisters noch nicht entschlossen zu haben; da ich es mit ziemlicher Fertigkeit spielte, so erbot ich mich die Stelle eines Lehrmeisters zu vertreten. Man nahm dieses Anerbieten an, und ich hofte nicht ohne Grund in den Unterrichtungsstunden Gelegenheit zu finden von meiner Liebe zu reden. In den ersten Tagen blieb die Marquisinn bei uns; sie machte mir sehr viele Kompli-

mente, wenn ich zuweilen ein wenig präludirte, oder einige Stücke spielte; allein ich wär ihrer Lobsprüche gern überhoben gewesen, denn ihre Liebe zur Musik war der meinigen sehr hinderlich. Endlich blieben wir allein. Ich war bei meiner Unterrichtung sehr zerstreut; Julie bemerkte dies und fieng deshalb einen unschuldigen Scherz mit mir an.

Ich wagte meine Erklärung — man schien erschrocken, allein ich bemerkte keinen Unwillen. Nach einigen kleinen, den Schönen schon eigenen Umständen, besänftigte man sich, und nun hofte ich mit günstigern Ohren angehört zu werden. In der Folge sparte ich keine Seufzer, keinen Fleis; aber vorzüglich die bewegliche Mienen, welche alle Gespräche des wahren Liebenden zu interessant machen, erwarb mir das reizende Geständniß ihrer Gegenliebe, und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen auf dem ganzen Erdboden.

Allein diese Freude war von kurzer Dauer; die traurigste Begebenheit versetzte mich in einen Schmerz, den ich nicht zu überleben glaubte. Ich erstaunte sehr, als ich eines Tags kam meine Lektion wie gewöhnlich zu geben, und von der Marquisinn gebeten wurde, mit in ihr Kabinet zu gehen. Ich wußte nicht, was ich denken sollte und fühlte einen Schauer, der ein Vorbote von dem Unglück war,

wel-

welches ich bald darauf erfuhr. Mit Zittern trat ich hinein. Nachdem mich die Marquisinn hatte neben sich setzen lassen, so kramte sie mir ihre sogenannte Verbindlichkeiten aus, welche sie mir wegen meiner Höflichkeit in Ansehung ihrer Tochter schuldig wär — machte viel Lobeserhebungen von meinem guten Karakter, welchen sie, wie sie sagte, mehr als meine übrigen Vollkommenheiten schätzte. Ich wußte gar nicht, was alles dies bedeuten sollte, allein ich wurde bald näher davon unterrichtet. Sie gab mir in ihren Gesprächen, noch mehr aber in ihren Blicken zu verstehen, daß sie gar nicht mit der Gleichgültigkeit zufrieden wär, mit welcher ich ihr begegne. Ich erschrack sehr über diese unerwartete Erklärung; allein da ich Julchen schonen wollte, so stellte ich mich als wenn ich empfindlich von der Güte gerührt wär, welche sie gegen mich zeigte. Ich dankte ihr dafür — machte ihr etwas weiß, wovon ich nichts wußte, und gieng mit der Versicherung fort, daß niemand in der Welt für die vorzüglichsten Gesinnungen, welche sie gegen mich blicken lies, dankbarer seyn könnte.

Welch ein Donnerschlag für einen Menschen, der es sich beständig zum Gesetze gemacht hatte, nie anders zu reden und zu handeln, als er dachte! Ich bereute meine Gefälligkeit, und war im Begriff ihr den irrigen Wahn zu benehmen; allein als ich das

Unschickliche dieses Verfahrens überlegte, so beschloß ich, mich, so lange als es mir möglich seyn würde, zu verstellen. Ich gab Julchen von diesem Unglücke Nachricht; sie befahl mir ihre Mutter zu schonen, und wir nahmen unsere Maßregeln, damit wir wegen unsers Verständnisses nicht in Verdacht kämen. Ich war gezwungen mit der Marquisinn in Gegenwart ihrer Tochter schön zu thun; allein zufolge unsrer Konvention deutete Julchen alles auf sich, und meine Augen sagten ihr hinlänglich, daß es ihr gegolten habe. Julchen machte mir Hofnung daß ich durch die Ankunft des Marquis ihres Vaters, welcher bald kommen müsse, bald von diesem beschwerlichen Zwange befreit werden würde. Ich versicherte sie, daß mir dieser Zwang ein Abscheu wär, mich zur Verzweiflung brächte, und der Herr Marquis sehr wohlthun würde, wenn er bald käm, sonst könnte ich nicht dafür stehen, daß nicht unangenehme Auftritte vorfielen. Den folgenden Tag war ich genöthigt, eine Reise aufs Land zu machen, und mich auf einige Zeit zu entfernen. Ich gieng zur Marquisinn mich bei ihr zu beurlauben; sie verlangte, daß ich ihr alle zwei Tage schreiben sollte; dies verrückte mir das Konzept an Julchen zu schreiben; wir dachten zusammen über ein Mittel nach, diese Schwierigkeit zu heben, und das beste, was uns einfallen wollte, war folgendes: wir zogen die Kammerfrau der

Mar=

Marquisinn mit in unser Interesse; ich war wirklich entschlossen an die Mutter zu schreiben, allein in dem Zwischenraum der Zeilen schrieb ich an Julchen, und zwar mit einer gewissen Komposition, welche nicht eher sichtbar wurde, als wenn man das Blatt vors Feuer gehalten hatte. Sobald die Marquisinn mit Lesung meines Briefs fertig war, verschloß sie ihn in einen kleinen Kuffer, wozu sie beständig den Schlüssel hatte; wenn sie ausgegangen war, so nahm die Kammerfrau den Schlüssel und brachte Julchen meinen Brief. Dieser kleine Briefwechsel wurde acht Tage hindurch durch nichts unterbrochen und unser Projekt wurde ganz vortreflich ausgeführt. Allein das Glück wurde müde mir günstig zu seyn, und setzte mich bald auf die stärkste Probe.

Die Marquisinn bemerkte den Verlust ihrer Briefe, sie nahm deshalb ihre Kammerfrau her, und drohete ihr, sie sogleich fortzujagen, wenn sich nicht alles wiederfände. Welche Verlegenheit für Julchen! Die Karakter der Schrift konnte man nicht auslöschen, ich hatte diesen unvermutheten Fall nicht bedacht, und die Zurückgabe der Briefe war unmöglich. Die Ankunft des Marquis riß sie aus dieser Verlegenheit, allein sie vergröserte unser Unglück. Er kam aus der Provence, wo er seit sieben Monaten gewesen war. Ich hatte ihn noch nicht

gesehen, denn er war schon abwesend, eh ich seine Familie noch kannte. Er wollte seine Gemahlin auf eine angenehme Art überraschen, und kam acht Tage eher, als er geschrieben hatte. Er gieng sogleich zu ihr, ohne sich vorher anmelden zu lassen, aber diese Ueberraschung war der Marquisinn nichts weniger als angenehm, sie war eben beschäftigt meinen letzten Brief zu lesen. Urtheilen Sie von ihrem Erstaunen, als sie den Marquis fast in ihren Armen sah, eh' sie, ihn noch erwartet hatte. Potztausend Madame, Sie lesen ja da sehr aufmerksam, sagte er, nichts kann Sie zerstreuen; die Bewegung, welche sie bei diesen Worten machte, meinen Brief zu verbergen, machte, daß der Marquis etwas argwöhnte, was er weit entfernt gewesen war, zu denken. Er wollte wissen, was sie läse; sie konnte seiner Neugierde nicht widerstehen, und ihre Zögerung machte ihn nur noch neugieriger. Stellen Sie sich den Zustand eines Mannes vor, der in den Händen seiner Frau einen Liebesbrief findet! Wuth benahm ihm alle Kraft zu reden, da er sich aber endlich durch die beisendsten Vorwürfe Luft gemacht hatte, so setzte er die Marquisinn in die grausamste Lage. Dieses ist nicht der erste Brief den Du erhalten hast, Du sollst sie mir alle zeigen; ich weiß alles, erspare Dir also die Mühe zu lügen. Dieses sagte er, damit ihm die Marquisinn nichts verheelen sollte.

Sie

Sie wurde durch diese vermeinte Kenntniß ihres Mannes betrogen; warf sich ihm zu Füsen und war einfältig genug ihre Schwachheit zu gestehen. Er wollte den Gegenstand derselben wissen, allein sie sagte es ihm durchaus nicht. Die Briefe waren alle ohne Unterschrift, und als ich durch ihr erstes Schreiben, welches mir dieses Unglück verkündigte, gebeten wurde, ihr beizustehen, so war ich sehr froh, daß ich diese Vorsicht gebraucht hatte. Meine Geschäfte waren bald geendigt und ich kam wieder in Paris an. Meine Schwester war sehr in Verlegenheit, wie ich mir bei der Marquisinn Zutritt verschaffen wollte, sie war unsre gemeinschaftliche Vertraute, und Julchen hatte ihr von allem Nachricht gegeben, was vorgegangen war. Die Freundschaft so der Marquis gegen sie gezeigt hatte, als sie ihrer Gewohnheit gemäß, ihren Besuch abstattete, brachte mich auf den Entschluß mit ihr dahin zu gehen und mich zu stellen, als wenn ich noch gar nicht im Hause bekannt wäre. Ich ließ der Marquisinn Nachricht hiervon geben, und bat, daß sie sich so gegen mich betragen möchte, als wenn sie mich in ihrem Leben noch nicht gesehen hätte. Dieses unterbrach zwar den musikalischen Unterricht, allein man mußte schon etwas aufopfern, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, meine Julie zum letztenmal gesehen zu haben, und ich

beobachtete die sogenannte Etiquette mit vielen Zeremonien; auch trachtete ich sogleich mich beim Marquis einzuschmeicheln. Er schien in eine tiefe Traurigkeit versenkt und auf ein unglückliches Vorhaben bedacht zu seyn. Verschiedne Tage giengen vorüber, ohne daß ich seine Absicht erforschen konnte; als ich ihn endlich einmal in seinem Zimmer allein fand, so konnte er sich nicht enthalten einige Thränen fallen zu lassen; mit vieler Theilnehmung fragte ich ihn um die Ursach derselben, es war ihm unmöglich sie mir zu verheelen, er machte mir die rührendste Erzählung. Ich wurde davon durchdrungen, und machte mir Vorwürfe, daß ich die unschuldige Ursach dazu gewesen war. Ich suchte ihn zu besänftigen, und dem Anscheine nach mußte er die Marquisinn sehr geliebt haben. — Wir trennten uns, aber er war nicht ganz aufrichtig und vertrauete mir das Projekt nicht, welches er den andern Tag ausführte; mit Anbruch desselben lies er die Marquisinn auf ein Schloß bringen, welches er zwei Meilen von Paris hatte; ich erfuhr dieses durch die Kammerfrau, die er an eben diesem Tage abdankte, weil er glaubte, daß sie Theil an dem Verständnisse gehabt hätte. Ich stellte mich gegen sie, als wenn ich in voller Verzweiflung wäre, allein im Grund war es mir lieb, daß ich nicht mehr nöthig hatte, mir Zwang

an=

anzuthun. Ich belohnte sie für ihre gute Dienste, und dachte an nichts, als den Marquis zu trösten.

Die Freundschaft, welche er gegen mich hatte, gab mir Gelegenheit die liebenswürdige Julie zu sehen. Ich schlief sogar diesen Abend bei ihm, und fieng schon an nichts mehr zu fürchten, als ich einen Brief von der Marquisinn empfieng, worinnen sie mir befahl, unausbleiblich nach . . . zu kommen, wohin sie verbannt war. Ich nahm mir vor, es nicht zu thun, und zeigte Julchen den Brief; diese verlangte, daß ich hinreisen sollte, denn sie fürchtete sich, daß ihre Mutter aus Verzweiflung dem Marquis sagen würde, daß er den Liebhaber seiner Tochter bei sich säh; (denn ungeachtet der Sorgfalt meine Liebe zu verbergen, hatte sie mir doch oft Vorwürfe wegen der Aufmerksamkeit gemacht, welche ich gegen meine Schülerin zeigte.) Julchens Wille war ein Gesetz für mich; ich konnte ihr diese Gefälligkeit nicht abschlagen. Ach, wie theuer ist sie mir geworden! Wie viel Unglück hätte nicht mein Ungehorsam verhüten können.

Die Thränen, womit meine Augen angefüllt waren, unterbrachen hier meine Erzählung und

ich

ich sah mit Vergnügen, daß meine liebenswürdige Unbekannte eben so traurig als ich war. Ich suchte mich wieder zu fassen, und bat sie, es mir zu verzeihen, daß ich mein Gespräch unterbrochen hätte, und fuhr also fort:

Des andern Tags früh beurlaubte ich mich bei dem Marquis, unter dem Vorwande einige Geschäfte abzumachen, und gieng mit Postpferden nach ..... Ich trat ins Schloß, und wunderte mich, daß ich niemand fand, auser einige Bediente von ziemlich gutem Gemüthe. Nachdem der Marquis seine Gemahlin hieher verwiesen, hatte er sie noch nicht genug in Sicherheit geglaubt, sondern zwei Tage hernach Befehl gegeben, sie einige Meilen von da in ein Kloster zu bringen, wenn man es ohne Vorwissen seiner Bediente thun könnte. Man hatte seine Befehle getreulich ausgeführt; ich konnte von den Leuten nicht erfahren, wo sie wär; sie wußten es selbst nicht und sagten; daß sie wahrscheinlicherweise bei einem Nachbar über Nacht müßte geblieben seyn; daß sie dieses gewöhnlich thät, wenn sie Besuche mache, und wenn ich nur warten wollte, sie würde gewiß noch am nämlichen Tage zurückkommen. Ich folgte ihrem Rathe, nahm ein Buch und verschloß mich im Kabinet. Nach einigen Stunden hörte ich Lärm im Hof;

meine Neugierde flößte mir anfänglich ein, zu sehen, wer es wär, allein da ich vest glaubte, daß es die Marquisinn seyn würde und nicht haben wollte, daß ein Bedienter bei unsrer Zusammenkunft wäre, so setzte ich mich einer neuen Gefahr aus. Ich wartete in diesem Kabinet. Aber welch ein Gegenstand stellte sich meinen Augen dar, als ich durch die taffetnen Vorhänge, die den Glasthüren zur Zierde dienten, sah! es war der Marquis selbst, mit seiner Tochter. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich zu zerstreuen, weil er Paris nach dem ihm begegneten Unglücke nicht mehr ausstehen konnte; oder vielleicht wollte er auch nur bei den Bedienten Erkundigung einziehen, was während den zwei Tagen, welche die Marquisinn auf dem Schlosse zugebracht hatte, vorgefallen wäre. Bei seiner Ankunft hatte er erfahren, daß ein junger Mann in seinem Kabinette wär. Stellen Sie sich also mein Erstaunen vor, als ich sah, wie er sich mit dem Degen in der Hand anschickte, die Thür desselben aufzusprengen. Ich beschloß aufzumachen, setzte mich in Vertheidigungsstand und schrie ihm zu, daß er in einem unglücklichen Irrthume wäre. Es fehlte nicht viel, so fiel ihm der Degen aus der Hand, als er mich erkannt hatte. Allein bald darauf gerieth er wieder in die äuserste Wuth. Treuloser Freund, also Du bist es, der

mich

mich verräth! sagte er; stirb und empfang den Lohn deiner Schandthat. Ich hatte nicht Zeit, mich zu erklären; er drang wütend auf mich ein, und es fieng unter uns ein heftiger Streit an. Julie brachte mich zur Verzweiflung; sie warf sich in Thränen schmelzend zwischen uns. Ihr Vater wurde dadurch nur noch wütender. Endlich brachte man uns doch ohne Blutvergiesen aus einander, und ich gieng fort, voller Raserei gegen mich selbst, daß ich einen solchen dummen Streich gemacht hatte.

Ich kam wieder in Paris an, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte. Der Marquis wüthete, und auch das arme Julchen wurde ein Opfer seines Zorns; er hielt sie für eine Mitverschworne und sperrte sie auf der Stelle in ein Kloster. Dieses erfuhr ich den andern Tag durch einen Brief, welchen sie mir schrieb, und ich glaubte, bei Lesung desselben mein Leben auszuhauchen. Ich begieng die größten Ausschweifungen und wollte mich sogar entleiben. Ohne den Beistand meiner Schwester und einiger Freunde würde mich der Tod von allen Uebeln befreit haben. Ich wurde ruhiger, aber nur um den gehabten Verlust desto stärker zu fühlen. Ich machte den Anschlag Julchen zu entführen. Ich versammelte meine Freunde, welche mir schwuren, entweder

alle zu sterben, oder sie aus ihrer Sklaverei zu befreien. Aber ein Teufel meiner Ruhe mußte mein Vorhaben verrathen haben. Der Marquis wurde, Gott weis durch wen, von unserm schon reifen Vorhaben unterrichtet, auch habe ich es nie erfahren können, wer uns verrathen hat. Er ließ Julchen anders wohin bringen (welches ich im Kloster erfuhr, als ich dahin gieng um sie vorher zu unterrichten; denn eher konnte ich nichts unternehmen, bis sie ihre Einwilligung gegeben.) Ich kam nach Paris zurück, dankte meinen Freunden, und überließ mich meiner Verzweiflung. Ich wurde von einem heftigen Fieber befallen und war einige Tage in Lebensgefahr. Schleunige Mittel, meine Jugend und meine gute Natur retteten mich, und ich versprach meiner Schwester, mich zu beruhigen. Ich war so glücklich durch Julchen von ihrem neuen Aufenthalte unterrichtet zu werden; sie meldete mir zu gleicher Zeit den Tod der Marquisinn, welche die üble Begegnung ihres Mannes nicht hatte überleben können. Ich beklagte diese Dame, ob sie gleich an allem Unglück Schuld war; ich gab mir Mühe Julchen zu trösten, theilte ihr Nachricht von meinem Vorhaben mit, und bat, es mir wissen zu lassen, wann es Zeit seyn würde, loszubrechen. Ich glaubte mein Unternehmen so geheim auszuführen, daß der Marquis

quis gar keine Wissenschaft davon haben könnte, allein er war zu wachsam und unternehmend, als daß er uns hätte sollen zu Athem kommen lassen. Er ließ alle Briefe auffangen welche an seine Tochter kamen, und auch die, welche sie schrieb. Er empfieng meinen Brief und sah mit Erstaunen, daß ich seine Tochter liebte. Der Schmerz, welchen er empfand, einen Freund beleidigt zu haben, der ihn nicht entehrt hatte, warf ihn auf ein gefährliches Krankenlager; allein ein Ueberrest seines Zorns zwang ihn während seiner Krankheit mit Auffangung unsrer Briefe fortzufahren. Ich wußte nicht was ich von Julchens Stillschweigen denken sollte, ich beklagte mich darüber; — keine Antwort. Ich wurde wüthend und beschloß diejenige zu vergessen, welche mich auf eine so grausame Art verließ; als meine Schwester die Nachricht von dem Marquis empfieng, daß sie den Schleier ergreifen würde; er beklagte sich zugleich sehr über mein Betragen und Vorhaben. Ich war nicht mehr Herr über mich; ich wollte meiner Julie zu Hülfe eilen, um diese traurige Handlung zu verhindern. — Meine Freunde schlugen es mir ab, mir zum zweitenmal zu helfen; sie fürchteten die Wachsamkeit des Marquis — — ich war genöthigt ruhig zu seyn; ich verfluchte mein Schicksal, und wollte von keinem Troste etwas

was hören. So vergiengen einige Monat, eh' ich mich wieder von meiner Verzweiflung erholen konnte. Ich wollte sogar Julchen hassen, aber, wie groß war nicht meine Blindheit! Ihr Bild schwebte mir beständig vor Augen, und ich konnte sie nicht aus meinem Herzen vertilgen. Endlich hörte ich, daß sie angekleidet war; ich dachte nichts, als an den Tod; das Schicksal hat es aber anders gefügt; ich habe das Ende meiner Leiden nicht finden können. Ich verließ Paris, dessen Aufenthalt mir so traurig gewesen war; ich gieng auf vier Jahre zu einem meiner Freunde, und blos auf sein Zureden bin ich hier, um diesen Schmerz, welcher mich verzehrt, zu zerstreuen. Ich glaubte meine Julie vergessen zu haben, allein, ob sie mich gleich so niederträchtig verlassen hat, so fühle ich doch, daß ich sie lieben werde, so lange ich lebe.

Kaum konnte ich diese letzten Worte herausbringen; hervordringende Thränen benahmen mir die Sprache. Meine Vertraute wollte reden, allein sie stammelte nur unterbrochene Silben heraus. Ich erstaunte über diese Wehmuth. Ganz auser mir selbst stand ich auf, und durch eine auserordentliche Bewegung getrieben, umarmte ich ihre Knie, ich beschwur diejenige, welche einen so grosen Theil an meinem Schmerze

 nahm,

nahm, mir die Ursache eines so ungewöhnlichen Mitleids zu sagen. Sie schlug ihre Sonnenkappe zurück; aber wie groß war mein Erstaunen! Meine Julie warf sich mir, ganz in Thränen schwimmend, in die Arme und erstickte mich fast mit ihren Küssen. In diesem Augenblicke verlor ich alles Bewußtseyn, und als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich auf meinem Bette. Julchen saß neben mir und war beschäftigt mich durch Hülfe der stärksten Geister ins Leben zurück zu rufen. Vier oder fünf Damen halfen ihr mit vieler Güte. Endlich öfnete ich die Augen, aber kaum hatte ich diejenige, welche ich mehr als mein Leben liebte, umarmt, so fiel ich wieder in einen Zustand, der schlimmer als der erste war. Ich gab einige Zeichen des Lebens und kam endlich aus meiner Betäubung, um mit dem stärksten Fieber zu kämpfen. Man rief Aerzte herbei. Sie befohlen, daß alles aus der Stube gehen sollte; Julchen mußte ebenfalls fort: sie verboten es ihr, sich vor mir sehen zu lassen, so lange ich in Gefahr seyn würde. So vergiengen zwei Tage in dem elendesten Zustande. Alle Augenblicke fragte ich nach Julchen und beschwur die Aerzte sie nicht länger von mir zu entfernen; ich versicherte sie, daß ich lieber sterben, als länger des Vergnügens beraubt seyn wollte, sie zu sehen. Ich versprach ruhig zu seyn:

Julchen kam — die Thränen rollten ihr die Wangen herab. Ich konnte fast in einer ganzen Stunde kein Wort sprechen. Endlich bat ich sie mir zu sagen, durch welches glückliche Ungefähr sie sich in Bourbon befände, und hier ist es, was sie mir erzählte.

„Die Traurigkeit in welche ich seit Ihrem unglücklichen Zwiste versenkt bin, hat meine Gesundheit so geschwächt, daß ich hieher gekommen bin, mich zu zerstreuen. Ich habe sogar in Paris gerichtliche Nachsuchungen anstellen lassen, ohne Sie ausforschen zu können. Selbst Ihre Schwester wußte nicht, wo sie waren, und beklagte sich bitterlich darüber, daß Sie sie vergäßen. Ueber das Gerücht von meiner Einkleidung wundere ich mich gar nicht; der Zorn, in welchen ich gegen einen Mann gerieth, der mich verließ — denn ich bekam auf verschiedene Briefe, die ich schrieb, keine Antwort — hatte mich wirklich so weit gebracht, den Schleier zu nehmen, und von den Männern wollte ich gar nichts mehr wissen. Der Tag wurde angesetzt, aber der Tod meines Vaters vereitelte meinen Vorsatz. Zwei Tage vor seinem Ende schrieb er mir den beweglichsten Brief; er bat mich um Verzeihung, daß er mich so ungerecht für eine Mitverschworne der Ausschweifungen meiner Mutter gehalten

 hätte.

hätte. Er bat mich, seine Grausamkeit zu vergessen und von meinem Vorhaben abzustehen, er beschwur mich Sie suchen zu lassen, alle seine Güter mit Ihnen zu theilen, und auch Sie so weit zu bringen, daß Sie seine Wuth vergäßen. Am Ende versicherte er mich, daß er zufrieden sterben würde, wenn er uns vereinigen könnte eh' er in die Ewigkeit gieng. Ich verließ augenblicklich das Kloster, und kam noch zeitig genug an, um ihm die Augen zuzudrücken. Ich beweinte einen so grosen Verlust, und dachte an nichts, als seinen letzten Willen zu vollführen, meine eigene Neigung trieb mich hinlänglich dazu an. Nachdem ich meine Sachen in Ordnung gebracht, habe ich mich mit meiner Tante, welche Sie hier sehen, hieher begeben. Voll Verzweiflung Sie nicht zu finden, war ich entschlossen unverheirathet zu bleiben, allein da ich so glücklich gewesen bin Sie wieder zu finden, so vergesse ich alle meine Leiden, und überlasse mich ganz der Freude einen Mann wieder zu sehen, der mir so werth ist."

Bei diesen Worten umarmte ich sie, und versicherte ihr, daß niemand in der Welt sie so zärtlich lieben könne, als ich. Wir thaten hierauf noch verschiedne Fragen an einander; sie sagte, daß sie mich Abends vorher

in

in dem Garten erkannt hätte; allein sie hätte sich vorher eh sie sich zu erkennen gegeben, persönlich durch meine Erzählung überzeugen wollen, ob ich noch treu wär; welches sie denn bewogen habe, mich auf meinem Rasenbette zu überraschen; daß sie alle Mühe hätte anwenden müssen, um mich nicht aus dem Schlafe zu erwecken, damit sie sich von dem überzeugen könne, was sie so gern gewußt hätte.

In zwei Tagen, war ich wieder hergestellt. Ich bringe mit meinem Julchen die angenehmste Augenblicke meines Lebens zu. Wir sind Willens unvorzüglich nach Paris zu reisen. Im Vorbeigehen werden wir uns sprechen, und ich will, daß derjenige, welcher durch seinen Rath so viel zu meinem Glücke beigetragen hat, auch ein Zeuge meiner Freude und der Erkenntlichkeit sei, mit der ich ewig bin ꝛc.

# Die entdeckte Unschuld.

Ein junger Mensch von guter Herkunft hielt sich zu Glasgow, einer erzbischöflichen Stadt in Schottland, auf, und hatte sich in einen vertrauten Umgang mit einem Mädchen von seinem Alter eingelassen; weil es ihm aber nicht erlaubt war, sie öffentlich zu besuchen, so veranstalteten sie nächtliche Zusammenkünfte, mit so viel Vorsichtigkeit, daß Monate lang die eigenen Hausgenossen dies geheime Verständniß nicht entdeckten. Einmal aber fügte sichs, daß die Nachbarn ihn gewahr wurden, als er sich des Nachts aus dem Hause schlich; weil sie aber blos den unerlaubten Umgang dieses Mädchens mit dem jungen Menschen argwöhnten, so schwiegen sie, und deckten dadurch beider Schande.

Nach wenigen Tagen geschah in diesem Hause ein beträchtlicher Diebstahl, indem vieles Silgeschirr und Kostbarkeiten entwendet wurden, und Niemand konnte weiter, als durch Argwohn, einen Thäter angeben. Nicht ohne Ursache besorgten daher die Nachbarn, daß auch auf sie könnte gemuthmaset werden, und fanden daher für gut, der Obrigkeit anzuzeigen, daß sie den jungen Menschen, zu der Zeit, und auf die Art,

aus

aus dem beraubten Hause hätten gehen sehen. — Diese Umstände erregten Verdacht genug wider den unglücklichen Nachtwanderer, daß er ins Gefängniß geworfen wurde. Voll Erstaunen läugnete er das angeschuldigte Laster; sein Mädchen aber nicht zu beschimpfen, wollte er auch nicht die wahre Ursache sagen, warum er des Nachts in dem Hause gewesen; daher brachte er seine Rechtfertigung so verwirrt, so unwahrscheinlich hervor, daß man es fast für ausgemacht hielt, in ihm den Thäter entdeckt zu haben. Weil er inzwischen in Behauptung seiner Unschuld fortfuhr, ward ihm die peinliche Frage zuerkannt. — In Schottland besteht die Tortur darinnen, daß der Inquisit eine Menge Wassers verschlucken muß; wenn dieses den Leib aufgetrieben hat, legt man ihn auf die Erde und bedeckt ihn mit einem Bret, auf welchem so heftig gesprungen und gestampft wird, daß der Beschuldigte solches mit der äusersten Gewalt von sich geben muß.

Als das Mädchen dies schreckliche Urtheil erfuhr, womit ihr Liebhaber bedrohet ward, versuchte sie ihn, mit Verläugnung ihrer Ehre und guten Rufs, zu retten, gieng vor die Richterschranken und entdeckte die wahren Absichten seiner nächtlichen Gänge, mit Bezeugung, daß er an dem Diebstahl vollkommen unschuldig sei; allein man sahe dies Bekenntniß für ein ver-

liebtes Kunststückchen an, und wies sie mit Beschämung zur Ruhe.

Nun stelle man sich die Schreckbilder vor, welche nothwendig das Gemüth eines Menschen von zwei und zwanzig Jahren beunruhigen mußten. Auf einer Seite die Schande einer peinlichen Anklage, wegen eines der niedrigsten Laster, auf der andern die Martern der Tortur; daher es wohl kein Wunder war, daß er lieber den Tod zu erwählen, als ein entehrtes Leben zu erhalten, schlüßig wurde; doch hielt er die erste Probe aus: nachher legte er ein erdichtetes Bekenntniß des angeschuldigten Diebstahls ab, und bat nur die Todesstrafe bald an ihm zu vollziehen. Dies ward ihm aber nicht eingeräumt, sondern er mußte bis zu gewisser Zeit, als ein elendes Opfer der Gerechtigkeit, im Kerker zubringen.

Als er hier saß, traf sich's, daß noch zween Räuber eingezogen wurden, und diese sollten mit ihm noch zu gleicher Zeit ihr Urtheil empfangen. Sie waren zwar so weit entfernt, daß keiner den andern berühren konnte, indem sie an verschiedne Wände angeschlossen waren; doch hatten sie den Trost, sich mit einander zu unterreden, und was war natürlicher, als daß sie sich von ihren Verbrechen und den bevorstehenden schrecklichen Stunden ihres noch kurzen Lebens unterhielten? Bei solcher Gelegenheit erzählte der Jüngling seine traurige Geschichte und entwickelte dabei seine Unschuld.

Nichts ist beredter, als die Sprache, welche die gekränkte Unschuld redet, und hier wirkte sie, mit wunderbarer Kraft auf die harten Herzen dieser beiden Räuber. Sie selbst hatten den Diebstahl begangen, welcher dem jungen Menschen zur Last gelegt wurde, und dies Verbrechen war dem Richter noch nicht entdeckt worden. Was ists mehr, dachten sie, sterben müssen wir doch, und dies Eine Verbrechen wird unser Schicksal nicht eben sehr verschlimmern können. Sie beschlossen also, dem Unschuldigen das Leben zu retten.

Sobald dies vor die Ohren der Richter kam, wurden die Räuber darüber vernommen, und sie brachten so augenscheinliche Beweise und genaue Umstände bei, daß der Vorhang plötzlich aufgehoben und der junge Mensch öffentlich für unschuldig erklärt wurde. Zur Vergeltung erhielt er die Einwilligung, seine Liebste zu heirathen, um derentwillen er in die Gefahr des nahen Todes gerathen war. Wär es nach seinem Willen gegangen, so wäre sein Leben ausgemesen, ehe diese Entdeckung konnte gemacht werden; ja seine Unschuld wäre auch wohl nach seinem Tode nicht einmal ans Licht gekommen. Hier aber zeigte Gott, daß er Vergehungen heimsuchen, aber auch mit gerechtem Gerichte die Unschuld zu rechter Zeit ans Licht stellen kann.

# Friedrichs Ritterfahrt zum Olymp.

Als neulich Herr Merkurius
Im Himmel rapportirte,
Daß König Friedrich Maximus
Noch immer hier agierte,
Sprach Zevs: Er hat genug gelebt;
Zeit ist es, daß man ihn begräbt;
Ich gebe seine Krone
Nun seines Bruders Sohne.

Er fertigte die Ordre aus
Und sandte durch den Boten,
Sie in des Pluto finstres Haus,
Den Sammelplatz der Todten.
Hier fand Merkur den Knochenmann
Und sprach zu ihm: Da sieh dies an,
Es wird dir anbefohlen,
Den grosen Fritz zu holen.

Sobald der Tod die Ordre sah;
Erbebte sein Gebeine;
Er sprach zum Pluto: Herr Papa,
Ich geh' nicht so alleine;
Ja geht nicht Vater Ziethen mit,
So thu ich warlich keinen Schritt,
Denn das will vieles sagen,
So was allein zu wagen.

Von Ziethen kriegte gleich Befehl,
Den Tod zu sekundiren;
Auch sollte General von Scheel
Mit nach der Welt marschiren,
Hört! sagte Pluto, machts gescheut,
Denn wenn ihr hier nicht glücklich seid
So dürft ihr sicher trauen,
Den Himmel nicht zu schauen.

Doch Ziethen, streichend seinen Bart,
Antwortete mit Lachen:
Fritz wird nun bald, nach seiner Art,
Ein Herbstmanövre machen,
Wagt er sich nun aus Sanssouci,
So können wir ihn ohne Müh',
Anstatt zu manövriren,
In Himmel transportiren.

Es machten sich dann diese Herrn,
Nach wackrer Preußen Weise
Von aller Furcht und Zaudern fern,
Geschwind auf ihre Reise.
Sie eilten nach der Oberwelt,
Zu fangen Preußens tapfern Held,
Und standen auf der Lauer,
Dicht an des Schlosses Mauer.

Es standen unsre Helden da,
Dem König aufzupassen,
Als eben Madam Podagra
In etwas ihn verlassen.

Er ahnd'te nichts von der Gefahr,
Und weil auch schönes Wetter war,
So lies er sich verleiten
Ein wenig auszureiten.

Kaum aber war er vor dem Thor,
So ward ein dicker Nebel,
Und gleich sprang Vater Ziethen vor,
Und grif nach seinem Säbel.
Dem König war dabei nicht wohl;
Er grif nach seinem Terzerol,
Das war zu allem Schaden
Den Morgen nicht geladen.

Verzeihen Ihro Majestät,
Sprach Scheel mit vielem Bücken,
Sie werden, weils nicht anders geht,
Sich in Geduld drein schicken.
Im Himmel ist es auch recht gut;
Da fließt von keinem Säbel Blut,
Da schweigen die Kanonen
Da ist vortreflich wohnen.

Auch können Ihro Majestät
Im Himmel manövriren;
Bellona, die das Ding versteht,
Hält viel vom Exerzieren.
Sie sind dort schon mit Ruhm bekannt,
Und an des Tafelsaales Wand
Stehn alle Dero Siege
Vom siebenjähr'gen Kriege.

Der

Der König sprach: Ich seh' es ein,
Aus ist's mit meinem Leben;
Die Sache kann nicht anders seyn,
Ich muß mich drein ergeben.
Auf Erden hält mich nichts zurück;
Ich machte meiner Völker Glück;
Die Größe meiner Staaten
Ist Wirkung meiner Thaten.

Der Tod verlas nun den Befehl,
Und schüttelte die Sense;
Des Pferdes Zügel faßte Scheel
Und Ziethen nahm die Trense.
Schnell, wie der Blitz nur fahren kann,
Gieng izt die Reise himmelan,
Und unter ihnen ferne
Blieb Sonne, Mond und Sterne.

Im Himmel stand ein Grenadier
Von Potsdam als Gefreiter,
Der sprach zur Wach: Ich sehe hier
Von weitem einen Reiter;
Ach wenn's doch Vater Friedrich wär! —
Er ist's! Heraus, Bursch', ins Gewehr!
Ihr müßt gut präsentiren,
Das wird ihn recht charmiren.

Der König kam; der Offizier
Der Wache salutirte;
Indem der Tambour, nach Manier,
Die Trommel wirbelnd rührte.

Nun gieng es schnell die Strasen durch
Bis zu des Donnergottes Burg;
Hier sas man gleich beim Mahle
Im grosen Göttersaale.

Der Marschall, der den Dienst versah,
Trat ein, ihn anzumelden;
Welch froh Getümmel wurde da
Bei Götter und bei Helden!
Nektar, Ambrosia, blieb stehn,
Um Preußens Friederich zu sehn;
Ihn freudig zu empfangen
War jedermanns Verlangen.

Hier kühne Muse sei dein Ziel;
Du darfst nicht weiter singen;
Es ist für deinen Schwung zu viel,
In das hinein zu dringen.
Was Zevs für Friederich beschloß.
O! sein Verdienst ist allzugroß,
Er that zu viel auf Erden,
Um gnug belohnt zu werden.

Indeß hat seines Bruders Sohn,
Zu alles Volks Vergnügen,
Den weltberühmten Königsthron,
Auf dem er sas, bestiegen.
Da sitz' und herrsch' Er unverrückt,
Wie Friedrich weis' und hochbeglückt,
Um einst nach fernen Jahren
Dem Oheim nachzufahren!

*†* *†* *†*

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreiber, Alois Wilhelm,

Kleine Aufsätze zur Erholung für allerlei Leser

Frankfurt 1787

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941964-8